

2622-781 2

Braunschweigische Heimat



81.18907
(2403-743)

Universitätsbibliothek
der
Technischen Universität
33 Braunschweig
Pockelsstraße 13

1981

67. Jahrgang · Heft 1 · März

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Wolfenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

Die Turmhelme von St. Martini in Braunschweig 1946 bis 1980 und die Restaurierung der Kirche Von Dipl.-Ing. Norbert Koch, Waller Weg 4, 3301 Lagesbüttel	1
Das Grabmal des Dr. med. Johann Gabriel Schmiedt (1662—1686) aus der Stephanikirche in Helmstedt Von Rudolf Kleinert, Wilhelmstraße 4, 3330 Helmstedt, Ingrid Henze, Wallgasse 20, ebd., Dr. med. Christian Walther, Wallgasse 21, ebd.	9
Das Armenwesen in Königsutter am Elm bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Von Heinz Röhr, Pastorenkamp 12, 3307 Königsutter	20
Nochmals die Fleischwürste in Ostfalen. Nachträge zu dem Aufsatz im 43. Jahrgang der „Braunschweigischen Heimat“ (1957) Von Werner Flehsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig	24
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1980 Von Dr. Mechthild Wiswe, Jakob-Hofmann-Weg 4, 3300 Braunschweig . . .	30
Neues heimatliches Schrifttum	32

HINWEIS AN UNSERE MITGLIEDER

In Verbindung mit dem Braunschweigischen Landesmuseum hat unser Verein die Sonderveröffentlichung

„Historische Zinngießerei im südöstlichen Niedersachsen“

von Frau Dr. Mechthild Wiswe herausgegeben.

Der Band von 186 Seiten, der zahlreiche Abbildungen enthält, kostet für unsere Mitglieder DM 16,— (Verkaufspreis im Buchhandel DM 29,80). Bestellungen sind an die Geschäftsstelle im Braunschweigischen Landesmuseum (Mönchstr. 1, 3300 Braunschweig, Telefon 0531 - 46489) zu richten.

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65-308
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 11 16 90, Braunschweig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e.V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

67. Jahrgang

März 1981

Heft 1

Die Turmhelme von St. Martini in Braunschweig 1946 bis 1980 und die Restaurierung der Kirche

Von Norbert Koch

1. Die Turmhelme

Am 15. Oktober 1980, 36 Jahre nach dem furchtbarsten Luftangriff, der die Stadt getroffen hatte und der den größten Teil der Altstadt vernichtete, erhielt St. Martini die bis dahin bestehenden und schon aus Darstellungen des 16. Jh. bekannten ca. 20 m hohen Turmspitzen zurück.

Ein Dokument aus der Bekrönung des südlichen Daches von 1947 schildert erschütternd die Zerstörung der Kirche und die Hoffnungslosigkeit und Verbitterung der Menschen. Trotz der Not beauftragte der Stadtkirchenausschuß dennoch zu Beginn des Jahres 1946 den Architekten August Pramann, die Sicherungsarbeiten zur Erhaltung der Kirche und der gefährdeten Türme durchzuführen.

Aus seinem Bericht heißt es: „Die Holzeinbauten der Türme und die beiden hohen Turmhelme waren verbrannt. Das Mauerwerk beider Türme hatte mehrere Risse, die an den Turmgesimsen etwa 20 cm breit waren und sich nach unten, in der Breite abnehmend, bis in die Höhe des Kirchenschiffes fortsetzten.“

Zur Sicherung der durch den Brand auseinandergetriebenen Türme wurde 1947 in Höhe des Turmgesimses eine 15 cm starke Stahlbetondecke eingebaut, auf die sich das neue Turmdach setzte, in dem Dokument von 1947 eindeutig als „Notdach“ bezeichnet. Die gefährvolle Arbeit des Schließens der Turmrisse wurde von einem Hängegerüst aus vorgenommen, da weder finanzielle Mittel noch Material für das Einrücken der Türme vorhanden war. In zwei verschiedenen Höhenlagen unterhalb der Fenster wurden freiliegende Ankereisen mit heute noch außen sichtbaren Ankerplatten eingezogen, die zwar einem Auseinanderstreben der riesigen Turmschäfte entgegenwirken, diese aber nicht genügend aussteiften. So mußten 1964, als der Einbau eines stählernen Glockenstuhles geplant wurde, sowohl in Höhe dieser Anker als auch in zwei weiteren Geschossen aussteifende Stahlbetondecken eingezogen und das Mauerwerk mit injizierten Stahllankern zusammengehalten werden.



Abb. 1

Ostfront des Westwerks von St. Martini
in Braunschweig mit Quergalerie
und alten Notdächern

Foto: N. Koch

Zu diesem Zeitpunkt war es möglich, die beiden Türme von außen nacheinander komplett einzurüsten und das Mauerwerk neu zu verfugen, Architekturateile zu ergänzen und besonders die durch Brand zerstörten Fensterleibungen und Mittelsäulen der Biforien zu erneuern. Gleichzeitig mußte auch die Bleideckung des südlichen Turmdaches erneuert werden, da das nur 0,5 mm starke Walzblei der Nachkriegszeit nicht standfest genug war. Das nördliche Notdach war bereits 1948 mit Kupfer gedeckt worden und hatte die 32 Jahre bis zum Entfernen am 13. Oktober 1980 ohne Schaden überdauert.

Die neuen 20 m hohen Turmhelme, entworfen in Anlehnung an die Türme der Vorkriegszeit, sind von Prof. Klaus Pieper konstruiert worden, der auch für die Sicherung der Türme in den Jahren 1964—1967 verantwortlich war. Diese Helme stellen in ihrem statischen System ein Faltwerk dar, dessen Ausführung erst durch übergroße Sperrholzplatten aus Finnland ermöglicht wurde. Trotz ihrer leichten Bauweise sind sie aber äußerst verwindungssteif und erlaubten daher ein höchstes Maß an Vorfertigung sowohl auf dem Bauhof als auch auf der Baustelle. So wurden am 13. Oktober mit Tiefladern die 10 m langen Spitzen fertig verkupfert in Braunschweig angeliefert und ebenso die trapezförmigen Unterbauten, die anschließend auf dem Vorplatz der St. Martinikirche zusammengefügt wurden. Bereits am Mittwoch, dem 15. Oktober, konnten in der Zeit von 6.30 Uhr bis 8.10 Uhr der nördliche Turmhelm in zwei Teilen komplett mit Wetterfahne von einem 70 m hohen Gitterkran aufgesetzt werden, am Nachmittag desselben Tages gegen 15.00 Uhr der südliche Turmhelm. Verankert sind sie mit je acht Rundstahlankern an den anfangs erwähnten beiden oberen Geschoßdecken. In den darauf folgenden Tagen wurden von einem Dachdecker-

fahrstuhl aus die Nahtstellen zwischen den Helmspitzen und den Unterbauten verкупfert, die Traufen von den umgebenden Schutzgerüsten.

Im Zusammenhang mit der Erneuerung der Turmhelme im Oktober 1980 wurde die Frage nach der ursprünglichen Form und somit nach der Geschichte der Türme gestellt. In dem Braunschweigischen Magazin von 1924, Sp. 65—74, beschreibt Hans Pfeifer unter dem Thema „Wetterkatastrophen und Kirchturmbrände in der Stadt Braunschweig“ sehr genau die Schicksale der Braunschweiger Turmhelme, angefangen mit der ältesten Nachricht über einen Blitzschlag aus dem Jahre 1195, dem die Turmhelme des Domes einschließlich ihrer oberen Mauerkronen zum Opfer fielen. Von der St. Martinikirche werden ähnliche Ereignisse nicht berichtet, lediglich, daß sie 1815, als der Südturm von Katharinen einem Brand zum Opfer fiel, von einem kalten Schlag getroffen wurde. So ist anzunehmen, daß die bereits 1547 in der Stadtansicht von P. Spitzer dargestellten gotischen Spitzen, gewisse Reparaturen vorausgesetzt, die Zeit vom Mittelalter bis zur Zerstörung vom 14./15. Oktober 1944 überstanden haben. Dieses Alter ist nicht ungewöhnlich. Die Magdeburger Domtürme von 1520 (ca. 104 m hoch) haben die Stadtzerstörung von 1945 überstanden und bestehen damit seit 460 Jahren.

Nach der starken Kriegszerstörung der Braunschweiger Kirchen standen für den Wiederaufbau mehrere Möglichkeiten offen. Mit Ausnahme der St. Petrikirche, die statt der barocken Haube von 1811 die bis dahin bestehende hohe Helmspitze zurückerhielt, sind alle Kirchen soweit wie möglich in den baulichen Zustand der Zeit vor dem Kriege versetzt worden. Starke bauliche Veränderungen zeigt nur die St. Magnikirche, deren Mittelteil bis auf die Grundmauern zerstört war. Sie ist mit modernen Stilelementen ergänzt worden, um das Maß der Zerstörung bis heute festzuhalten.

Eine Rekonstruktion des Ursprünglichen in solcher Situation kann eine dieser Möglichkeiten sein, wenn sich dieser Ursprung belegen läßt. Doch genügt das Wissen von einer Gestaltungsabsicht, um an der St. Martinikirche möglicherweise nie dagewesene romanische Turmhelme historisch korrekt zu rekonstruieren? Wäre dann nicht auch der nächste Schritt erforderlich, das zwischen den romanischen Turmhelmen befindliche gotische Glockengeschoß auf die im östlichen Teil ablesbare romanische Quergalerie zu reduzieren?

Der Sohn Heinrich des Löwen, Heinrich der Pfalzgraf, beabsichtigte bereits 1230/40 für den Dom spitzere frühgotische Helme, was aus dem Kirchenmodell in der Hand Heinrichs des Löwen vom Grabmal im Dom hervorgeht, das er für seinen Vater setzen ließ. Es ist daher anzunehmen, daß auch die Bauherren von St. Martini sich dieser baugeschichtlichen Entwicklung zur Glotik nicht verschlossen hatten, als diese Kirche um die Mitte des 13. Jahrhunderts höchstwahrscheinlich die ersten Turmhelme erhielt.

Wie schon erwähnt, sind seit 1547 in der Stadtansicht von Braunschweig Türme in der jetzt wiederhergestellten Form und Höhe belegt. Die verantwortlichen Bauherren und Architekten des Stadtkirchenverbandes Braunschweig haben daher nicht rekonstruiert, was möglicherweise historisch korrekt wäre, sondern im Sinne der Denkmalpflege die seit einigen hundert Jahren bestehenden, durch Krieg zerstörten Türme wieder hergestellt.



Abb. 2 Montage des Helmunterbaues auf dem Vorplatz der St. Martinikirche Foto: N. Koch



Abb. 3 Aufsetzen des Südturmhelmes der St. Martinikirche

Foto: N. Koch



Abb. 4 Verkrustungen und Frostschäden am Giebelabdeckstein, Südseite der St. Martinikirche

Foto: N. Koch

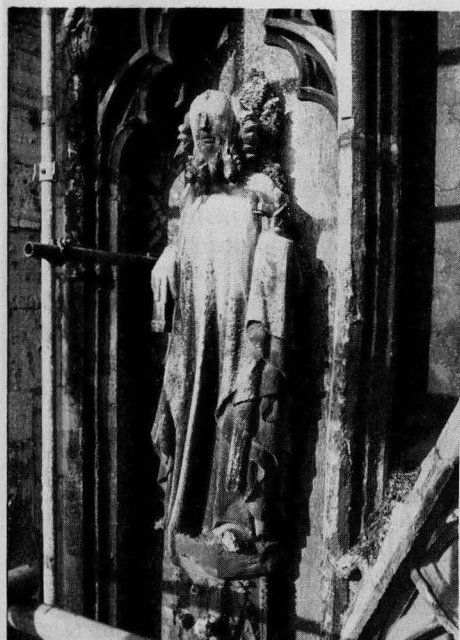


Abb. 5 Beispiel für Verkrustungen
und Verschmutzungen durch Tauben.
Apostel Paulus am Südquerhaus
der St. Martinikirche

Foto: N. Koch



Abb. 6 Zerstörtes Blattkapitell
eines Maßwerkfensters.
Südseite der St. Martinikirche

Foto: N. Koch

2. Die Restaurierung der Kirche

Seit 1977 erscheint St. Martini neben dem gereinigten Altstadttrathaus als dunkles schwarzes Gebäude mit einigen vom Regen ausgebleichten Architekturteilen. Wo ist die graubraune teils rötlich-violette Farbe geblieben, die Ricarda Huch in ihrem Buch „Neue Städtebilder“ von 1929 beschreibt?

Beim näheren Hinsehen zeigt diese stark verschmutzte Außenhaut eine Vielzahl von Steinschäden, angefangen von Verletzungen durch Bombensplitter, Brandschäden an den Abdecksteinen der Querhausgiebel bis hin zu großflächigen Steinabplatzungen.

Viel schwerwiegender sind gleiche Schäden an Skulpturen, da sie oftmals den Verlust von Originalsubstanz bedeuten und es beim Restaurieren auf das Können und Einfühlungsvermögen des Steinmetzens ankommt, fehlende Teile zu ergänzen.

Beim Bau der St. Martinikirche sind zweierlei Steinsorten verwendet worden Für Architekturteile und Skulpturen der Elmkalkstein, für die große Wandfläche bis ca. 1350 der Rogenstein aus dem Nußberg. Der Elmkalkstein, ein Sedimentgestein, besteht vorwiegend aus reinem Calciumcarbont (CaCo_3) in unterschiedlicher Dichte, teilweise sogar mit muschligen Schichten durchsetzt. Er ist

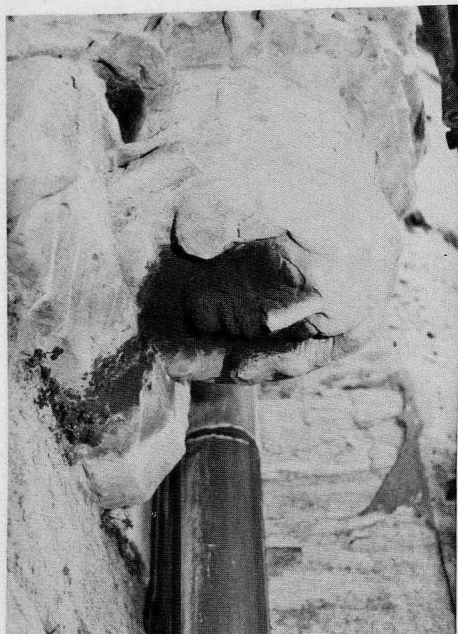


Abb. 7

Verkrustungen einer figürlichen Konsole
neben dem Südquerhaus
der St. Martinikirche

Foto: N. Koch

leicht zu bearbeiten und bei genügender Dichte für das Herstellen von Figuren und Architekturteilen besonders geeignet. Der Rogenstein, ein in kleinen Kugeln kristalliner, eisenhaltiger Kalkstein (Kalkoolith), kann in seiner Härte mit dem Marmor verglichen werden, verwittert aber schneller als der Elmkalkstein, da die einzelnen harten Kugeln teilweise nur schwach durch kalkige Bindemittel zusammengehalten werden.

Diese beiden an St. Martini verwendeten Kalksteine leiden besonders an den sauren Abgasen, die durch die Verbrennung von Kohle und Öl gebildet werden, die Schwefel als Verunreinigung enthalten. Mit dem Regen gelangt auf diese Weise verdünnte Schwefelsäure in das Kapillarsystem der Steine, in denen die Bindemittel angegriffen und in Sulfate umgewandelt werden. So entsteht in einfacher Reaktion aus Kalk Gips, der sich hinter der stark verschmutzten Oberfläche ansammelt, mit dem Schmutz zusammen Krusten bildet und diese schließlich durch Volumenvergrößerung (Kristallisationsdruck) absprengt. Tau- und Frostwechsel vollenden das Schadensbild. Der Rogenstein zeigt im Vergleich zum Elmkalkstein stärkere Verwitterungsschäden, da sich in ihm aufgrund seiner feinen Porosität ein größerer Kristallisations- und Eisdruck aufbauen kann.

Jede Steinrestaurierung hat zum Ziel, möglichst viel von der Originalsubstanz zu erhalten. Die chemischen Mittel, die in den letzten Jahrzehnten zur Steinsanierung angeboten wurden, sind daher so aufgebaut, daß sie einerseits den bindemittelarmen Stein durch Hinzufügen eines neuen Bindemittels in chemischer Lösung wieder verfestigen können und andererseits ihn durch eine

Nachbehandlung vor weiterer Bindemittelauszehrung durch saure Regenwasser schützen.

Diese Steinfestiger auf der einen und Hydrophobierungsmittel auf der anderen Seite gibt es heute in vielen Variationen auf dem Markt; zur Verfestigung vorwiegend Kieselsäureester und zur Hydrophobierung Siliconharze o. ä. Verbindungen. Sie sind in erster Linie am Sandstein erprobt (Bamberg, Köln) und können daher nicht unbedingt in ihrer Wirkung auf den Elmkalkstein übertragen werden. Zur Erprobung dieser beiden Maßnahmegruppen wurden daher Anfang Oktober 1979 ein Rogen- und ein Elmkalkstein sowie ein Kunststein, bestehend aus Elmkalksplitt und weißem Zement (Abmessungen je Stein 25/25/25 cm) in das Zollerninstitut nach Dortmund-Bövinghausen gebracht und dort von Herrn Dr. Luckat und seinen Mitarbeitern auf ihr chemisches Verhalten mit den z. Zt. üblichen Steinverfestigern und Hydrophobierungsmitteln überprüft.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß mit diesen Mitteln die Steinfestigkeit und Resistenz gegen Umwelteinflüsse der an St. Martini verwendeten Steine nicht wesentlich gesteigert werden kann. Da der Kalkstein zusätzlich aufgrund seiner im Vergleich zum Sandstein dichten Struktur nur geringe Eindringtiefe des Festigers ermöglicht, ist eine künstliche Schalenbildung und ein Abplatzen dieser verfestigten Zone nicht auszuschließen und eine großflächige Verwendung dieser Mittel folglich abzuraten.

Der Südquerhausgiebel mit seinen kostbaren Figuren und offenen Maßwerkteilen konnte in diesem Jahr aus finanziellen Gründen noch nicht restauriert werden. Lediglich die Figuren der Annenkapelle wurden bei dem Restaurator Bauer-Bornemann in Bamberg gereinigt, zerbrochene Teile wieder angefügt und kleinere Fehlstellen ergänzt. Ein Abguß dieser Figuren ist für das Aufstellen im Freien vorgesehen, die Originale sollen jedoch im Innenraum der Kirche aufgestellt werden. Der folgende Teil beschreibt daher nur die Arbeitsschritte für die Wandflächen und die Architekturteile von vier Giebelfronten östlich der Annenkapelle mit Ausnahme des südlichen Querhauses. Diese Arbeiten wurden von der Firma Lüttge aus Stadthagen ausgeführt.

In einem ersten Arbeitsschritt wurden lose Krusten und Steinfugen abgestoßen, offene Fugen und Steinrisse zum Schutz vor nachfolgender Reinigung mit Hanf ausgestopft und die Glasfenster mit einer Folie abgedichtet. Danach konnten die Fronten von oben nach unten 6—8 Stunden lang mit reinem Wasser beregnet, hartnäckige Stellen mit der Bürste nachgereinigt und starke Krusten mit leichtem Werkzeug wie Spachtel o. ä. entfernt werden. In einem weiteren Arbeitsschritt wurden die alten Zementfugen und Ausbesserungen des 19. Jahrhunderts herausgetrennt, da es sich gezeigt hatte, daß in ihrer Umgebung das Schadensbild am größten war. Diese sehr dichten Zementfugen bildeten für an der Fassade ablaufendes Regenwasser gewissermaßen Staustufen, an denen die anfangs erwähnten sauren Niederschläge verbunden mit Tau- und Frostwechseln besonders wirksam werden konnten.

Nach diesem Reinigen und Entfernen von Zementausbesserungen waren die Steinschäden klar ablesbar, und es konnte, teilweise auch durch Proben, ein Konzept für das weitere Vorgehen aufgestellt werden. So wurden stark zer-

störte oder mehrfach ausgebesserte Architekturteile, hier vor allem die Giebelabdeckungen einschließlich der Krabben und Kreuzblumen ausgewechselt, kleine Stellen, soweit die Umgebung noch intakt war, durch Elmkalkstücke ausgespundet. Das Anmodulieren von Steinersatzmasse (Kunststein) wurde bisher bewußt vermieden, da sie nach dem Test von Dr. Luckat ähnlich den Zementausbesserungen des 19. Jahrhunderts zu dicht und zu hart ist und auf Dauer dem Naturstein schaden könnte. Bei figürlichen Teilen wird es nicht ganz zu vermeiden sein, da ein Ausspunden immer ein Verlust an Originalsubstanz bedeutet.

Für die Restaurierung der Wandfläche gab es zwei Möglichkeiten. Wie schon zuvor erwähnt, waren die Steine im Bereich der Fugen besonders stark verwittert, so daß das ursprüngliche glatte Quadermauerwerk den Eindruck von „Bossenmauerwerk“ machte. Da dieses für Verkrustungen besonders anfällig ist, wurde in der ersten Lösung angestrebt, die ebene Fläche des Quadermauerwerks wieder herzustellen. Dazu wurden die Fugen 5 bis 10 cm breit und ca. 3 cm tief ausgestemmt, um anschließend mit rotbraun gefärbtem Kunststeinmörtel flächenbündig ausgefüllt werden zu können. Bei den probeweise angelegten Flächen war bereits zu erkennen, daß diese Methode auf der gesamten Wandfläche nicht durchzuführen war, da erstens in den unteren Partien die ursprüngliche Ebene nicht mehr vorhanden war, zweitens die anfangs erwähnte Härte des Kunststeins einer großflächigen Verwendung widersprach. Es ist daher geplant, in der Zukunft nach der ursprünglich ausgeschriebenen Methode zu verfahren, d.h. das Mauerwerk nur neu zu verfugen, und die durch Verwitterung entstandenen scharfen Kanten durch ein Anscharrieren dem Planum anzugleichen. Die probeweise angestemmtten Steine wurden in der Zwischenzeit ganz herausgelöst und durch Elmkalkblöcke ersetzt, da Rogenstein weder am Nußberg in Braunschweig noch am Heseberg in Goslar gebrochen wird.

Die Verwendung von rotbraunem Rogenstein bis ca. 1350 und die zusätzliche Mischung mit hellrotem und weißem sowie die spätere Fortsetzung mit hellockerfarbenem Elmkalkstein muß spätestens nach dem Umbau zur Hallenkirche einen recht unbefriedigenden Gesamteindruck des äußeren Erscheinungsbildes ergeben haben.

Die nach der Reinigung unter der Schmutzschicht an besonders geschützten Stellen, wie z. B. unter Kaffgesimsen oder dem Wasserschlag der Strebepfeiler, gefundenen kräftigen rotbraunen Farben zeigen deutlich die Absicht, durch Farbgebung hellere Steine den dunkleren anzupassen. Selbst in den hellen Elmkalkfensterleibungen und Blendmaßwerken der Giebelfelder ist dieser Farbton in großen Flächen vorhanden.

Die Akten im Braunschweiger Stadtarchiv enden bedauerlicherweise mit der Innenrenovierung der Kirche im Jahr 1893. Über die äußere Restaurierung aus den Jahren 1897–1899 konnte bis jetzt noch keine Aufzeichnung gefunden werden, die Auskunft darüber gegeben hätte, ob diese Farben aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammen oder ob sie zu dieser Zeit schon belegt waren. Die Tatsache, daß dieser rotbraune Farbton auch unter den Zementfugen des 19. Jahrhunderts gefunden wurde, könnte ein Indiz für ein höheres Alter der Farbgebung sein. Es bleibt zu hoffen, daß eine chemische Analyse durch die Restauratoren des Institutes für Denkmalpflege Aufschluß darüber geben wird.

Ein bemerkenswertes Epitaph

Das Grabmal des Dr. med. Johann Gabriel Schmiedt (1662—1686)
aus der St. Stephani-Kirche in Helmstedt

Von Rudolf Kleinert, Ingrid Henze und Christian Walther



Abb. 1

Epitaph für Johann
Gabriel Schmiedt
(1662—1686).
Jetzt im Stadt- und
Kreisheimatmuseum
Helmstedt

Foto: B. Schürmann

Außenmaße des Epitaphs: H. 217 cm, B. 135 cm, größte Tiefe im Relief ca. 25 cm.
Material: Spruchbänder und Strahlen Eisenblech, z. T. verzinkt, Porträtplatte und Inschrift-
tafel Kupfer, im übrigen Holz. Die Farben wurden nach den jeweils vorhandenen Farb-
resten erneuert.

Einführung

Vor Jahren wurde im Turmraum der St. Stephani-Kirche in Helmstedt das bemerkenswerte und in seiner Gestaltung einzigartige Epitaph für Dr. Johann Gabriel Schmiedt in einem sehr beschädigten Zustand wieder entdeckt. Inzwi-

schen ist es restauriert und im Kreisheimatmuseum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

Einst waren in der Kirche eine große Anzahl von Epitaphien vorhanden. Das hängt damit zusammen, daß St. Stephani von 1576—1704 zugleich auch die Universitätskirche war. J. C. Böhmer ¹⁾ führt 1710 180 Grabmale auf, zu denen später 28 hinzukamen. Heute sind noch 43 erhalten, 14 in der Kirche und 29 an der Kirche. H. A. Schultz ²⁾ hat die erhaltenen Grabmale aufgeführt. Das Schmiedt-Epitaph ist nicht darunter.

Das Epitaph war verschollen. Eine letzte Erwähnung geschieht 1857 bei C. G. Querner ³⁾. Aber schon bei P. J. Meier findet sich kein Nachweis mehr ⁴⁾. Wahrscheinlich war das Epitaph wegen der Seltsamkeit seiner Bildausstattung als fremdartig empfunden und darum aus der Kirche entfernt worden.

In der Tat ein merkwürdiges Epitaph! Zum einen handelt es sich um ein Berufs-Epitaph. Die Inschrift ist von medizinischen und mathematischen Geräten eingefäßt. Sodann aber steht die Bildaussage zwar in der christlichen Tradition (— der unvergängliche ewige Siegeskranz wird dem hinfälligen irdischen Ruhm gegenübergestellt! —), bedient sich jedoch in der Gestaltung der Formen der antiken Mythologie, wie es dem humanistischen Denken von damals entsprach.

Nun zur Biographie J. G. Schmiedts: Die wesentliche Geschichtsquelle hierfür ist die noch vorhandene Leichenpredigt ⁵⁾. Wie die unzähligen Leichenpredigten der für diese literarische Gattung klassischen Periode von 1550—1750 ist sie eine hervorragende Quelle der historischen und der genealogischen Forschung ⁶⁾. Sie enthält, wie es sich in dieser besonderen literarischen Gattung herausgebildet hat, nach feststehender Gliederung: Titelblatt — Widmung — Vorrede — Predigt — Personalia — Abdankung — das sogenannte Programm — die Leich-Carmina.

Johann Gabriel Schmiedt stammte aus Danzig ⁷⁾, damals eine der bekanntesten Städte des Kontinents. Bei Zedler ⁸⁾ heißt es: „Dantzig, Danazeck oder Danzeke, lat. Gedanum oder Dantiscum, Polnisch Gdansk, ist die wichtigste Stadt in dem Polnischen Preussen, und eine von denen vornehmsten Hanseestädten, auch unter die besten Handels-Städte zu rechnen.“ Die Stadt stand im 17. Jahrhundert seit langem unter der Oberhoheit des polnischen Königs, hatte aber in etwa den Status einer Freistadt und war durchaus deutschen Charakters. Mit ihren 50 000 Einwohnern gehörte sie zu den wenigen Großstädten der Zeit.

In dieser bedeutenden Stadt war das Geschlecht Schmiedts ansässig, eine Patrizierfamilie, die mindestens seit 3 Generationen ⁹⁾ dem Ärzteberuf verpflichtet war. Großvater und Vater waren sogenannte „Physici“, d. h. Amtsärzte ¹⁰⁾, zu deren Aufgaben die Überwachung des Gesundheitswesens im allgemeinen, Maßnahmen bei den damals so verheerenden Seuchen, die Kontrolle des Apotheken-Wesens wie auch die Gutachter-Tätigkeit bei Gerichtssachen gehörten.

Vom Vater, Dr. Johann Schmiedt (1623—1690), haben wir durch die noch vorhandene Leichenpredigt ¹¹⁾ ein klares Charakterbild. Darin erweist sich dieser als pflichtbewußter Arzt und Mensch, der schweren Prüfungen im persönlichen Leben ausgesetzt war. Im selbstverfaßten Lebenslauf (curriculum vitae), der in die Leichenpredigt aufgenommen ist, bekennt der überaus empfindsame Mann,



Abb. 2 Porträt des Johann Gabriel Schmiedt (1662—1686) aus seinem Epitaph

Foto: B. Schürmann

daß er sich „eines Gottseeligen und Ehrbaren Wandels beflissen“ und „mit seinem Nächsten sich freundlich und friedlich begangen“ habe. Es kann als gewiß geschlossen werden, daß der Sohn entscheidende Anstöße in seiner menschlichen Haltung wie in seinem beruflichen Ethos von einem solchen Vater empfangen hat.

Der Sohn Johann Gabriel besuchte nach der Unterweisung durch „tüchtige Praeceptoren“ das damals allgemein berühmte Danziger Gymnasium¹²⁾. Dieses „gymnasium illustre“, das 1578 gegründet worden war, bot eine hervorragende

humanistische Ausbildung, die den Besuch der unteren Fakultäten (artes liberales) an den Universitäten erübrigte: „Gymnasia illustria pflegen diejenigen Schulen genannt zu werden, welche, so zu sagen, das Mittel zwischen den ordentlichen Schulen und Universitäten sind. Man bereitet daselbst die jungen Leute zur Academie zu, ließt ihnen Collegia Philosophica, der Gleichen zu Hamburg, Dantzig u. a. sind.“¹³⁾ Bereits auf dem Gymnasium hielt J. G. Schmiedt zehn Disputationen in „Logica & Metaphysica“ und eine über die „Lycanthropia“ (Wehrwolf-Problem). Den Abschluß bildete eine „Oratio de Vanitate“, und damit beschäftigte bereits den Schüler das große Thema des Barock von der Eitelkeit und Vergänglichkeit des Irdischen (sh. Epitaph!).

Nach den Personalia der Leichenpredigt vermerkte man an dem jungen Mann einen „großen Profectus und ein stattliches Ingenium“. Deshalb schickte der Vater ihn 1680 auf die „Fürstl.-Julius-Universität“ in Helmstedt zum Studium der Medizin und erwählte zum „hospes“ (Quartier-Wirt, zugleich wissenschaftlicher Berater) den ordentlichen Professor der Medizin Heinrich Meibom d. J.¹⁴⁾. In Helmstedt erwarb sich der junge Student bald fundierte Kenntnisse in der Medizin und der Mathematik. Zwei Disputationen über das „Mondlicht“ und über die „Gefäßklappen und ihre Strukturen“ beendeten nach über 2 Jahren die Helmstedter Zeit.

Auf einer Studienreise von europäischer Weite vertiefte Schmiedt Wissen und Kenntnisse. Cambridge, Oxford, London, Leyden, Paris, Montpellier, wo er den Grad eines Doktors der Medizin erlangte, und abschließend Padua, Florenz und Bologna waren die Stationen dieser Bildungsreise.

Auf der Reise war schon in Holland eine Erkrankung der Lungen aufgetreten. Schmiedt wurde todkrank. Seine Sehnsucht war Helmstedt. Hier traf er am 4. August 1686 ein und nahm wieder Quartier bei seinem verehrten „hospes“. Am 8. August beendete er hier sein irdisches Leben. Am 26. September wurde er in St. Stephani beigesetzt. Später wurde, vielleicht nach der Idee Meiboms, der die Inschrift verfaßte, das Epitaph errichtet.

Ein junges, hoffnungsvolles Leben war früh zu Ende. Allseitig, in Helmstedt wie in Danzig, war man tief bewegt. Die Trauer-Predigt von D. Bußmann, die Abdankung der Universität durch Professor Wideburg sowie die vielen Leich-Carmina bezeugen in ungewöhnlicher Weise Anerkennung, Lob und Schmerz. Wohlgestaltet an Leib und Geist, voll Ausstrahlung einer reinen Persönlichkeit, ausgezeichnet durch beachtlichen Eifer in dem Studium, fähig zur Wissenschaft, dabei von Anstand und Bescheidenheit — erreichte Schmiedt in jungen Jahren eine Vollkommenheit, die noch viel Hoffnung für die Zukunft gab. Nach Jöcher¹⁵⁾ arbeitete Schmiedt bis zu seinem Tode an einem „Traktat über die Danziger Ärzte“. Beachtlich ist das religiöse Psychogramm. Der Todkranke hielt Tag und Nacht seinen Beichtvater, den Diakon Henning Koch, bei sich, hielt ernsthafte Beichte, empfing das Sakrament, dankte dem abwesenden Vater und allen Freunden und wollte endlich, wie er sagte, zu seinem Gott¹⁶⁾.

R. Kleinert

Der Text der Inschrifttafel

D. O. M. S.
EXUVIAE HIC SITAE SUNT
IOH. GABR. SCHMIEDT
QUI DANTISCI II. APR. MDCLXII NAT.
IOHAN. ET DANIEL. MEDIC. DD. ET PHYSICOR. DANTISCANOR.
FILIUS ET NEPOS
BELG. ANGL. GALL. ITALIAM GERMAN. LUSTRAVIT UNIVERSAM.
MONSPEL. MEDIC. D. CREATUS
MODESTIA GRATIA MORUM PIETATE
INCOMPARABILIS
MEDICAR. MATHEMATICARUMQ. RERUM PERITIA ULTRA AETATEM CLARUS
PATRIAM PATREMQUE REPETITURUS IN HAC ACADEMIA JULIA
D. VIII. M. AUG. MDCLXXXVI BEATISSIMA MORTE OBIT
MAIORES GLORIA SUPERATURUS NISI A MORTE SUPERATUS.
PATER MOESTISS. UNICO SUO ABSENS M. H. F. F.

TITULUM AUDITORI SUO
HENRICUS MEIBOMIUS D. PP.
L. M Q. SCRIPSIT



Gott, dem Besten und Größten, geweiht!

Hier liegen die sterblichen Überreste

des Johann Gabriel Schmiedt,

der geboren zu Danzig am 2. April 1662

als Sohn und Enkel

der Danziger Doktoren der Medizin und Ärzte Johann und Daniel (Schmiedt)

ganz Holland, England, Frankreich, Italien und Deutschland durchreiste

und in Montpellier zum Doktor der Medizin promoviert wurde.

An Bescheidenheit, Anmut der Sitten und Frömmigkeit

war ihm keiner vergleichbar.

Mit seinen medizinischen und mathematischen Kenntnissen ragte er weit hervor
unter seinen Altersgenossen.

Gerade als er in seine Vaterstadt und zu seinem Vater zurückkehren wollte,

starb er an dieser Academia Julia am 8. Tag des Monats August 1686 den aller-
glücklichsten Tod,

er, der im Begriff war, seine Vorfahren an Ruhm zu übertreffen, hätte ihn nicht
der Tod getroffen.

Der tieftraurige Vater ließ seinem einzigen Sohn dieses Denkmal in Abwesen-
heit setzen.

Die Aufschrift verfaßte

Heinrich Meibom, Doktor und Professor publicus,

gern und nach Verdienst für seinen Schüler.



Abb. 3 Inschriftentafel und medizinische Instrumente
vom Epitaph des Johann Gabriel Schmiedt (1662–1686)

Foto: B. Schürmann

Der Bildteil und seine Deutung

Beschreibung: Über der Inschrifttafel links eine Jünglingsgestalt in antiki-sierendem Gewand, nach den Attributen Lorbeerkranz auf dem Kopf und Lyra am Bein offenbar Apoll. Er hält einen Lorbeerkranz zum in der Mitte befind-lichen Porträt des Verstorbenen hin. Dieser Kranz war verlorengegangen und wurde nach der Beschreibung Querners von 1852¹⁷⁾ wieder ergänzt. Abgeschla-gen war auch der rechte Unterarm des dem Apoll gegenüberstehenden Todes.

Seine ursprüngliche Gestik mußte bei der Rekonstruktion aus der Gesamtdeu-tung (s. u.) erschlossen werden. Über dem geöffneten Mund Apolls das Schrift-band: „virtutis praemium“ (Lohn und Tüchtigkeit), über dem des Todes: „vanitas“ (vergebliches Tun, Eitelkeit). Über dem Tod rechts ein kleiner Engel mit nach oben ausgestrecktem rechtem Arm und erhobenem Zeigefinger; vor seinem Mund das Schriftband: „plus ultra“ (darüberhinaus). Ein zweiter Engel mit Posaune befand sich nach Querner über Apoll. Er wurde wieder eingefügt. In der Bild-mitte oben die Hand Gottes. Sie kommt aus einem Wolkengebirge hervor, das sich über Sonnenstrahlen erhebt. Deren von Querner überlieferte Umschrift „aeternitas“ (Ewigkeit) mußte ebenso ergänzt werden wie ein weiterer Kranz in Gottes Hand, von dem nur noch einige Blätter an der Hand erhalten waren.

Sehr hilfreich bei der Deutung der Bildaussage erwies sich der Blick auf die Bilderverwendung in der gleichzeitigen Funeralliteratur zum Todesfall Schmiedt¹⁸⁾. Um die — wie sich zeigte — zentrale Frage beantworten zu können, in welcher Funktion Apoll in diesem Zusammenhang verstanden werden soll, erschien es naheliegend, die zweiunddreißig 1687 in Danzig erschienenen Beiträge, darunter zwanzig z. T. recht umfangreiche lateinische Gedichte aus dem Helmstedter und Danziger Freundeskreis, zu untersuchen auf ein Apollbild, das über unser allgemeines, aus der griechisch-römischen Antike übernommenes hinausgeht. Wir kennen Apoll in erster Linie als Gott des Bogenschießens, der Weissagekunst, als Musenführer und — er war ja der Vater des Asklepios — als Gott der Heilkunde. Schmiedt war Mediziner, und daher ist es nicht verwunderlich, daß an diese Kompetenz des Gottes angeknüpft wird. So nennt z. B. der Nachruf des Vizerektors und des Senats der Universität Helmstedt Montpellier, die Stadt, in der Schmiedt den Doktorgrad erwarb, „das Heiligtum des Apoll, das hochberühmt ist durch seine medizinischen Studien“¹⁹⁾. Aber bei der bloßen Zuordnung Medizin-Apoll bleibt es nicht. Aus dieser recht abgegriffenen poetischen Formel spinnen unsere Gedichte eine Art kleiner Geschichte bei der Schilderung des Lebenslaufes von Schmiedt und statuten sie mit konkreten Einzelheiten aus, ebenso wie ja auch auf dem Epitaph Apoll in eine bestimmte Beziehung zu dem Toten gesetzt wird: Er hält den Lorbeerkranz über sein Haupt. Apoll mit Lyra und Lorbeer, das lorbeerbekränzte Haupt eines Menschen daneben — das gehörte seit der Renaissance in den Bereich der schönen Künste. Mit diesem Beiwerk stellten sich Dichter dar, wenn sie vom Kaiser oder seinem Beauftragten den Lorbeerkranz als höchsten Lohn ihres Dichtertums empfangen hatten und sich „poetae laureati“ nennen durften²⁰⁾. Aber was bedeutete das hier bei einem Mediziner? Am breitesten in der Ausmalung der mythologischen Fiktion werden die Danziger Ärzte Johann Krieg und Ludwig von Hammen: Apoll als der spezielle Schutzgott Schmiedts stattet ihn mit allen Gaben aus und überweist ihn an die Musen der Julia²¹⁾; er begleitet sein ganzes Studium motivierend, läßt ihn die verborgenen Geheimnisse der Natur in den verschiedenen Ländern untersuchen²²⁾; schließlich krönt er ihm in Montpellier selbst die Schläfen mit dem Lorbeerkranz und verleiht ihm die akademischen Titel²³⁾. Das heißt, dargestellt auf unserem Epitaph ist mit dem Mittel der mythologischen Erhöhung ganz konkret die Promotion des jungen Mediziners in Montpellier, das glanzvollste Ereignis und der Höhepunkt seines kurzen Lebens.

Daß hier ein unter Medizinern und auch sonst gängiges mythologisches Bild benutzt wurde, zeigen andere Beiträge trauernder Helmstedter und Danziger Freunde. Wendungen wie „medica laurea“ (Medizinerlorbeer)²⁴⁾, „laurea doctoralis“ (Doktorlorbeer)²⁵⁾, „Phoebea laurus“ (Apollinischer Lorbeer)²⁶⁾ werden gebraucht, wenn die Rede auf Schmiedts Promotion in Montpellier kommt. Gebildete Zeitgenossen dürften also bei der Betrachtung unseres Epitaphs keine Verständnisschwierigkeiten gehabt haben, hatten sie doch alle, ob in Danzig oder Helmstedt, zu Beginn ihres Studiums, auch wenn sie es wie Schmiedt in verschiedenen europäischen Ländern betrieben, auf gleiche Weise in der Artistenfakultät das Lateinischdichten gelernt unter Verwendung des gleichen antiken mythologischen Apparates, bedienten sich seiner, um symbolhaft auszudrücken, z. B. „Ruhm“ durch „Apoll mit Lorbeer“, entwickelten selbst weiter und verstanden Weiterbildungen wie die unsrige, wo sich für die Darstellung einer Medizinerpromotion nicht direkt auf eine antike Vorstellung zurückgreifen ließ.

Schmiedts Lehrer und Quartierwirt Heinrich Meibom²⁷⁾, Professor für Medizin und — natürlich lateinische — Poesie, vertrat beim Tode Schmiedts offiziell den Vater und organisierte das Beisetzungszeremoniell²⁸⁾. Als Verfasser der großen unteren Inschrift nennt er sich selbst. Man darf annehmen, daß von ihm auch der Entwurf zu dem oberen Bildteil stammt, ist er doch in doppelter Weise als Fachmann ausgewiesen, als Lehrer des Dichtens im Stile der Antike für die besonderen Verwendungsmöglichkeiten des Mythos und als Mediziner, was die Gebräuche dieser Zunft bei akademischen Ehrungen betrifft. Die Idee freilich, einen den Lorbeerkrantz spendenden Apoll für die Darstellung einer Medizinerpromotion zu verwenden, dürfte nicht erst von ihm gekommen sein, sondern, wie die Danziger Beiträge zeigen, eine bereits bekannte Vorstellung widergeben.

Was nun noch zu erklären bleibt, gehört zur christlichen Vorstellungswelt. Der Tod deklariert die ganze, in Apoll personifizierte Welt irdischen Ruhmestrebens und akademischer Ehren als nichtig und vergänglich. Seine verlorengegangene Armhaltung muß also in irgendeiner Weise einen Protest oder ein Hindernis ausgedrückt haben. In dieser unteren Bildzone bleibt er Herr. Aber das ist nicht das „non plus ultra“ menschlicher Möglichkeiten. Es gibt etwas „darüberhinaus“ nach der Botschaft des rechten Engels, nämlich einen zweiten, im Bild höheren Bereich, in dem nach jüngstem Gericht und Auferstehung, symbolisiert in der Posaune des linken Engels, Gott einen zweiten Kranz, unerreichbar dem Tode, verleiht, der ewigen Bestand (aeternitas) haben wird. Das gleiche Bild von den zwei Kränzen benutzt auch der Danziger Arzt Joh. Falcken:

*„Die Kunst Apolls, die Medizin, hatte ihm auf Erden den Lorbeerkrantz, den vergänglichhen, geschenkt, im Himmel trägt er nun das ewige Diadem.“*²⁹⁾

Hinter dem zweiten Kranz steht offenbar die Vorstellung vom „Kranz des ewigen Lebens“ nach Offenbarung 2, 10. Das bestätigt auch eine etwa gleichzeitige Darstellung in der Kirche des deutschen Ritterordens zu Lucklum/Krs. Wolfenbüttel³⁰⁾. Dort hält eine Hand aus den Wolken heraus einen Lorbeerkrantz über einen Totenschädel. Zur Erklärung wird hinzugefügt: „perseveranti dabitur“ und „mors vitae initium“ („wer ausharrt, wird belohnt“, denn „sein Tod ist Beginn des ewigen Lebens“)³¹⁾. Die einen Kranz austeilende Hand Gottes als Sinnbild für die christliche Hoffnung auf Auferstehung der Gerechten — in Lucklum ist sie in der Form des Emblems dargestellt, d. h. als Verbindung von Bild und Text, der hinweist auf eine hinter den realen Dingen liegende tiefere und allgemeingültige Bedeutung. Da die Lucklumer Embleme — insgesamt 153 Einzeldarstellungen — auf die sonst zum Emblem dazugehörende, ausführlich deutende Unterschrift (subscriptio) verzichten und nur das sentenzhaft kurze Motto bieten, sind sie nicht zu verstehen ohne die Kenntnis der im 16. bis 18. Jahrhundert außerordentlich verbreiteten Emblembücher, Sammlungen, in denen allgemeine Lebensweisheiten, religiöse Aussagen oder auch Naturgesetze, in Emblemform fest mit bestimmten Bildern verbunden, dem Betrachter vor Augen geführt werden. Das Emblem Hand aus Wolken mit Lorbeerkrantz über Totenschädel stammt aus der Emblemsammlung des Gabriel Rollenhagen von 1611³²⁾. Seine tiefere Bedeutung wurde auch in Helmstedt als bekannt vorausgesetzt; an die Stelle des verallgemeinernden Totenkopfes trat hier das Haupt Schmiedts, d. h., die Allgemeingültigkeit des Emblems ließ sich noch einmal bekräftigen durch die individuelle Heilsfindung des Christen Schmiedt und umgekehrt.

Unter den Lucklumer Emblemen findet sich auch eine Vase mit abgeschnittenen Blumen und dem Motto „in iuventute senectimus“ ³³⁾ (noch in der Jugend — sind wir schon Greise). Blumen, noch dazu abgeschnittene, welken schnell. Sie galten deshalb im 17. und 18. Jahrhundert in Dichtung und Malerei als Sinnbild für die Kürze des menschlichen Lebens. Symbolhaft, nicht als Ornament, sollte deshalb auch die Blumenvase verstanden werden, die unter der großen Inschrift die Bereiche der Medizin (Instrumente links) und Mathematik (Instrumente rechts) trennt und in die aufgeschlagenen Bücher der höchsten Autoritäten für beide Fächer, Hippokrates und Euklid ³⁴⁾, hineinplaziert ist. Sie wiederholt hier noch einmal die Aussage des unteren Bildteils: den Sieg des Todes auch über die größten wissenschaftlichen Leistungen des Menschen.

Heinrich Meibom, als Entdecker der „Meibomschen Drüsen“ selbst eine Berühmtheit seiner Zeit, hat dieses zentrale Thema des Barock, die „vanitas“ aller menschlichen Werke und ihre Überwindung durch den christlichen Glauben, noch ein weiteres Mal aus Anlaß des Todes von Schmiedt behandelt. Auf einer nach Böhmer ³⁵⁾ noch 1710 in der Stephanikirche zum Andenken an Schmiedt stehenden „urna sepulcralis“ hatte er ³⁶⁾ gedichtet:

„Alles, was menschliche Arbeit mit großem Aufwand hervorbringt,
ist voll Nichtigkeit, ja, ist Nichtigkeit selbst,
ein Schemen vom Rauch und Rauch vom Schemen.“ ³⁷⁾

Doch als Christ glaubte er den Trost seiner Kirche:

„Allein ein ehrliches Gewissen, lautere Gesinnung
und ein in Gott ruhender Glaube hat ewigen Bestand.“ ³⁸⁾

Meiboms Urneninschrift und Meiboms Epitaph — wir sollten beide verstehen als Zeugnis barocken Strebens nach einer sinnvollen Deutung menschlicher Existenz. Die Aufklärung hatte noch nicht stattgefunden. Erst danach werden große Epitaphien dieser Art selten, nicht nur in Helmstedt. Man war sich seiner Sache nicht mehr so sicher.

Die Instrumente am Rand der Inschrifttafel

Die plastisch herausgearbeiteten Instrumente bestehen aus zwei Gruppen: Auf der vom Betrachter rechten Seite erkennt man mathematisch-astronomisches Gerät, links medizinische Instrumente. Die Bestimmung der medizinischen Geräte erfolgte durch Vergleich mit Abbildungen aus Lehrbüchern jener Zeit, aus der das Epitaph stammt; im einzelnen sind dies:

1) Lorenz Heister: „Chirurgie, in welcher alles, was zur Wundarzney gehört, nach der neuesten Art gründlich abgehandelt, und in achtunddreißig Kupfer-tafel die neuerfundene und dienliche Instrumente, nebst den bequemsten Hand-griffen der chirurgischen Operationen und Bandagen deutlich vorgestellt werden“, Nürnberg 1763.

2) Johannes Scultetus: „Wund-Artzneyische Zeug-Haus“, Frankfurt 1666.

Im übrigen sind wir für Rat und Hilfe bei der Bestimmung dankbar Herrn Prof. Ivo Schneider vom Institut für Geschichte der Naturwissenschaften in München sowie Herrn Dr. Eckart vom Institut für Theorie und Geschichte der Medizin in Münster.

Die mathematisch-astronomischen Instrumente der rechten Bildseite:

1. Bei dem Kreuz, auf dem der Tod steht (bei 1 Uhr im Uhrzeigersinn), könnte es sich um einen sogenannten Jakobsstab oder Geradstock handeln, d. i. ein mit einer Skala versehener Stab, auf dem im rechten Winkel ein kürzerer Querstab vers. oben werden kann; mit seiner Hilfe können Winkel bestimmt werden. Das Instrument wurde um 1300 erfunden und war in der Seefahrt des Mittelalters von großer Bedeutung für die Bestimmung des Schiffsortes.
2. Bei 1 Uhr 30: Hier handelt es sich um eine Schmiege oder einen Stellwinkel, ebenfalls ein Winkelmeßgerät.
3. Bei 2 Uhr dürfte ein Erdglobus dargestellt sein, obwohl Umrisse der Kontinente nicht zweifelsfrei auszumachen sind.
4. Bei 3 Uhr: Sog. „holländischer Kreis“, Weiterentwicklung des Astrolabiums, einer Sonderform der Armillarsphäre oder Ringkugel.
5. Bei 3 Uhr 30: Armillarsphäre oder Ringkugel, d. i. ein astronomisches Gerät zur Darstellung der Koordinatensysteme (Ekliptik, Äquator, Horizont), die durch teilweise bewegliche Ringe dargestellt werden; wenn diese Ringe beweglich und mit Gradeinteilung versehen sind, handelt es sich um ein Beobachtungsinstrument, Astrolabium genannt.
6. Bei 4 Uhr: Möglicherweise ein Geschützquadrant (mit Lot!), allerdings fehlt dafür der charakteristische rechte Winkel; Quadranten sind Geräte zur Höhenmessung bzw. Winkelbestimmung.
7. Bei 5 Uhr: sog. „geometrisches Quadrat“.
Dazwischen, vor allem zwischen 0 und 2 Uhr, ein Gewirr von Instrumenten, deren Deutung bisher allenfalls Vermutung ist. Es fällt auf, daß es sich bei allen angesprochenen Instrumenten mit Ausnahme des Erdglobus um Winkelmeßinstrumente handelt.

Die medizinischen Instrumente der linken Bildseite:

8. Bei 7 Uhr: „Krumme Säge“, chirurgisches Instrument; Heister Tafel 7.
9. Bei 7 Uhr 30: Wahrscheinlich handelt es sich um eine Klistierspritze.
10. Bei 8 Uhr: „End Kugelrunde (s) Cauterisier-Eysen“ zum Ausbrennen von Wunden; Heister Tafel 3, Scultetus S. 39, Tafel XIX, Abb. V.
11. Bei 8 Uhr 30: Speculum-ähnliches Instrument, welches der Untersuchung des „Maßdarm und Mutterhals“ diente; Scultetus S. 42, Tafel XXII, Abb. II u. III.
12. Bei 9 Uhr: „Grosser/und drey Spitz habender Mutter-Spiegel“, also eine frühe Form des Speculum; Scultetus S. 42—43, Tafel XXII, Abb. IV.
13. Bei 10 Uhr: „Kranich-Schnabel“ oder „Krummes Kornzäglein“, welches zur Entfernung von „Kugel/Geschröth“ oder anderen „Sachen“ aus offenen Wunden diente; Scultetus S. 25, Tafel XI, Abb. III.
14. Bei 10 Uhr 30: „Ein großes und krummes Messer, wie eine Sichel, so ordinair zum Arm- und Beinabnehmen gebraucht wird“; Heister Tafel 13.
15. Bei 11 Uhr: Knochensäge, bei Scultetus „über die massen scharpffe Säg“, vorwiegend zur Durchtrennung großer Knochen; Heister Tafel 13/14; Scultetus S. 40, Tafel XX, Abb. IV.

Auch zwischen den medizinischen Geräten befinden sich einige noch nicht sicher bestimmte.

Ch. Walther

¹⁾ Julius Christoph Böhmer „Inscriptiones Sepulchrales Helmstadiensis“ Helmstedt 1710. — ²⁾ H. A. Schultz „Die Grabmale in Braunschweiger Kirchen / V. St. Stephani in Helmstedt“ Braunschweiger Heimat 1963/4. — ³⁾ C. G. Querner „Die St. Stephani-Kirche in Helmstedt“ Handschriftliche Aufzeichnung Helmstedt 1852. — ⁴⁾ P. J. Meier „Die Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt“ Wolfenbüttel 1896. — ⁵⁾ „Leichenpredigt für Hn. Joh. Gabriel Schmiedt“ bei Reth Danzig 1687 (L.-P.-Sammlung der Staats u. Universitäts-Bibliothek Göttingen). — ⁶⁾ Fritz Roth „Restlose Auswertung von Leichenpredigten und Personalschriften“ Boppard ab 1959. — Rudolf Lenz/Herausgeber „Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften“ Böhler/Köln und Wien 1975. — Albrecht Schöne „Kürbishütte und Königsberg“ Beck/München 1975. — ⁷⁾ Paul Simson „Geschichte der Stadt Danzig“ Danzig 1918 — In Band 2 Gesundheitswesen und Akademisches Gymnasium. — ⁸⁾ Zedler „Universal-Lexikon“ Halle und Leipzig 1734 7. Band. — ⁹⁾ Arthur Methner „Dr. med. Joh. Gabriel Schmiedt“ in „Mitteilungen des Westpreußischen Geschichts-Vereins“ Jahrgang 1933 - (Universitäts-Bibliothek Kiel). — ¹⁰⁾ Meyer „Konversations-Lexikon“ 1877 / Band 12. — ¹¹⁾ „Leichenpredigt für Hn. Johannis Schmiedt“ bei Reth, Danzig 1691 (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel / Fürstl. Stobergsche Leichenpredigten-Slg.). — ¹²⁾ Theodor Hirsch „Geschichte des Danziger Gymnasiums“ 1837. — ¹³⁾ Zedler „Universal-Lexikon“ Halle und Leipzig 1734. — ¹⁴⁾ August Tholuck „Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts“ Halle 1853 / Darin umfassende Darstellung des akademischen Lebens wie auch die Kurzgeschichte der akademischen Gymnasien. — ¹⁵⁾ Jöcher „Allgemeines Gelehrten-Lexikon“ 1750/51. — ¹⁶⁾ Rudolf Kleinert „Dr. Gabriel Schmiedt“ Helmstedt 1980 / Darin ausführlichere Darstellung der Biographie Schmiedts / Stadt-Bibliothek Braunschweig. — ¹⁷⁾ S. Anm. 3. — ¹⁸⁾ S. Anm. 5; als Kopie vorhanden im Kreisheimatmuseum Helmstedt. Nach der dort nachträglich eingetragenen Seitenzählung wird im folgenden zitiert. — ¹⁹⁾ „... Monspelium, in illo Apollinis fano, studis medicis celeberrimo, summos honores ... petiturus, pervenit.“ Ebenda S. 53. — ²⁰⁾ Vgl. dazu K. Schottenlohn, Kaiserl. Dichterkrönungen im Heil. Röm. Reich. In: Papsttum u. Kaisertum — Forschungen z. polit. Geschichte u. Geisteskultur d. MA., hrsg. v. A. Brackmann, Mü. 1926, bes. S. 654 u. S. 658 f. — ²¹⁾ „Quem sibi depositum medicorum numen Appollo, Fertilis ingenii ductus amore tulit. Quem cithara, augurio donatum usuque medendi, Transmisit Musis, Julia clara, tuis.“ A. a. O. (wie Anm. 17), S. 96. — ²²⁾ „Hinc ut per varias alio sub sidere terras Abdita naturae quaereret, auctor erat“ (sc. Apollo). Ebenda S. 78. — ²³⁾ „Quin etiam merita decorabet tempora lauru, et titulos (nämlich Bakkalaureus, Licentiat u. Doktor) fama velificante dabat.“ Ebenda S. 78. Vgl. auch S. 96: „Splendida Monspelli qua Phoebus tempora cinxit, ...“ — ²⁴⁾ Ebenda S. 107 F. D. Titius aus Danzig. — ²⁵⁾ Ebenda S. 105 M. T. aus Danzig. — ²⁶⁾ Ebenda S. 90 Doktor d. Medizin E. G. Heyse aus Danzig. Vgl. auch S. 92 „Machaonia fronde“ (Apollinisches Laub) im Gedicht des J. P. Titius aus Danzig. — ²⁷⁾ Über Heinrich Meibom d. Jüng. (1638—1700) s. Koldewey, F., Geschichte d. klass. Philologie auf der Univers. Helmstedt. Braunschweig 1895, S. 120 f. ²⁸⁾ „... qui vices patris nunc sustinet“ u. „curator funeris“ im Aufruf des Senats a. a. O. (wie Anm. 17), S. 56. — ²⁹⁾ Ebenda S. 91: „Ars fragilem in terris dederat Poeonia laurum Aeternum in coelis nunc diadema gerit.“ — ³⁰⁾ Zu Lucklum grundlegend H. Oertel, Die emblematische Bildausstattung der Kirche des deutschen Ritterordens zu Lucklum. In: Niederdeutsche Beiträge z. Kunstgeschichte, Bd. 14, 1975, S. 175 ff. — ³¹⁾ Oertel S. 180 ff. — ³²⁾ Oertel S. 182. — ³³⁾ Oertel S. 178 f. — ³⁴⁾ „Euklides“ an dieser Stelle wurde ergänzt nach einer ähnlichen Darstellung auf dem Porträtstich des Philologen u. Mathematikers Daniel Schwenter (1585—1636), HAB Wolfenbüttel, Porträtstichsammlung; s. dazu „Sammler Fürst Gelehrter Herzog August ...“, Katalog z. Nieders. Landesausstellung 1979 Wolfenbüttel, S. 152. Vgl. auch die Erwähnung Euklids als math. Autorität in den Statuten der Helmstedter Universität § 279 (Baumgart/Pitz, Die Statuten d. Univers. Helmstedt. Göttingen 1963, S. 141). — ³⁵⁾ S. Anm. 1. — ³⁶⁾ Die Inschrift ist außer bei Böhmer auch überliefert in der Danziger Sammlung, dort mit dem Zusatz „interprete patrono Helmstadiensi“ (S. 111 — wie Anm. 17), der auf Meibom als Verfasser weist. — ³⁷⁾ „Cuncta quae magno apparatu condit humanus labor, Plena sunt inanitas, ipsa sunt inanitas, Umbra fumi, fumus umbrae.“ — ³⁸⁾ „sola recta (recti a. a. O., S. 111) conscientia, Mens et in Deo recumbens durat aeternum fides.“

Das Armenwesen in Königsutter am Elm bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

Von Heinz Röhr

Im Mittelalter lag das Armenwesen in Königsutter wie überall im wesentlichen in den Händen der Kirche. Die wichtigste Rolle spielte dabei das im Jahre 1135 von Kaiser Lothar von Süpplingenburg gegründete Benediktinerkloster. Wie Urkunden beweisen, erhielt es viele Stiftungen, die es für die Armen- und Krankenpflege verwenden konnte. Nachweislich unterhielt es auch ein Spital. In der Stadt bestanden geistliche Bruderschaften, deren Mitglieder den verschiedensten Ständen und Berufen angehörten. U. a. wird eine Johannes-Bruderschaft in Königsutter erwähnt. Wahrscheinlich gab es dort auch eine Elenden-Gilde.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wird urkundlich vor dem Westertor der Stadt eine Clus mit einer Kapelle genannt. Bei der Reformation im Jahre 1542 ordneten die unter der Leitung von Johannes Bugenhagen stehenden Visitatoren die Aufstellung eines Gotteskastens an. Auch verpflichteten sie den Abt, weiterhin für die Armen zu sorgen und Material für den Neubau der Clus zu liefern.

Dieser entstand im Jahre 1583 ¹⁾. Zu seiner Finanzierung trugen 33 Taler, die Hans von Bartensleben gestiftet hatte, erheblich bei. Das rechteckige Gebäude mit dreiseitigem Chorschluß und gotischem Fenster enthielt einen Andachtsraum, wo der Stadtpfarrer Gottesdienste mit Beichte und Abendmahl abhielt, und sechs Kammern für die vom Bürgermeister und Ortsgeistlichen eingewiesenen Armen, meistens ältere Frauen, für die der „Clusvater“ sorgte. Sie besaßen das Vorrecht, zweimal wöchentlich in der Stadt sammeln und auch den die Braunschweiger Straße entlangziehenden Reisenden die Armenbüchse vorhalten zu dürfen. Wie die genau geführten Clusrechnungen ausweisen, konnten sie dadurch mehr als die Hälfte der für ihren Lebensunterhalt notwendigen Gelder zusammenbringen. Für das übrige sorgten die Zinsen privater Stiftungen und Zuschüsse. Nach Angaben des Kirchenbuches der Stadtkirchengemeinde richtete man im Jahre 1681 neben der Clus sogar einen besonderen Friedhof, den „Clusfriedhof“, ein, auf dem die Insassen der Clus neben den Einwohnern der Stadt, die eine Grabstätte auf dem Stadtfriedhof bei der Stadtkirche nicht bezahlen konnten, und in Königsutter verstorbenen Fremden ihre letzte Ruhestätte fanden.

Erste genaue Angaben über Armenunterstützungen in Königsutter liegen aus dem Geschäftsjahr 1709—10 vor. Während dieses Zeitabschnitts wurden für 18 Hausarme, meistens Alte, Kranke und Waisen, 91 Taler aufgewendet ²⁾. Hinzu kamen 65 Taler für auswärtige Arme, besonders blessierte Soldaten, aus Glaubensgründen Vertriebene, Abgebrannte, Witwen und Waisen, Alte und Gebrechliche oder sonst in Not geratene Durchreisende ³⁾.

Das weit verbreitete Bettelunwesen war einer der wichtigsten Gründe für die allgemeine Neuordnung des Armenwesens im 18. Jahrhundert durch Herzog Karl I. In dem „Reglement wegen Einsammlung der wöchentlichen Almosen in und vor der Stadt Königsutter, Oberlutter und dem Kloster-Distrikt“ aus dem Jahre 1744 ⁴⁾ heißt es, daß das Gassenbetteln überhand genommen habe, „da viele Müßiggänger beyderley Geschlechts die Bosheit so weit getrieben, daß sie ohne Noth entweder sich denen zu großen Heerden angewachsenen Bettlern

zugesellet oder einzeln auf die Straßen sich gelagert, auch ihre Kinder zu gleichem Unfug angereizt und gezwungen und solchergestalt mit Ungestüm diejenige Beysteuer erpressen, die denen wirklich Armen zu ihrem Unterhalt dienen sollen“. Das herzogliche Reglement verbot das Gassenbetteln und setzte fest, daß die Bettel-Vögte oder Stadt-Knechte, die einen Bettler aufgriffen, 4 Mgr. Belohnung erhalten sollten. Weiterhin bestimmte es, daß denen, die ihr Brot ganz oder teilweise erwerben könnten, dazu Gelegenheit verschafft werden müßte, für die echten Notleidenden aber zweimal wöchentlich in allen Häusern gesammelt werden sollte, damit sie außer den wenigen Geldern, die ihnen aus den Stiftungen zufließen, Mittel für einen ausreichenden Lebensunterhalt erhalten könnten. Die Stadt wurde zu diesem Zweck in Bezirke zu je 13 Häusern eingeteilt, in denen die Hauswirte abwechselnd zu sammeln hatten. Säumige Zahler sollten 5 Mgr. Strafe zahlen. Auch auf Jahrmärkten und in öffentlichen Wirtshäusern sollten Sammlungen vorgenommen werden. Die einkommenden Beträge waren beim Superintendenten abzuliefern, der jede Woche für eine gerechte Verteilung zu sorgen hatte.

Vom regierenden Herzog wurde in einem Schreiben vom 4. Mai 1759, wie in Helmstedt, angeregt, ein kleines Waisenhaus für 8—10 Waisenkinder zu bauen, das durch geistliche Stiftungen unterstützt werden könnte⁵⁾. Die ausgearbeiteten Pläne⁶⁾ sahen Räume dafür in dem neu erbauten Schulhaus vor, die Plätze für sechs Knaben boten. Diese wollte man dazu anleiten, durch eine 6½-stündige tägliche Arbeit in der Maulbeerplantage oder bei einem Drechsler zu ihrem Unterhalt beizutragen. Als Arbeitsbeginn war dafür im Sommer die Zeit von 5 Uhr, im Winter von 6 Uhr festgelegt. Der Speisezettel sah überwiegend Garten- und Hülsenfrüchte sowie Mehlspeisen, nur einmal in der Woche Fleisch vor. Als Getränk sollte Wasser, „als das natürlichste, gesündeste und wohlfeilste Getränk“, dienen. Das Vorhaben wurde jedoch nicht durchgeführt, da der zuständige Superintendent Zwicke die angewiesenen Gelder für andere Zwecke, vor allem für die Ausgestaltung der neuen Schule, verwendete⁷⁾.

In den 1820er Jahren häuften sich Klagen über Mißstände im Armenwesen der Stadt. In einem Schreiben des Vorsitzenden des Kreisgerichts in Königs-lutter Gesenius an den Oberhauptmann Beynroth in Helmstedt vom 4. April 1821 heißt es dazu, daß in dieser Angelegenheit, „an der das Wohl der Stadt, die gute Ordnung und die Menschheit überhaupt so sehr interessiert sei“, seit Jahren nichts unternommen würde. Er beanstandete vor allem, daß die wahrhaft Hilfsbedürftigen zu wenig unterstützt würden und die gegebene Unterstützung ohne ausreichende Prüfung der Wirtschaftlage der Armen erfolge. Bürgermeister Albrecht regte in einem Schreiben vom 26. Juli 1821 an das Kreisgericht an, daß der sogenannte Armen-Stock oder Armenkasten und die Einkünfte der Clus, die beide unter der Administration der Kirchen-Visitatoren standen, mit der Armen-Anstalt der Stadt zusammengelegt würden. Nach seinen Angaben hatte die städtische Armenkasse durch Zinsen von 550 Taler Vermögen, die wöchentlichen Haussammlungen, Gelder aus dem schwarzen Klingelbeutel und Beiträgen anlässlich von Taufen, Hochzeiten und Tanzveranstaltungen ein Aufkommen von 171 Talern. Dem Armenkasten der Kirche flossen allein 137 Taler Pachtgelder von 115 Morgen Kirchenland zu. Hinzu kamen noch Zinsen eines Kapitals von 850 Talern, sowie Klingelbeutel- und Opfergeld, so daß insgesamt eine Summe von 183 Talern erreicht wurde. Die Einkünfte der Clus waren gering. Sie betrugen lediglich 40—50 Taler, die zu etwa gleichen Teilen durch

Zinsen von 530 Taler Vermögen und die Sammeltätigkeit der sechs Clus-Insassen zusammenkamen. Gesenius befürwortete im Jahre 1821 auch eine Zusammenlegung der Armenanstalten der Stadt und der Landgemeinden Oberlutter und Stift Königsutter, deren Einkünfte ungefähr 100 Taler betrugen. Dadurch wäre seiner Ansicht nach die Bewältigung größerer Aufgaben, z. B. die Einrichtung einer Armen-Arbeits-Schule und einer Armen-Arbeitsanstalt, möglich. Das Fürstliche Konsistorium erklärte sich zwar bereit, die Clus als eine besondere private Stiftung der Administration der städtischen Armenanstalten zu unterstellen, lehnte aber eine Abtrennung der Einkünfte des Armenkastens als einer rein kirchlichen Einrichtung ab.

Das städtische Armenwesen von Königsutter wurde durch allerhöchstes Rescript vom 24. September 1823 neu geordnet. Der Ort wurde in vier Pflugschaften, die von je zwei Armenpflegern betreut wurden, eingeteilt. Die Aufsicht führte ein Armen-Direktorium, das aus dem Bürgermeister als Vorsitzenden und zwei Bürgern der Stadt bestand. Das Armen-Reglement bestimmte, daß strenge Maßstäbe bei der Bewilligung öffentlicher Unterstützungen anzulegen wären und den Armen nur das gegeben werden solle, was sie nicht selbst verdienen könnten. Wenn ihnen mit Arbeit zu helfen wäre, ginge diese Art von Unterstützung allen anderen vor. Komme der Arme unerwartet zu Vermögen, so sei er verpflichtet, die erhaltene Unterstützung sofort zurückzuzahlen. Fremde Arme dürften nur einen Reise- oder Zehrpfennig erhalten. Nur in besonderen Ausnahmefällen, z. B. bei Erkrankung, sollte man ihnen eine länger dauernde Unterstützung gewähren⁸⁾. Da sich die Einwohner von Oberlutter und Stift Königsutter mit der Vereinigung ihrer Armenanstalt mit der der Stadt Königsutter einverstanden erklärten, wurde diese mit herzoglicher Genehmigung im Jahre 1825 vollzogen und der Stiftspfarrer Bode zum Mitglied der vereinigten Armenanstalt der drei Ortschaften bestimmt. 1850 erfolgte durch Landesgesetz überall die vollständige Trennung der öffentlichen Armenpflege von der kirchlichen, aus der sie sich allmählich entwickelt hatte.

Infolge der Verdopplung der Einwohnerzahl der Stadt Königsutter im Laufe des 19. Jahrhunderts (1793 2208, 1905 5286 Einwohner) nahmen auch die Zahl der Ortsarmen und die Höhe der dafür zu zahlenden Unterstützung beträchtlich zu. Zur Unterbringung der Armen errichtete die Stadt im Jahre 1832 unmittelbar neben der Clus ein neues städtisches Armenhaus⁹⁾. Im Jahre 1864 waren darin und in der Clus zusammen 34 Arme und Hilfsbedürftige untergebracht, während in den Wohnungen 35 Personen von der öffentlichen Armenpflege unterstützt wurden. Die Aufwendungen betrugen 1827 712 Taler, 1850/51 728 Taler, 1896/97 9242 Mark, 1913/14 10342 Mark. Bis in die Mitte des Jahrhunderts kamen die Gelder vor allem durch wöchentliche Haussammlungen, später mehr durch Zuschüsse der Kämmerekasse, der Kreisverwaltung und des Landes zusammen. Durch Armenbeiträge bei den verschiedensten Anlässen, z. B. bei Grundstückskäufen, Ehestiftungen, Tanzveranstaltungen, Polizeistrafen, Abgaben beim Erwerb eines Jagdscheines oder beim Meisterwerden eines Handwerksgesellen, wurden Einnahmen für das öffentliche Armenwesen gesichert. Weitere Hilfen für die Armen bestanden in der unentgeltlichen Behandlung durch den Wundarzt oder den Stadtphysikus in Krankheitsfällen und im freien Bezug von Arzneimitteln sowie in Lieferungen von Brennholz aus dem Elm und von Torf aus dem Rieseberger Moor und dem Lutterlandbruch.



Die alte Clus bei Königsutter um 1885
 Zeitgenössisches Foto von A. Seelemeyer in Königsutter
 Reproduktion nach dem Original im Stadtarchiv Königsutter

Von den milden Stiftungen war im Jahre 1885 die im Jahre 1875 vom Bürgermeister Brandes gemachte Stiftung am wichtigsten. Sie besaß in dem betreffenden Jahr ein Vermögen von 11700 Mark, das zum Ankauf des ehemaligen Pfarrwitwenhauses (Nr. ass. 177) verwendet wurde. Den besten Überblick über die gesamte Armenpflege in Königsutter am Ende des 19. Jahrhunderts gibt die Statistik von 1885¹⁰⁾. Danach wurden in dem betr. Jahre von der Ortsarmenkasse 65 Personen mit 3956 Mark, vom Land 68 Personen (1464 Mark), vom Kreis 37 Personen (1323 Mark), von der Kirche 43 Personen (187 Mark), durch milde Stiftungen 10 Personen (56 Mark) unterstützt. Auf 100 Einwohner kamen in Königsutter und in Schöningen je 8 Unterstützungsempfänger, in Braunschweig 7, in Helmstedt 13. Als wichtigste Gründe für die Aufwendungen in Königsutter werden der Tod des Ernährers, körperliche oder geistige Gebrechen und Krankheit sowie Altersschwäche angegeben. Arbeitslosigkeit und große Kinderzahl spielten keine Rolle.

Nach dem Abbruch der baufälligen Clus entstand im Jahre 1891 an der gleichen Stelle eine Herberge zur Heimat, die viel benutzt wurde. Durch die 1883—1889 erlassenen Arbeitsschutzgesetze, die die Krankenversicherung, die Unfallversicherung sowie die Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter regelten und die für ihre Zeit als die besten der Welt galten, trat in Königsutter kaum eine Entlastung der öffentlichen Armenpflege ein. Vielmehr betont Bürgermeister Grütter in seiner Stellungnahme dazu am 26. September 1894, daß die Renten viel zu kärglich bemessen wären und sich die Zahl der Unterstützten

und der Aufwand für sie nicht vermindert, sondern vermehrt habe, „hauptsächlich wohl deshalb, weil die Ansprüche, die heut zu Tage durch den Unbemittelten an das Leben gemacht werden, erfahrungsgemäß stets größer werden und viel zu groß sind“. An anderer Stelle betont der Bürgermeister: „Die offizielle Armenunterstützung bildet jedoch verhältnismäßig nur einen geringen Theil der den Unterstützten bewilligten Gelder oder Naturalien, die Privatwohlthätigkeit hilft in dankenswerter Weise durch Verabreichung von Essen und Gewährung von Kleidungsstücken mit, auch übt die Diakonissin einen außerordentlich wohlthätigen Einfluß aus. Gerade dadurch, daß dieselbe von Haus zu Haus geht und hilft, wo Hilfe Noth thut, sind wir in hiesiger Stadt einen großen Schritt vorwärts gekommen¹¹⁾.“ Auch andere Stellen haben die aufopferungsvolle Tätigkeit der Diakonissen, die das Marienstift in Braunschweig für die im Jahre 1886 gegründete Gemeindestation nach Königslutter entsandte, oft hervorgehoben und sehr begrüßt.

Quellennachweis

¹⁾ Stadtarchiv Königslutter: K II 1. — ²⁾ Stadtarchiv Königslutter: R III, 1. — ³⁾ H. Br. Krieger: Landfahrer im Armenregister der Stadt Königslutter in den Jahren 1709—13. In: Braunschw. Jahrbuch Bd. 45 (1964), S. 155—169; Bd. 46 (1965), S. 153—173. — ⁴⁾ Stadtarchiv Königslutter: St XI, 1. — ⁵⁾ Stadtarchiv Königslutter: St XI, 6. — ⁶⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 2 Alt C Nr. XI, 550. — ⁷⁾ H. Röhr: Geschichte der Stadt Königslutter. Königslutter 1956. — ⁸⁾ Stadtarchiv Königslutter: St XI, 33. — ⁹⁾ A. Lüders: Geschichte von Königslutter, Oberlutter und Stift Königslutter. Königslutter 1909. — ¹⁰⁾ P. Zimmermann: Die Ergebnisse der öffentlichen Armenpflege für das Jahr 1885. Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig, Heft VII, Braunschweig 1887. — ¹¹⁾ Stadtarchiv Königslutter: St XI. 89.

Nochmals die Fleischwürste in Ostfalen

Nachträge zu dem Aufsatz im 43. Jahrgang der Braunschweigischen Heimat (1957)

Von Werner Flechsig

Als ich 1957 in unserer Zeitschrift über die Namen der ostfälischen Fleischwürste und ihre Verbreitung berichtete¹⁾, handelte es sich um die Auswertung der Antworten von rund 450 Gewährsleuten auf die Fragen 200, 201 und 426, die im 3. und 5. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum 1952 bzw. 1954 gestellt worden waren. Gerichtet waren jene Umfragen an die meisten Orte des Verwaltungsbezirks Braunschweig in den Kreisen Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Stadt Salzgitter, Goslar, Gandersheim und Blankenburg-West, an zahlreiche Orte der im Norden, Westen und Süden an den Bezirk Braunschweig angrenzenden Kreise Gifhorn, Peine, Hildesheim-Marienburg, Alfeld, Holzminden, Einbeck und Osterode sowie stichprobenweise auch an wenige Orte des Bezirks Magdeburg und der niedersächsischen Kreise Celle, Burgdorf, Neustadt a. Rbg., Hannover und Hameln. Die recht spärlichen Anhaltspunkte in diesen 5 letztgenannten Kreisen und die noch zu lückenhaften Belegorte des Kr. Holzminden (13) reichten allerdings damals noch nicht aus, um mit Sicherheit erkennen zu können, ob die ostfälischen Namen für die Dauerwurst aus Mettgut im Schweinemastdarm und diejenige in der zusammengenähten Netzhaut des Schweinebauches bis an die Nord-, Nordwest- und Westgrenze der ostfälischen Sprachlandschaft gebräuchlich und die betreffende Würste dort überhaupt bekannt seien. Ich fragte daher 1964 noch einmal u. a. nach den beiden Wurstarten und ihren Namen in einem Mundartfragebogen,

der die Abgrenzung einer Reihe von ausgewählten, als typisch ostfälisch erkannten Mundartwörtern in den Kreisen Gifhorn, Celle, Burgdorf, Neustadt, Nienburg, Schaumburg-Lippe, Grafschaft Schaumburg, Hannover, Springe, Alfeld, Hameln und Holzminden klären sollte. Die Erkenntnisse aus jener 2. Umfrage will ich jetzt als Nachträge zu meinem Aufsatz von 1957 mitteilen.

1) Dauerwurst aus Mettgut im Schweinemastdarm

Den Namen *Slackwost* oder einfach *Slacke* für die Dauerwurst aus Mettgut im Schweinemastdarm kannten 1952 und 1964 zusammen 13 + 11 Orte im Kr. Gifhorn, 1 + 13 im Kr. Celle, 4 + 23 im Kr. Burgdorf, 8 im Kr. Neustadt, je 1 in den Krsn. Schaumburg-Lippe und Grafschaft Schaumburg, 22 im Kr. Hannover, 10 im Kr. Springe, 10 im Kr. Hameln und 7 + 7 im Kr. Holzminden. Diese Zahlen machen deutlich, daß im Nordwesten Ostfalens nahe der Grenze zur nordniedersächsischen und westfälischen Sprachlandschaft *Slackwost* bzw. *Slacke* längst nicht so allgemein verbreitet ist wie weiter südlich und östlich z. B. in den Kreisen Hildesheim und Alfeld. Die Nordgrenze verläuft südlich der unteren Aller aus dem Kr. Burgdorf über Lindwedel nordwestlich von Hannover zur unteren Leine, überschreitet diese bei Base, erreicht dann, nach Südwesten umbiegend, das Steinhuder Meer bei Steinhude und zieht nun südwärts am Westrande des Deisters und am Ostrinde des Süntels vorbei zur Ithbörde östlich der Oberweser in den Kreisen Hameln und Holzminden. Nach Süden ließ sich durch die Umfrage von 1964 die Verbreitung des Namens *Slackwost* bzw. *Slacke* im Kr. Osterode über die Belege von 1957 hinaus noch über Lasfelde und Schwiigershausen bis Bad Lauterberg und Bad Sachsa am Südrande des Harzes verfolgen, während ihr Vorkommen in den Kreisen Northeim, Münden, Göttingen und Duderstadt, die auch 1964 nicht in die Umfrage einbezogen waren, weiterhin nicht in Einzelnen nachgewiesen werden konnte.

Für die von mir 1957 in der „Braunschw. Heimat“ auf S. 76 als Synonym der Schlackwurst behandelte Bezeichnung *Feldkiker* (-käiker, -kaiker, -köiker, -koiker) fanden sich bei der Umfrage von 1964 noch einige neue, weit verstreute Belege in den Kreisen Burgdorf (Bilm, Dolgen), Springe (Pohle, Schulenburg), Hameln (Herkensen, Koppenbrügge, Salzhemmendorf), Alfeld (Eime, Eimsen, Nordstemmen, Rott), Holzminden (Negenborn, Pegestorf) und Osterode (Scharzfeld). Durch diese Streulage der Fundorte innerhalb des *Slackwost*-Gebietes wurde ich in meiner Annahme bestätigt, daß es sich beim Feldkieker nicht um eine siedlungsgeschichtlich bedingte frühe Alternativbezeichnung der Dauerwurst aus Mettgut im Mastdarm handeln könne, sondern um einen spontan an verschiedenen, z. T. weit voneinander entfernten Orten ohne erkennbare gegenseitige Beeinflussung entstandenen jüngeren Scherznamen, durch den der ältere Name *Slackwost/Slacke* erst in neuerer Zeit verdrängt wurde.

Anders bestellt ist es mit einer dritten Bezeichnung der Dauermettwurst aus Mettgut im Schweinemastdarm, die bei der Umfrage 1964 zum Vorschein kam, nämlich *Fett-Enne* oder — verballhornt — *Fett-henne(ke)*. Ihre Belege fanden sich nur im Nordwesten Ostfalens nahe der Grenze zur nordniedersächsischen Sprachlandschaft, wo der Geltungsbereich des Namens *Slackwost/Slacke* aufhört, und zwar in den Kreisen Burgdorf (Kolshorn, Negenborn), Neustadt (Frielingen, Wulfelade), Hannover (Degersen, Koldingen — hier zusammen mit *Slackwost* —, Nordgoltern, Reddersen, Sorsum, Vörie) und Springe (Alvesrode, Bennigsen, Gestorf, Lauenau). Daß es sich hierbei um einen Eindring-

ling oder Vorposten aus dem Nordniedersächsischen handelt, wird deutlich aus Kucks Lüneburger Wörterbuch, wo die Bezeichnung *Fett-enn'* für den „Fett- oder Mastdarm des Schweines, in den die Mettwurst gestopft wird“ aus dem Kr. Harburg und der Winser Geest angeführt wurde²⁾. Auch in Mensings Schleswig-Holsteinischem Wörterbuch findet sich *Fett-enn* für „Mastdarm“³⁾.

2) Dauerwurst aus Mettgut in der zusammengenähten Netzhaut des Schweinebauches

Der Name *Flaumenpümpel* oder einfach *Pümpel* für die Dauerwurst aus Mettgut in der zusammengenähten Netzhaut des Schweinebauches, dessen Verbreitung in Ostfalen ich 1957 auf S. 77 ff. beschrieben und auf einer dialektgeographischen Übersichtskarte dargestellt hatte, ließ sich durch die zweite Umfrage von 1964 über den Befund von 1957 hinaus in 28 weiteren nord- und westostfälischen Orten feststellen. Es sind 6 im Kr. Gifhorn (Diddlese, Grußendorf, Isenbüttel, Groß Schwülper, Sülfeld, Volkse), 5 im Kr. Celle (Jarnsen, Pollhöfen, Wathlingen, Wiedenrode, Wietze), 5 im Kr. Burgdorf (Katensen, Olerse, Rohrse, Schwüblingsen, Uetze), 3 im Kr. Neustadt (Basse, Helstorf, Klein Hilligsfeld), 2 im Kr. Hannover (Grasdorf, Müllingen), 1 im Kr. Springe (Lüdersen), 2 im Kr. Alfeld (Klein Förste, Gerzen), 2 im Kr. Hameln (Esperde, Grohnde) und 2 im Kr. Einbeck (Iber, Rengershausen).

Die zweite Bezeichnung für die Dauerwurst in der Netzhaut, von der ich 1957 auf S. 78 berichtet hatte, nämlich *Flaisen-*, *Fläsen-* oder *Flisenwost*, hatte sich damals mit verhältnismäßig wenigen Belegen östlich und nördlich des kernostfälischen *Flaumenpümpel*-Bereiches nachweisen lassen. 1964 kamen dann noch einige weitere Belege hinzu, ohne daß sich dadurch an der Grenzziehung gegenüber *Flaumenpümpel* etwas Wesentliches geändert hätte. Neu erfaßt wurden die Formen *Flaisen(-wost)* bzw. *Fläsenwost* in Brome, Jembke und Schneflingen, Kr. Gifhorn, Garnsen und Lachtehausen (hier *Floisen*), Kr. Celle, Gehrden, Kr. Hannover und Lauenstein, Kr. Hameln sowie die Form *Fläsen(-wost)* in Wahrenholz und Wesendorf, Kr. Gifhorn, Spechtshorn, Kr. Celle, Bissendorf, Kolshorn und Oegenbostel, Kr. Burgdorf, Holtensen, Nordgoltern und Seelze, Kr. Hannover, Jeinsen (?), Kr. Springe und Brevörde, Kr. Hameln. Die Grenzlinie zwischen *Flaumen-* und *Flaisen-/Fläsen*, die auf der in unserer Zeitschrift 1957 auf S. 77 veröffentlichten Verbreitungskarte angedeutet war, läßt sich also nach Westen hin durch die nördlichen Teile der Kreise Celle, Burgdorf und Hannover bis nahe an die Oberweser im Nordteil des Kr. Hameln verlängern, allerdings nicht in einem zusammenhängenden Zuge, sondern äußerst lückenhaft. Das legt den Gedanken nahe, daß am nordwestlichen Rande der ostfälischen Sprachlandschaft entweder die vielleicht früher dort allgemein gebräuchliche Bezeichnung *Flaisen* bzw. *Fläsen* in den meisten Orten durch andere Bezeichnungen aus dem Süden verdrängt worden ist oder daß umgekehrt erst in neuerer Zeit hier und da die nördliche Bezeichnung aus dem Lüneburgischen Fuß gefaßt hat, vielleicht durch Vermittlung wandernder Schlachter. Es ist aber auch möglich, daß weder die südliche noch die nördliche Bezeichnung in der fraglichen Randzone des nordwestlichen Ostfalens altbodenständig war, weil es dort früher vielleicht gar nicht üblich gewesen war, Dauerwurst aus Mettgut in die zusammengenähte Netzhaut des Schweinebauches zu füllen. Es fällt nämlich auf, daß gerade dort für diese Wurstart 1964 in sehr vielen Orten überhaupt kein Name angegeben werden konnte. Fehlanzeige erstatteten im Kr. Celle 6 Orte, im

Kr. Burgdorf 17, im Kr. Neustadt 15, im Kr. Nienburg alle 3 befragten Orte, im Kr. Schaumburg-Lippe 1 von 3 befragten, im Kr. Grafschaft Schaumburg 6 von 9 befragten, im Kr. Hannover 15, im Kr. Springe 16 und im Kr. Hameln 13.

Über das eigenartig geschlossene westostfälische Verbreitungsgebiet eines dritten Namens für die Dauerwurst in der zusammengenähten Netzhaut, nämlich *Filster*, hatte ich 1957 auf S. 79 gesagt, es umfasse die meisten Orte der Kreise Hildesheim-Marienburg und Peine, 6 von 11 befragten Orten des Kr. Alfeld, 3 Orte des Kr. Gandersheim im Ambergau und 4 westliche Randorte des Kr. Wolfenbüttel. Wie weit das *Filster*-Gebiet über die Kreise Peine, Hildesheim und Alfeld etwa noch nach Norden reichen könnte, ließ sich damals noch nicht klären, solange die Umfrage nicht auf die nördlich anschließenden Landesteile ausgedehnt wurde. Das wurde 1964 nun nachgeholt, und dabei zeigte es sich, daß das *Filster*-Gebiet wesentlich größer ist, als es 1957 den Anschein hatte. Hinzu kamen zunächst noch 11 Orte im Nordwestteil des Kr. Hildesheim und 13 Orte im Kr. Alfeld, ferner 4 im Kr. Springe, 1 im Ostteil des Kr. Hameln nahe der Leine (Salzhemmendorf), 14 im Kr. Hannover und 4 im Südostteil des Kr. Burgdorf (Bil, Dolgen, Höver, Steinwedel). Weit entfernt von diesem geschlossenen *Filster*-Gebiet fand sich noch ein versprengter Beleg in Holzen, Kr. Holzminden am Westrande des Iths. Durch die Klärung des wirklichen Umfanges des *Filster*-Bereiches sind wir allerdings der Lösung des schon 1957 angesprochenen Rätsels seines Ursprungs und seiner etwaigen siedlungsgeschichtlichen Bedeutung noch keinen Schritt näher gekommen. Dieser *Filster*-Bereich ist wie ein großes Nest auf allen Seiten umgeben von Namen für dieselbe Wurst, die sonst im Kern- und Westostfälischen vorherrschen, nämlich Bildungen mit *Flaumen*- (*Fläaumen*-, *Fläamen*-, *Flömen*-) als Bestimmungswort und *-pümpel*, *-buiel*, *-hiut*, *-sluie* oder *-wost* als Grundwort. Da solche Namen sowohl westlich vom *Filster*-Bereich in den Kreisen Hameln und Holzminden wie östlich in Teilen der Kreise Peine, Hildesheim-Marienburg und Gandersheim, ferner auch sowohl nördlich in Teilen der Kreise Burgdorf, Springe und Hannover wie südlich in den Kreisen Osterode, Gandersheim und Einbeck vorherrschen, muß man annehmen, daß ursprünglich überall im westlichen Ostfalen zur Bezeichnung der Dauerwurst aus Mettgut in der Netzhaut des Schweinebauches Namenbildungen mit *Flaumen*- (oder ähnlich) als Bestimmungswort heimisch waren und sich erst später aus unbekanntem Anlaß dazwischen die fest umrissene *Filster*-Insel unter Verdrängung älterer Namen herausgebildet hat. Woher das Wort *Filster* ins Land kam und wie es etymologisch einzuordnen ist, bleibt weiterhin ebenso ungeklärt wie die Frage, warum sich dieses Wort gerade in seinem jetzigen Herrschaftsbereich ausbreiten konnte und nicht in anderen Teilen Ostfalens. Siedlungsgeschichtliche Ursachen dafür lassen sich nicht erkennen, denn von Zuwanderungen fremder Volksteile, wie sie z. B. aus dem niederländisch-nieder-rheinisch-westfälischen Raum im 12. Jahrhundert für manche anderen ostfälischen Landstriche nachgewiesen oder vermutet werden können, ist gerade für den *Filster*-Bereich nichts bekannt.

Über das verstreute Vorkommen der Wurstnamen *Flaumenbuiel* (*-buiel*), *-hiu* und *-wost* im westlichen Ostfalen habe ich 1957 in dieser Zeitschrift auf S. 78 schon einige Angaben gemacht. Zu den damaligen Belegen für *Flaumenbuiel* u. ä. kamen 1964 noch 9 im Kr. Celle, 6 im Kr. Burgdorf, 2 im Kr. Neustadt, 2 im Kr. Schaumburg-Lippe, 4 im Kr. Grafschaft Schaumburg, 6 im Kr. Hannover, 8 im Kr. Hameln, 10 im Kr. Holzminden, 11 im Kr. Alfeld, 2 im Kr. Einbeck und 5 im

Kr. Osterode. Auch dieser Name ist also neben *Flaumenpümpel* weit verstreut im westlichen Ostfalen. Viel geringer an Zahl sind die Zuwächse für die anderen Zusammensetzungen mit *Flaumen-* aus der Umfrage des Jahres 1964. *Flaumenhiut* fand sich nur noch in Kohnsen und Mackensen, Kr. Einbeck sowie in Grünenplan und Reileifzen, Kr. Holzminden, *Flaumen-* bzw. *Flömenwost* in Brunkenzen, Dölme, Eschershausen, Hohe und Pegestorf, Kr. Holzminden, und Lüntorf, Kr. Hameln. Die beiden letztgenannten Namensformen sind also wie *Flaumensluie* auf den Südteil des westlichen Ostfalens beschränkt, wie schon 1957 zu vermuten war.

Schließlich sei der Vollständigkeit halber noch erwähnt, daß 1964 ganz vereinzelt im Nordwesten auch der Name *Smār(s)-* bzw. *Smērshūt* gebraucht wurde, und zwar in Negenborn, Kr. Burgdorf, Berenbostel, Garbsen, Mardorf, Niedernstöcken, Poggenhagen und Welze, Kr. Neustadt sowie Vinnhorst, Kr. Hannover.

Abschließend hatte ich 1957 in dieser Zeitschrift auf S. 80 vermerkt, daß ich für keinen der damals behandelten Namen der Dauerwurst aus Mettgut in der Netzhaut des Schweinebauches ältere Belege aus gedruckten oder handschriftlichen Quellen der Zeit vor dem 19. Jahrhundert beizubringen vermöchte. Daran hat sich in den seither vergangenen 23 Jahren leider nichts geändert. So muß es weiterhin unentschieden bleiben, welcher der Namen hierzulande der ursprünglich überall bodenständige war und wann die davon abweichenden Bezeichnungen in Aufnahme gekommen sind.

3) Br ä g e n w u r s t

Zu den beliebten ostfälischen Fleischwurstarten gehört außer der weichen Mettwurst, auch Bratwurst genannt, und den harten Dauerwürsten im Schweinemastdarm und in der zusammengenähten Netzhaut des Schweinebauches auch die Brägenwurst, die ihren Namen von der Beimischung des Schweinehirns, mundartlich *Brägen*, *Bräjen* oder *Bräen*, bekommen hat. Ich hatte sie 1957 im Aufsatz über die Fleischwürste in Ostfalen noch nicht mitbehandelt, weil sie mir wegen der allgemeinen Gültigkeit ihres Namens in Ostfalen wortgeographisch nicht interessant genug erschien. Es ist aber doch einiges über sie zu sagen, zumal da es sich bei ihr in Verbindung mit Braunkohl um ein winterliches Lieblingsgericht der ostfälischen Land- und Stadtbevölkerung handelt, und deshalb will ich mein Versäumnis von 1957 jetzt nachholen.

Zunächst gebe ich das wieder, was Elise Gerecke um die letzte Jahrhundertwende in ihrem Buch über die braunschweigische Küche von der Herstellung der Brägenwurst geschrieben hat⁴⁾: „*Der rohe, in Wasser gekühlte Schweinebrägen wird nach dem Abspülen fein gequetscht. Ein Suppenteller voll feingewiegter Zwiebeln wird mit bedecktem Abfülleschmalz gekocht und diese Masse mit Mettgut, Salz und gestoßenem heißen Pfeffer und dem Brägen gemengt und schlaf in die Därme gestopft.*“ Als ich 1952 im 3. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums unter Nr. 243 die zu befragenden Gewährsleute um die Übertragung des Satzes „am liebsten esse ich Grünkohl mit Brägenwurst“ in ihre Ortsmundart bat, kam es mir hauptsächlich auf den Gebrauch der Wendung „*uppen laiwersten*“ statt „*an'r laiwesten*“ und auf die typische ostfälische Bezeichnung des Grünkohls als „*brüne (broune, braune, briune) Kōl (Kuol, Kūl, Keol, Kaul)*“ statt „*groine Kōl*“ oder ähnlich an und nicht so sehr auf die Klärung der Frage, ob es hierzulande noch andere Bezeichnungen der Hirn-

wurst als *Brägen-*, *Bräen-* oder *Bräjenwost* gebe. Die Antworten bestätigten denn auch meine Vermutung, daß kein anderer Name für Brägenwurst vorhanden sei. Wo gar kein Wurstname auf Frage Nr. 243 angegeben wurde, darf man wohl annehmen, daß in den betreffenden Orten überhaupt keine Hirnwurst hergestellt wurde. Das gilt z. B. für Langeln und Wasserleben, im Kr. Wernigerode, Ströbeck und Zilly im Kr. Halberstadt sowie Eilsleben und Klein Wanzleben im Kr. Wanzleben. Daß in der Magdeburger Börde und im Magdeburgischen Holzlande Hirnwurst keine nennenswerte Rolle spielte, läßt sich aus dem Fehlen des Wortes *Bräjen-* oder *Brämwost* hinter dem wohlbekannten *Bräjen* „Hirn“ in Hansens Holzlandosfälischem Wörterbuch schließen. Denselben Eindruck gewinnt man, wenn man in R. Hechts Bericht über die bäuerliche Küche in den Dörfern des Magdeburgischen Holzlandes zwar Mettwurst („Bratwurst genannt), Schlackwurst, „Fliesenwurst“ und gewöhnliche wie schwarze Leberwurst als hochgeschätzte heimische Spezialität lobend erwähnt findet, nicht aber Brägenwurst⁵⁾. Die Brägenwurst fehlte jedoch 1952 keineswegs in allen befragten Orten des Bezirks Magdeburg, die zur ostfälischen Sprachlandschaft gehören. Bekannt war sie als *Bräjenwost* in Badersleben, Dardesheim und Hessen, Kr. Halberstadt, Ohrleben, Kr. Oschersleben, Dreileben, Kr. Wanzleben, und Sommerschenburg, Kr. Haldensleben, als *Bräjenwost* in Ostingersleben, Kr. Haldensleben, und als *Brämwost* in Dedeleben, Kr. Halberstadt. Hierzu kommen die Belege *brämworscht* in Damköhlers Nordharzer Wörterbuch für die Blankenburger Gegend⁶⁾ und *Bräjen-* bzw. *Brämworscht* im Wernigeröder Wörterbuch⁷⁾. Im Inneren des Ostharzes wurde 1952 *Brämworscht* auch für Elbingerode, Kr. Wernigerode, bezeugt und *Brägenworscht* für Sorge, Kr. Grafschaft Hohnstein. Im niedersächsischen Westharz ließ sich 1952 die Brägenwurst südwärts bis Hohegeiß, Zorge und Walkenried, Kr. Blankenburg-West, nachweisen, wo die mitteldeutsch beeinflusste Namensform *Prajenworscht* erscheint, sowie bis Sieber, Lonau und Lerbach, Kr. Zellerfeld, im westlichen Harzvorland südwärts bis Eisdorf und Westerhof, Kr. Osterode. Noch weiter südwestlich war *brägenwost* schon 1858 durch G. Schambachs Wörterbuch für Göttingen-Grubenhagen bezeugt⁸⁾. Im Westen erbrachte die Umfrage von 1952 Belege für dieses Wort aus den Kreisen Einbeck, Holzminden und Hameln, nach Norden hin aus den Kreisen Neustadt, Burgdorf, Celle und Gifhorn sowie aus dem Amtsbezirk Vorsfelde im Nordteil des Kr. Helmstedt. Damit ist aber die Nordgrenze der Brägenwurst noch keineswegs erreicht, denn ihr Name findet sich auch in den Wörterbüchern der Altmark⁹⁾, des Lüneburgischen¹⁰⁾, Schleswig-Holstiens¹¹⁾ und des Dorfes Baden, Kr. Verden¹²⁾, sowie im Bremer Wörterbuch von 1767¹³⁾. Westlich der Weser ist *Brägenwost* auch noch für Hahlen im Kr. Minden durch Frederkings Wörterbuch nachgewiesen, wo vermerkt ist, daß sie im westfälischen Halle, Kr. Bielefeld, „kaum bekannt“ sei¹⁴⁾. Sie fehlt in Schmoeckels und Bleskens Wörterbuch der Soester Börde, in Woestes Westfälischem Wörterbuch, in Bauers Waldeckischem Wörterbuch und anscheinend auch im niederdeutschen Wortschatz Nordhessens, da das Wort von Vilmar nicht in sein kurhessisches Idiotikon von 1868 aufgenommen wurde. Brägenwurst scheint also nur in Ostfalen und Nordniedersachsen bekannt zu sein.

Die ältesten ostfälischen Belege für diese Wurstart, die ich bisher entdecken konnte, betreffen zwar nicht die Wurst selbst, wohl aber eine Braunschweiger Familie, die nach der Wurst ihren Spitznamen bekommen hatte. Genannt wurden hier in den Ratsakten 1424 und 1439 „*de Bregenworstsche*“ und 1448 „*Hans*

*Breghenworst*¹⁵⁾. Für das 16. und 17. Jahrhundert ließ sich der Wurstname hier nicht nachweisen, wohl weil Brägenwürste wegen ihrer geringen Haltbarkeit nicht lange genug aufbewahrt wurden, um in Nachlaßinventaren von heimischen Bürgern und Bauern verzeichnet werden zu können, und weil sie wohl auch im Handel keine so große Rolle spielten, daß sie in den gedruckten Taxordnungen hätten erwähnt werden müssen. Erst eine gedruckte Braunschweiger Preisliste für Lebensmittel vom 5. Juni 1766 führt neben Schlack-, Brat-, Zungen-, Rot- und Leberwürsten, Sülze und „Schwärtgens“ auch *Brägenwürste* besonders auf¹⁶⁾.

Anmerkungen

¹⁾ W. Flechsig, Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen (in: Braunschweigische Heimat 43. Jahrg., 1957, S. 36 ff. u. 74 ff.). — ²⁾ Eduard Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942 ff.; hier Bd. I, Sp. 450. — ³⁾ Otto Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Neumünster 1925 ff.; hier Bd. II, Sp. 61. — ⁴⁾ Elise Gerecke, Die braunschweigische Küche. Wolfenbüttel o. J. (ca. 1900); hier S. 265. — ⁵⁾ Richard Hecht, Die bäuerliche Küche auf unseren Dörfern (in: Heimatblatt für das Land um obere Aller und Ohre v. 17. 11. 1936, Nr. 11). — ⁶⁾ Eduard Damköhler, Nordharzer Wörterbuch auf Grund der Cattenstedter Mundart. Wernigerode 1927; hier S. 33. — ⁷⁾ Hans-Friedrich Rosenfeld, Wernigeroder Wörterbuch. Neumünster 1975; hier Sp. 203. — ⁸⁾ Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 31. — ⁹⁾ Joh. Friedr. Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859; hier S. 23. — ¹⁰⁾ wie Anm. 2; hier Bd. I, Sp. 216. — ¹¹⁾ wie Anm. 3; hier Bd. I, Sp. 512. — ¹²⁾ Brüne u. Diedrich Westermann, Wörterbuch des Dorfes Baden, Kr. Verden (= Bd. 1 der Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes, Neue Folge). Oldenburg 1941; hier S. 17. — ¹³⁾ wie Anm. 8. — ¹⁴⁾ Christian Frederking, Dorförterbuch des Dorfes Hahlen bei Minden in Westfalen. Bielefeld 1939; hier S. 18. — ¹⁵⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Sign. B II, 4a (Kämmereirechnungen der Altstadt) u. B II, 5a (Schoßbücher der Altstadt). — ¹⁶⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Sign. G IV, 2 C VI (Druckerzeugnisse der Waisenhaus-Buchdruckerei).

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1980

Im Rahmen der Aktivitäten unseres Vereins wurden die Veranstaltungen in bewährter Weise fortgeführt. Auch die Vorträge erfreuten sich großen Zuspruchs durch Mitglieder sowie durch Freunde unseres Vereins. — Die Vereinszeitschrift konnte wiederum im Umfang von 132 S. erscheinen.

Stärker als in den Jahren zuvor bemühten sich insbesondere der Vorsitzende und Vorstandsmitglied Dr. D. Brandes in Fragen des Natur- und Landschaftsschutzes.

Gegen den schlechten Zustand des NSG/LSG Heeseberg sowie des NSG Hahntal, wovon die Mitglieder sich auf einer Studienfahrt überzeugt haben, wurde bei der Bezirksregierung und beim Landkreis Helmstedt protestiert. Aufgrund dieses Einspruches sind die ungeeigneten Bepflanzungsmaßnahmen eingestellt worden. Für 1981 ist die Erteilung von Aufträgen für eine ökologische Bestandsaufnahme sowie für einen Pflegeplan vorgesehen. Anträge wurden gestellt auf Ausweitung des Roten Berges und der Lenebruchwiesen östlich Schandelahs als Landschaftsschutzgebiet sowie auf Ausweitung des Hägeberges (Landkreis Wolfenbüttel) als flächenhaftes Naturdenkmal.

Verschiedene Probleme des Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes aus unserem Raum haben Aufnahme gefunden in die „Rote Mappe“ des Niedersächsischen Heimatbundes. Im einzelnen sind das der Ölschieferabbau im Raum Schandelah-Lehre, die Schwermetallbelastung im Raum Oker-Harlingerode, die Ablehnung des Kalkabbaus am

Kahnstein bei Langelsheim, das Problem der Einlagerung bzw. Wiederverwendung von Verbrennungsrückständen eines in Wolfsburg geplanten Kohlekraftwerkes, Vorschlag der Renaturierung von Grenzböden und Baumanpflanzung an Flußläufen durch Mitarbeiter der Ev.-luth. Landeskirche Braunschweigs, Ablehnung der Beeinträchtigung des Naturschutzgebietes Riddagshausen durch den Bau von Sportstätten, Sicherstellung des Okertales bei Schladen als Naturschutzgebiet, Ablehnung der in Wolfenbüttel geplanten Straße, die Alt- und Auguststadt trennt. Positiv hervorgehoben wurde in der „Roten Mappe“ die geplante Restaurierung der Gewölbe des Altstadtrathauses in Braunschweig für das Städtische Museum, die Aufstellung einer Denkmalkartei für den Landkreis Helmstedt, die Restaurierung des Zeughauses in Wolfenbüttel, die Restaurierung der St. Lorenzkirche in Schöningen durch den Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds, die Restaurierung des Klosters Walkenried sowie die Pflege des Klosterhofes Lutter/Barenberg. Begrüßt wurde weiter, daß die Herrichtung des „Vieweghauses“ für das Braunschweigische Landesmuseum vom Baustopp für landeseigene Kulturbauten nicht betroffen worden ist.

Das Bemühen unseres Vereins um Aufnahme in den Beirat des Zweckverbandes Naturpark Elm-Lappwald war insofern erfolgreich, als unser Verein zunächst als beratendes Mitglied in dieses Gremium aufgenommen worden ist.

Auf Antrag unseres Vereins wurde dem verdienten Heimatforscher und langjährigen Heimatpfleger des Landkreises und danach der Stadt Braunschweig Studienrat i. R. Dr. Wilhelm Bornstedt das Verdienstkreuz am Bande des Niedersächsischen Verdienstordens anlässlich seines 75. Geburtstages verliehen.

Im Berichtszeitraum fanden folgende Veranstaltungen statt:

19. 1. 1980 Winterfahrt nach Lehre mit Besichtigung der dortigen Kirche, Vortrag von H. Wiswe mit Lesung aus den Lebenserinnerungen des Lehrer Musikus Fischer sowie Lesung eigener plattdeutscher Geschichten durch Fritz Fricke-Lehre.
14. 2. 1980 Vortrag: „Niedersächsische Zinnfiguren des Biedermeier, mit besonderer Berücksichtigung der Werkstatt C. Wegmann in Braunschweig“ mit Lichtbildern (Professor Dr. W. Achilles, Diekholzen bei Hildesheim, früher Wolfenbüttel).
13. 3. 1980 Vortrag: „Stadtkernarchäologie Braunschweig — Neue Ergebnisse 1979“ mit Lichtbildern (Archäologierat H. Rötting, M. A.) in Verbindung mit der Jahreshauptversammlung.
26. 4. 1980 Studienfahrt: „Landschaft und Naturschutz am Heeseberg“ (Dr. D. Brandes, R. Steding).
21. 6. 1980 Studienfahrt: „Entlang der oberen Innerste — Von Jerstedt bis Wildemann“, mit Besichtigungen in Jerstedt (Dorfkirche), Langelsheim (Amtshof, Andreaskirche), Lautenthal (Kirche), Wildemann (19-Lachter-Stollen) unter Mitwirkung zahlreicher Ortskenner (A. Wilgeroth, H. Ahlers, H. Stanschus), Leitung der Fahrt: R. Steding.
30. 8. 1980 Studienfahrt: „Zisterzienserabtei Marienstatt im Westerwald“ und Besichtigung des Landschaftsmuseums Westerwald in Hachenburg, Leitung der Fahrt R. Steding, Führungen durch Pater Guido/Marienstatt und Museumsleiter K. Kessler/Hachenburg.
27. 9. 1980 Studienfahrt: „Zur Landeskunde im Nordwesten Braunschweigs beiderseits der Oker“ mit Besichtigungen in Rothemühle, Walle, Groß Schwülper, Neubrück, Diddlese, Rüper, Zweidorf, Wendeburg, Leitung der Fahrt R. R. Steding, außerdem Führungen und Erläuterungen durch K. Bratmann, Dr. D. Brandes, H. Brüdern, Pastor Pfingsten/Wendeburg.

18. 10. 1980 „Ortsbegehung von Olper“ unter Führung von Dr. H. Lindemann.
9. 10. 1980 Vortrag: „Vegetation und Naturschutz im östlichen Niedersachsen“ mit Lichtbildern (Dr. D. Brandes).
13. 11. 1980 Vortrag: „Die Großsteingräberkultur und ihre Bedeutung für Nordeuropa“ mit Lichtbildern (Museumsdirektor i. R. Dr. A. Tode).
11. 12. 1980 Adventsandacht in der Braunschweiger St. Ägidienkirche (Propst W. Trojok) in Verbindung mit einem Orgelspiel und Erläuterungen über die Restaurierung und Neugestaltung der Kirche.

Der Vorstand unseres Vereins tagte im Berichtszeitraum dreimal. Abgesehen von der laufenden Vereinsarbeit wurden Fragen des Landschafts-, Natur- und Denkmalschutzes erörtert. Außerdem beschäftigte sich der Vorstand mit der Neufassung der Vereinsatzung, deren Verabschiedung bedauerlicherweise durch die Einsprüche des Herrn H. Lehmann/Salzgitter hinausgeschoben wurde.

Mechthild Wiswe

Neues heimatliches Schrifttum

Gerhard Wiegleb: *Vegetation und Umweltbedingungen der Oberharzer Stauteiche heute und in Zukunft. — Vorläufige Übersicht über die Pflanzengesellschaften der Niedersächsischen Fließgewässer.* Hannover 1979. 122 S., zahlr. Abb. u. Tab., 1 Übersichtskt. (Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen. Heft 10.)

In Heft 10 der Schriftenreihe „Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen“ werden zwei Arbeiten von G. Wiegleb über die Wasserpflanzengesellschaften Niedersachsens veröffentlicht. Aufgrund des starken Rückgangs der Feuchtbiotope kommt diesen Untersuchungen besondere Aktualität zu. Der erste Teil beschäftigt sich mit Vegetation und Umweltbedingungen der Oberharzer Stauteiche, die in der Umgebung von Clausthal-Zellerfeld zur Wasserversorgung des Oberharzer Bergbaus angelegt wurden. Diese Teiche sind nicht nur von bergbaugeschichtlichem Interesse, sondern auch von großer vegetationskundlich-ökologischer Bedeutung. 35 verschiedene Pflanzengesellschaften konnten nachgewiesen werden. Ihre Artenzusammensetzung geht aus den Vegetationstabellen, ihre Fundorte aus den Verbreitungskarten hervor. Die Vegetationszonierung wurde an Hand von Transekten untersucht.

Besonders hervorzuheben sind die Strandlinggesellschaften, deren kleinwüchsige Arten wegen ihrer geringen Konkurrenzkraft auf saubere, nährstoffarme Gewässer beschränkt sind. Ihre Vorkommen sind unbedingt schützenswert.

Wiegleb klassifiziert die Teiche nach ihrer Erhaltungswürdigkeit und schlägt eine Einteilung in Nutzungsformen vor, um die Interessen von Erholungsnutzung und Naturschutz abzugleichen.

Die zweite Arbeit bietet eine Übersicht über die Pflanzengesellschaften der Fließgewässer Niedersachsens und Mitteleuropas. Als ein wichtiges Ergebnis kann festgehalten werden, daß die niedersächsischen Flüsse und Bäche derzeit noch eine Fülle schützenswerter Pflanzenbestände enthalten. Behörden und Abwasserverbänden sei deren Schutz besonders ans Herz gelegt. Neben der vegetationskundlichen Übersicht versucht Wiegleb auch eine ökologische Bewertung der Fließgewässer zu geben.

Das vorliegende Heft wird allen an der heimischen Pflanzenwelt, allen an Naturschutz und Ökologie Interessierten sehr empfohlen; vor allem sollten aber die mit dem Gewässerausbau befaßten Dienststellen die landschaftspflegerische Bewertung der Wasserpflanzengesellschaften zur Kenntnis nehmen.

Dr. D. Brandes

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

67. Jahrgang

Juni 1981

Heft 2

Zum 150. Geburtstage Wilhelm Raabes

Von Kurt Hoffmeister

Biographisches in Kurzform: Wilhelm Raabe am 8. September 1831 in Eschershausen geboren. — Vater Justizbeamter; Mutter, Tochter des Stadtkämmerers Jeep aus Holzminden. — 1837 Besuch der Bürgerschule, 1840 Gymnasium in Holzminden. — 1842 Versetzung des Vaters nach Stadtoldendorf. — 1845, nach dem Tode des Vaters, Umzug der Mutter mit den drei Kindern nach Wolfenbüttel. — Wilhelm besucht die „Große Stadtschule“, zeigt Talent für Aufsatz und Zeichnen. — 1849 Beginn der Lehrzeit als Buchhändler in Magdeburg. — 1853 Rückkehr nach Wolfenbüttel. — Sommer 1854 Student an der Universität in Berlin. — Herbst 1854 Beginn des Romans „Die Chronik der Sperlingsgasse“. — 1856 wieder in Wolfenbüttel. — 1862 Heirat mit Bertha Leiste aus Wolfenbüttel. — Umzug nach Stuttgart. — 1870 Rückkehr nach Niedersachsen; Wohnsitz in Braunschweig. — Zum 70. Geburtstag 1901 mehrfache Ehrungen. — Am 15. November 1910 in Braunschweig gestorben.

★

Am 8. September 1981 jährt sich der Geburtstag des niedersächsischen Dichters Wilhelm Raabe zum 150. Male. Aus diesem Anlaß feiert man den vor siebzig Jahren in Braunschweig verstorbenen Autor als einen der bedeutendsten Erzähler des 19. Jahrhunderts nicht nur im deutschen Sprachbereich, sondern auch in aller Welt.

Den großen Fleiß, sein Können und das weite Spektrum seines Schaffens beweisen nicht weniger als 68 Romane, Novellen und Erzählungen, um deren wissenschaftliche Interpretation sich seit Jahren anerkannte Germanisten im In- und Ausland in vielbeachteten Untersuchungen und Dissertationen bemühen. — Außer seiner gerühmten Dichtkunst hinterließ uns Wilhelm Raabe überzeugende Beispiele seiner besonderen Begabung für das Zeichnen und Malen.

Das Interesse seiner Biographen hat der Braunschweiger Dichter stets nur mit gedämpfter Bereitschaft unterstützt. Immer wieder lehnte er es ab, Unbekannten tiefere Einblicke in sein Privat- und Familienleben zu gewähren. Seinem Vetter, Friedrich Jeep in Wolfenbüttel, schrieb er unter dem 29. August 1891, er habe keine Lust, Erinnerungen aus seinem Leben zu veröffentlichen. „Biographisches? Er lebte, schrieb, nahm ein Weib (oder ließ es), schrieb weiter und fort. O, heiliger Cervantes!“, lautete sein Stoßseufzer in einer Nachricht vom 30. September 1890 an den Frankfurter Kaufmann und Schriftsteller Sigmund Schott. Im Telegrammstil teilte er Schott zwar einige Lebensdaten mit und empfahl, damit zu machen, was er wolle, aber um Gottes Willen nicht mit Anfragen nach näheren Fakten und Daten zu kommen. Ein anderes Mal schrieb er an

Professor Edmund Sträter: „Was meine Personalakte betrifft, so bin ich bei meiner bekannten Maxime, darüber keine Rechenschaft zu geben, geblieben.“ — Gar zu lästige Interessenten verwies er kurzerhand auf gängige Nachschlagewerke.

Nur zwei Mal hat Wilhelm Raabe biographische Daten ein wenig offener preisgegeben. Im Jahre 1861, als seine Novelle „Holunderblüte“ in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ erscheinen sollte, sandte er Dr. Thaddaeus Lau in Ottweil einige Angaben. Der Dreißigjährige antwortete: „Gern stelle ich Ihnen mein Dasein zu einer biographischen Skizze zur Disposition, nur ist leider — oder gottlob? — wenig zu ersehen.“ Dieses Schreiben dürfte als erste bescheidene Selbstbiographie Wilhelm Raabes anzusehen sein.

Später hat sich der Dichter noch einmal eingehender geäußert. Vom Herausgeber des Kalenders „Der Heidjer“ im Jahre 1906 um eine Selbstbiographie gebeten, lehnte Wilhelm Raabe zunächst ab, legte der Absage aber doch einige Angaben über sein Leben bei.

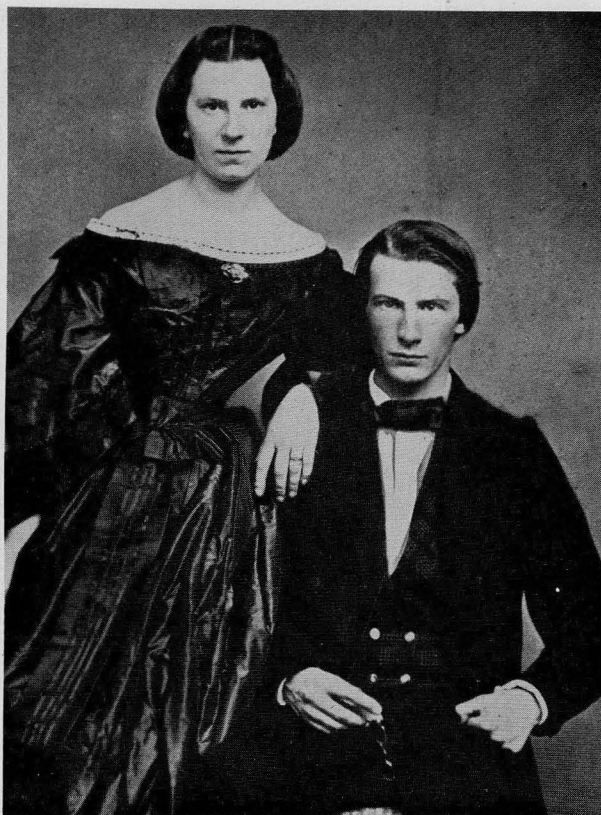
Im „Heidjer“ schrieb er: „Drei Dinge sind mir persönlich aus meinem Aufenthalt auf der Erde heute, wenn auch nicht die bemerkenswertesten, so doch merkwürdig. Ich komme noch aus den Tagen, wo in meines Vaters Haus an der Weser mit Stein, Stahl und dem ‚Plünnenkasten‘ Licht angezündet und Feuer gemacht wurde. — Ich habe einen Herrn gekannt, der noch einen Zopf trug. — Ich habe noch einen Mann gesehen, der im Siebenjährigen Kriege dabei gewesen war.“ Er lernte den alten Soldaten im Jahre 1839 kennen, als sein Vater ihm in Wolfenbüttel die seit 1838 betriebene Eisenbahn zeigen wollte. Es handelte sich um den früheren Zietenhusaren J. H. Behrens, der als lokale Berühmtheit galt und um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Wolfenbüttel verstarb.

Zu Raabes Vorfahren gehören namhafte Persönlichkeiten, die sich auch literarisch betätigt hatten. „Da der alte Justus Georg Schottel zu meinen Ahnen zählt, da meine Mutter väterlicherseits eine geborene Schottelius¹⁾ war, so bin ich der deutschen Literatur nicht nur durch meine eigene Schreiberei verwandt und darf mich von lange her trefflicher Vorvordern rühmen.“

Sein Großvater August Heinrich Raabe, der frühere Kandidat der Theologie, hatte sich ebenfalls literarisch hervorgetan. „Der Mann ist von früh auf literarisch tätig gewesen. Ein unermüdlicher Aufklärer des 18. Jahrhunderts.“ Der angehende Pastor wechselte auf Drängen des Braunschweiger Herzogs in den Postdienst. „Die Verhandlung zwischen dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und meinem Großvater ist historisch. ‚Mein lieber Raabe, man kann dem Vaterlande ebenso gut in einem blauen als in einem schwarzen Rock dienen‘, haben Durchlaucht gemeint, und der Kandidat der Gottesgelahrtheit hat den schwarzen Rock an den Nagel gehängt und den blauen, mit dem gelben Kragen, angezogen.“ Ein anderes Mal antwortete er seinem Vetter: „Ich erinnere mich seiner in der von Dir geschilderten braunschweigischen Postuniform noch sehr gut und habe manchen Tag in seiner Poststube zugebracht. Auf seinem 50jährigen Amtsjubiläum habe ich mir aus einem Ehrenpokal (von den Kollegen gestiftet) den ersten kleinen Rausch gezeugt. Das war Anno 1838!“

Der am 8. September 1831 in Eschershausen im Herzogtum Braunschweig geborene Wilhem Raabe schrieb im „Heidjer-Kalender“ über seine Eltern: „Mein

Abb. 1
 Wilhelm Raabe mit seiner
 Braut Bertha Leiste.
 Reproduktion eines Fotos
 aus dem Jahre 1862



Vater war der damalige ‚Aktuar‘ am dortigen Amtsgericht, Gustav Karl Maximilian Raabe und meine Mutter Auguste Johanne Friederike Jeep, die Tochter des weiland Stadtkämmerers Jeep zu Holzminden.“ Seine Schulbildung erhielt er nach der Versetzung des Vaters in der Volksschule und auf dem Gymnasium in Holzminden. Wertvoller aber blieb für den eigenwilligen und nicht immer leicht zu behandelnden Schüler der erziehlliche Einfluß der Mutter. „Meine Mutter ist es gewesen, die mir das Lesen aus dem Robinson Crusoe unseres alten Landmanns aus Deensen, Joachim Heinrich Campe, beigebracht hat. Was ich nachher auf Volks- und Bürgerschulen, Gymnasien und auf der Universität an Wissenschaften erworben habe, heftet sich alles an den lieben, feinen Finger, der mir ums Jahr 1836 herum den Punkt über dem i wies.“

Ein harter Schicksalsschlag traf die Familie Raabe durch den frühen Tod des Vaters. „Im Jahre 1845 starb mein Vater als Justizamtmann zu Stadtoldendorf und zog seine Witwe mit ihren drei Kindern nach Wolfenbüttel, wo ich das Gymnasium bis 1849 besuchte.“ Die auf dem Gymnasium in Holzminden erworbenen Kenntnisse hatte er in Stadtoldendorf nicht wesentlich erweitern können, weil dort nur eine zweitrangige Rektoratsschule bestand. So hatte es der Schüler schwer, sich mit seinen Leistungen auf dem Gymnasium in Wolfen-

büttel zu behaupten. Er kam in die gleiche Klasse, die er drei Jahre zuvor in Holzminden verlassen hatte, in die Quarta. „Auf dem Gymnasium in Wolfenbüttel lernte ich wenig mehr als Zeichnen und Deutsch schreiben und wurde 1849 nach Magdeburg geschickt, daselbst den Buchhandel zu lernen“, berichtete der Dichter. „Der Versuch mißlang vollständig und fast wäre ich daran zugrunde gegangen, wenn ich mich nicht durch einen kühnen Sprung gerettet hätte.“ Buchhändler wollte er nicht werden. „Wie mich darnach unseres Herrgotts Kanzlei²⁾, die brave Stadt Magdeburg, davor bewahrte, ein mittelmäßiger Jurist, Schulmeister, Arzt oder gar Pastor zu werden, halte ich für eine Fügung, für welche ich nicht dankbar genug sein kann.“ Ein klares berufliches Ziel stand für ihn aber noch nicht fest.

Krank kam Wilhelm Raabe 1853 nach Hause zurück. „Ostern 1854 ging ich nach einem Jahr ernstlicher Vorbereitung nach Berlin, um mir auch ‚auf Universitäten‘ noch etwas mehr Ordnung in der Welt Dinge und Angelegenheiten, soweit sie ein so junger Mensch übersehen kann, zu bringen.“ Als Gasthörer besuchte er eifrig die Vorlesungen.

Ein schicksalshaftes Ereignis trat im Jahr 1854 ein. „Im November desselben Jahres begann ich dort die ‚Chronik der Sperlingsgasse‘ zu schreiben und vollendete sie im folgenden Frühling.“ Es ist das Erstlingswerk des damals 23jährigen, das unter dem Pseudonym Jakob Corvinus³⁾ 1856 erschien. „Das Buch ist jedenfalls sozusagen eine pathologische Merkwürdigkeit; — Trauerspiele und Gedichte habe ich vorher weder gemacht noch verbrannt und mich vor manchen Sünden bewahrt, die andere junge Poeten mit Feder und Dinte begehen. Das kleine Werk erhielt mehr Beifall, als es verdient“, schrieb er in seiner Bescheidenheit am 23. Mai 1861 an Lau.

Mit den Korrekturbogen seiner „Sperlingsgasse“ in der Tasche kehrte er 1856 nach Wolfenbüttel zurück. Nun hatte er seine Berufung als Schriftsteller erkannt. Die guten Rezensionen nach dem Erscheinen des Werkes trugen ihm verdiente Anerkennung ein. Auch in den Wolfenbütteler Honoratiorenkreisen genoß er bald ein hohes Ansehen. In rascher Folge schrieb er weitere Novellen und Romane.

Im Frühjahr 1859 unternahm Wilhelm Raabe eine längere „Bildungsreise“, die ihn nach Leipzig, Dresden, Prag, Wien und Stuttgart führte, wo er mit berühmten Dichterkollegen und Verlegern zusammentraf. Im gleichen Jahr gestaltete Wilhelm Raabe in Wolfenbüttel die Schillerfeier zum 100. Geburtstag des Dichters. Dafür schrieb und sprach er ein Gedicht. Die Schillerfeier fand später ihren Niederschlag in dem Roman „Der Dräumling“ (1870/71). Politisch betätigte er sich im Deutschen Nationalverein, einer liberalen Partei. 1860 nahm er an der Tagung in Coburg und ein Jahr später in Heidelberg teil. Drei Jahrzehnte danach hat er die Coburger Tagung in den Mittelpunkt seines Romans „Gutmanns Reisen“ gestellt.

In Braunschweig besuchte Wilhelm Raabe oft das Hoftheater, das sich seinerzeit auf dem Hagenmarkt befand. — „Von Wolfenbüttel aus wanderte ich oft mehrmals die Woche nach Braunschweig und nach der Vorstellung wieder auf den Apostelrappen zurück. Damals — im Jahre 1858 — stand der große donatistische Komet am Himmel und beleuchtete mit prachtvollem Glanz den nächtlichen Heimweg.“ Später ist Wilhelm Raabe kaum noch ins Theater gegangen.



Abb. 2 Die „Kleiderseller“ vor dem Aufbruch zum „Grünen Jäger“ bei Riddagshausen im Jahre 1887. — Dritter von rechts (stehend) Wilhelm Raabe.
Reproduktion eines zeitgenössischen Fotos

Als eine der wichtigsten Begegnungen im Leben des jungen Dichters erwies sich das Zusammentreffen mit Adolf Glaser, der die neugegründeten „Westermanns Deutschen Illustrierten Monatshefte“ in Braunschweig herausgab. Von nun an erschienen Wilhelm Raabes Erzählungen und Novellen in den Monatsheften. Dagegen wurde sein zweiter Roman „Ein Frühling“ in Deutschland kein Erfolg, er kam jedoch in holländischer Sprache heraus. In Wolfenbüttel schuf er außerdem die Romane „Die Kinder von Finkenrode“, „Der heilige Born“ und „Nach dem großen Kriege“.

„Anno 1862 sah auch ich ein, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe, heiratete Fräulein Bertha Emilie Wilhelmine Leiste und zog mit ihr nach Stuttgart, wo zwei Mädchen geboren wurden und ich ‚Die Leute aus dem Walde‘, den ‚Hungerpastor‘, ‚Abu Telfan‘ und ‚Der Schüdderump‘ schrieb. Mit Freude, aber auch mit Wehmut gedenken zwei Greise heute noch an jene junge, gute sonnige Zeit unter den Reben und den Freunden und Freundinnen des Neckartals!“ schrieb er 1906.

1870 kehrte der 38jährige Wilhelm Raabe in die niedersächsische Heimat zurück und nahm in Braunschweig seinen Wohnsitz. Zunächst mußte die Familie

Raabe bei der Mutter der Frau im Johannishof wohnen, im Bereich der heutigen Oberpostdirektion am Kattreppeln, bis sie die Wohnung Salzdahlumer Weg 3, heute Böcklerstraße 8, beziehen konnten. Diese lag in einer idyllischen Vorstadt-gegend, die im Volksmunde das Krähenfeld hieß. In diesem Bereich befanden sich auch die späteren Wohnungen Raabes: Wolfenbütteler Straße 9 (1882), Leisewitzstraße 7 (1886), Am Windmühlenberge 3 (1896) und Leonhardstraße 29a (1901).

In dieser Zeit entstanden 32 Werke, darunter seine wichtigsten, die Zeitromane „Alte Nester“, „Stopfkuchen“ und „Die Akten des Vogelsangs“. Daneben schuf er die historischen Erzählungen „Das Odfeld“ und „Hastenbeck“. Zu den bedeutendsten Novellen zählen „Zum wilden Mann“, „Frau Salome“ und „Unruhige Gäste“.

„Stopfkuchen‘ ist mein bestes Buch, und die Leute beachten es nicht, sie lesen nur meine Kinderbücher, die ‚Chronik‘ und den ‚Hungerpastor‘“, klagte er einmal. Und ein anderes Mal gab er den Hinweis: „Aber auch die ‚Alten Nester‘ bitte ich langsam und mit Bedacht zu lesen. Das Buch ist eines meiner besten und bei seinem Erscheinen in der Welt zu Tode gefallen!“ Damit wies er auf die negative Reaktion hin, die das Buch früher beim Publikum fand.

Oft klagte Wilhelm Raabe darüber, daß er vom Ertrag seiner schriftstellerischen Tätigkeit nicht leben könne. Die „Chronik der Sperlingsgasse“ „hilft mir heute noch neben dem ‚Hungerpastor‘ im Erdenhaushalt am meisten mit zum Leben“, lesen wir im Heidjer-Kalender 1907. „Denn für die Schriften meiner ersten Schaffensperiode, die bis zum letzterwähnten Buche reicht, habe ich Leser gefunden, für den Rest nur Liebhaber, aber mit denen, die ich meine, freilich das allervornehmste Publikum, daß das deutsche Volk gegenwärtig aufzuweisen hat.“ Sarkastischer äußerte er sich 1890 über den Absatz seiner Bücher: „Dank der innigen Teilnahme der Nation auch mit der Feder noch im Gange: Von der Hand in den Mund! Ja so geht es, wenn man kein ehrbar Handwerk ergreift, sondern aufs Seil steigt und sich auf den Kopf stellt.“ 1901, nach der Feier seines 70. Geburtstages, der ihm Ehrenbürger- und Ehrendoktorwürden eintrug, verkauften sich seine Werke besser.

Raabes allgemeine Anerkennung zeigte sich erst, als der Autor seine letzten Werke schrieb. Da war er schon ein greiser, alter Mann. Vielleicht blieb deshalb bis heute das Bild des „alten Raabe“ bei seinen Verehrern erhalten.

„Das ganze Geheimnis meiner Schreiberei liegt darin, daß ich mich in diesen fahrigen Zeiten an der übermäßigen Bewegung langweile und dazu aus der Not eine Tugend machen muß, um meine vier Mädchen ... durch die hungrige Welt zu füttern und für ihr Schuhwerk und Schulgeld Rat zu schaffen.“ Er hatte vier Töchter „des namens nach aus jeder der 4 Kultursprachen Eine: Margarethe, Elisabeth, Klara, Gertrud. Griechisch, hebräisch, lateinisch und deutsch. — ... deren jüngste, ein liebes schönes Mädchen, sechzehnjährig, ihren Eltern am Johannismorgen 1892 durch den Tod genommen — durch Aurora entführt wurde“.

Der Dichter, der in verschiedenen Klubs die Geselligkeit pflegte, mied nach diesem Schicksalsschlag längere Zeit gesellige Kreise. Er ging auch nicht mehr nach dem „Grünen Jäger“, einem Lokal in der Buchhorst, wo sich die „Kleiderseller“ donnerstags regelmäßig trafen. Diese Vereinigung hatte sich ursprünglich

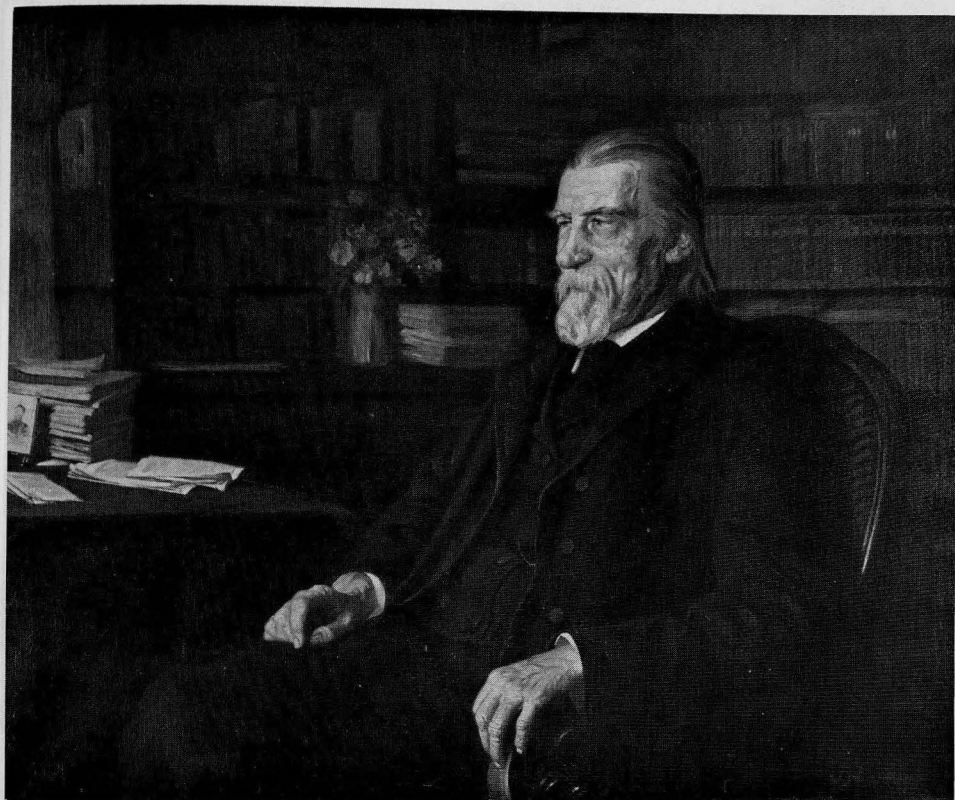


Abb. 3 Wilhelm Raabe in seinem Arbeitszimmer.
Ölgemälde von Wilhelm Immenkamp (1870–1931). — Original: Braunschw. Landesmuseum
Foto: O. Hoppe

mit dem Ziel zusammengefunden, das neue Städtische Museum bei seiner Sammelstätigkeit zu unterstützen. Die Kleiderseller erlebten ihre Blütezeit von 1882 bis 1892. Dem frohen und geistreichen Kreis gehörten Philologen, Offiziere, Kaufleute und Juristen an. Als bekannteste Persönlichkeiten galten der Stadtarchivar Ludwig Hänselmann und der Gymnasialprofessor Wilhelm Brandes. Von 1893 an traf man sich im Großen Weghause in Klein Stöckheim, wo früher Gotthold Ephraim Lessing verkehrte. — „Ich liebe einen Kreis guter Gesellen“, äußerte Wilhelm Raabe einmal, „eine gute Zigarre und wenn es sein muß, einen guten Trunk.“

Schon kurze Zeit nach seinem Zuzug in die Salzdahlumer Straße wurde der Neu-Braunschweiger Mitglied im Klub der „Buerschaft vom Krayenfelde“, dem Persönlichkeiten aus dem Krähenfeld angehörten. Auch im Künstlerklub „Feuchter Pinsel“ erlebte der Dichter frohe Stunden im Kreise Gleichgesinnter. Und selbst im „Dreierklub“, einem Familientanzklub, konnte man die Familie Raabe tanzen sehen. Von 1898 an erschien er fast täglich am Stammtisch in Herbst's Weinstuben

in der Friedrich-Wilhelm-Straße, nachdem er zuvor im „Großen Klub“ gründlich alle Zeitungen studiert hatte. Bei Herbst traf er seine Braunschweiger Freunde und empfing hier auch gelegentlich seine Dichterkollegen. Über sein Motiv äußerte er, „er wolle Menschen sehen“.

Im Jahre 1898 erschien sein letztes vollendetes Werk „Hastenbeck“. Von nun an bezeichnete er sich als Schriftsteller a. D. — „Altershausen. Das ist der Titel des Manuskripts, das ich am 8. September 1901 zugeklappt habe, und auf dem ich seitdem wie auf meinem Altenteil sitze“, teilt er am 13. Januar 1907 Sigmund Schott mit. Mit „Altershausen“ hinterließ uns der Dichter ein unvollendetes Werk. Es wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht.

Wilhelm Raabe starb am 15. November 1910 in seiner Wohnung Leonhardstraße 29a. Es waren auf den Tag genau 56 Jahre vergangen, seit er die „Chronik der Sperlingsgasse“ zu schreiben begonnen hatte. „Meine Bücher gewonnen, mein Leben verloren“, ist das Fazit des hochbetagten Dichters. Nicht zu Unrecht scheute sich Wilhelm Raabe, sein Leben eingehend zu beschreiben. Wie oft hatte er gesagt, es stehe alles in seinen Werken. Dies darf jedoch nicht so ausgelegt werden, als spiegelten alle Schilderungen Raabes persönliches Erleben wider. Der Dichter meinte damit vielmehr, daß sein Leben gegenüber seinen Werken belanglos sei.

*

Wilhelm Raabes bekannteste Bücher in der Reihenfolge ihres Erscheinens

Die Chronik der Sperlingsgasse, 1856 — Der Junker von Denow, 1859 — Der heilige Born, 1861 — Die schwarze Galeere, 1861 — Nach dem großen Kriege, 1861 — Unseres Herrgotts Kanzlei, 1862 — Die Leute aus dem Walde, 1863 — Der Hungerpastor, 1864 — Else von der Tanne, 1865 — Abu Telfan, 1867 — Der Schütterump, 1869 — Der Marsch nach Hause, 1870 — Des Reiches Krone, 1870 — Der Dräumling, 1872 — Christoph Pechlin, 1873 — Meister Autor, 1874 — Zum wilden Mann, 1874 — Frau Salome, 1875 — Horacker, 1876 — Wunnigel, 1877 — Deutscher Adel, 1878 — Alte Nester, 1879 — Das Horn von Wanza, 1881 — Unruhige Gäste, 1885 — Das Odfeld, 1889 — Stopfkuchen, 1891 — Gutmanns Reisen, 1892 — Die Akten des Vogelsangs, 1896 — Hastenbeck, 1899 — Altershausen (1899—1900), 1911

Anmerkungen:

¹⁾ Justus Georg Schottelius (1612—1674), Konsistorialrat in Wolfenbüttel, Schöpfer der ersten berühmten deutschen Grammatik. — ²⁾ Titel eines historischen Raabe-Romans, dessen Handlung in Magdeburg spielt. — ³⁾ Corvinus: Koseform von lat. corvus, der Rabe.

Anmerkungen zu historischen Pfarrhäusern in Braunschweig

Von Günter Karrenführ

Niedersachsens Kirchengeschichte nahm ihren Anfang mit der Eroberung dieses Gebietes durch Karl den Großen und der sich anschließenden Christianisierung der Sachsen (8. Jh.). Die Missionierung des Landes ging von Klöstern aus. Zunächst wurden in den vorhandenen und neu entstehenden dörflichen Siedlungen einfache, strohgedeckte Holzbauten als gottesdienstliche Räume errichtet, in denen Mönche als Prediger eingesetzt wurden. Diese Kirchengründungen erfolgten meist in der Nähe altgermanischer Heiligtümer oder Thingstätten. Später ging man dazu über, in den Ortschaften auch kirchliche Wohngebäude, ebenfalls aus Holz, als Amtssitz für einen Pfarrer zu bauen.

Vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert war der Pfarrhaushalt ein landwirtschaftlicher Betrieb, d. h. baulich eine Hofanlage mit Wohnhaus, Stallungen, Scheunen und Garten. Da keine Kirchenbehörde für seinen Unterhalt eintrat, lebte der Pastor von den Erträgen des pfarreigenen Ackerlandes. Die Gemeinde hatte die Felder zu bestellen, war aber auch zu Dienst- und Naturalleistungen sowie zur Instandhaltung der kirchlichen Gebäude verpflichtet.

Aus mittelalterlicher Zeit ist in Braunschweig kein Pfarrhaus erhalten geblieben. Die noch vorhandenen, als historisch anzusprechenden Bauten, sind in dem Zeitraum zwischen 1703 und 1817 entstanden, gehören also dem 18. Jahrhundert an. Es sind dies die Pfarrhäuser in Mascherode (1703), Stadt Braunschweig (St. Magni, 1705), Hondelage (1750), Olper (1781), Stöckheim (1813) und Lehdorf (1817). Ausnahmslos sind sie nach ortsüblicher Überlieferung als Fachwerkbauten errichtet, wobei die Holzkonstruktion bei den meisten Beispielen sichtbar bleibt. Es ist auffallend, daß auf jede Art von Schnitzornamentik verzichtet wird. Das Bauen von Wohnhäusern in Stein, das seit dem 16. Jahrhundert vermehrt auftritt, kam der erhöhten Kosten wegen wohl weniger für Zwecke der Kirche als vielmehr für Privatleute in Betracht.

Wichtig für die Finanzierung und Unterhaltung von Pfarrhäusern waren die Patronatsverpflichtungen der jeweiligen Patrone. Während der Entstehungszeit der hier genannten Gebäude waren diese hauptsächlich herzoglich.

Aus den Vorbereitungen für den Neubau des Lehdorfer Pfarrhauses liegt vom Jahre 1815 ein Schreiben des Braunschweigischen Konsistoriums in Wolfenbüttel an das Fürstliche Kammer-Kollegium zu Braunschweig vor (Landeskirchl. Archiv), in dem gebeten wird, das baufällig gewordene Pfarrhaus durch einen Neubau zu ersetzen, da die Wiederbesetzung der durch Tod des bisherigen Pfarrers frei gewordenen Pfarrstelle davon abhängig gemacht würde.

Im Jahre 1792 erreicht ein Brief des Kloster-Gerichts Riddagshausen die Fürstlich-Braunschweigisch-Lüneburgische Kammer mit der Bitte um Unterstützung der Gemeinde in Mascherode bei der Erneuerung des stark verfallenen Pfarrhauses (Landeskirchl. Archiv).

Anders lagen die Verhältnisse beispielsweise in Stöckheim. Die Gemeinde hatte hier eigene Verpflichtungen zu erfüllen. Für den Bau des Pfarrhauses im Jahre 1813 wurden die Kosten größtenteils selbst aufgebracht. Man beschaffte das Baumaterial und leistete Hand- und Spanndienste.

Wie die Hausformen der Bauern, der Ackerbürger, selbständigen Handwerker, Kauflleute und Kleinbürger jeweils einem traditionellen Grundmuster folgen, so hat offenbar das Haus des Pfarrers als Gebäudetyp auch seine Eigenart. Es steht als Einzelhaus zumeist etwas isoliert im Gefüge einer mehr oder weniger geschlossenen Umgebung. Als Grundriß erscheint ein Rechteck. Das Pfarrhaus besteht aus Erdgeschoß (ohne Zwischengeschoß) und Obergeschoß. Erschlossen wird es durch eine im Erdgeschoß gelegene Querdiele, die ihre Zugänge durch zwei Hauseingangstüren jeweils in der Mitte der Traufseiten erhält. Von der Diele führt eine Treppe zum Obergeschoß. Es ist anzunehmen, daß sich in den hiesigen Pfarrgehöften Einflüsse aus dem Typus der mitteldeutschen Bauernhofanlage, einem zweigeschossigen Wohn-Stall-Haus mit Nebengebäuden, erhalten haben. Das Hauptgebäude des ländlichen Pfarrgehöfts weist zusätzlich deutliche städtische Elemente auf: überkragende Geschosse, Risalitbildungen, differenzierter Wohnbereich mit Ofenheizung, wobei die Ofen von einem Gang aus auf der Rückseite beheizt werden (sog. Hinterlader), Stallfenster werden wie Wohnraumfenster ausgebildet.

Die innere Aufteilung der alten Pfarrhäuser ist in vielen Fällen durch häufige Umbauten infolge veränderter Bedürfnisse und sich wandelnder Lebensformen nicht mehr erkennbar. Vom Pfarrhaus in Olper, erbaut 1781, sind die Entwurfspläne erhalten geblieben, so daß damit ein Einblick in die Grundriß- und Aufrißgestaltung eines Pfarrhauses des ausgehenden 18. Jahrhunderts gegeben ist.

Beachtung verdient das aus klassizistischem Denken hervorgegangene Pfarrhaus in Lehdorf (Baujahr 1817). Der Baukörper, obgleich in Fachwerk errichtet, erweckt den Eindruck eines Massivbaues. Seit dem Barock beginnt man die überkommenen Fachwerkbauweisen als unzeitgemäß zu betrachten und sucht sie vielfach zu verbergen. Teile der Steinarchitektur (Rundbogenfenster, Gesimse, Profilierungen, portikusähnliche Hauseingänge) werden in Holz ausgeführt und durch deckende Anstriche als Werkstein ausgegeben. Das Fachwerk als eigenständige architektonische Strukturform tritt nicht mehr in Erscheinung. Die Geschoßvorkragungen (Überhänge) treten zurück, die Wandflächen werden verputzt, bzw. wie in diesem Falle mit Schieferbehang versehen.

MASCHERODE

Bis zur Reformation (16. Jahrhundert) hatte Mascherode keinen ortsansässigen Pfarrer; die Gemeinde wurde von den Mönchen des Klosters Riddagshausen aus betreut. Im Jahre 1568 baute man das Haus des Küsters zur Pfarre um.

Das Pfarrhaus brannte mehrmals ab, wurde jedoch immer wieder an derselben Stelle aufgebaut.

1703 wurde das heute noch vorhandene Gebäude errichtet. An die westliche Giebelseite schloß sich ursprünglich ein Stallgebäude an, eine Scheune lag südlich. Der letzte Pfarrhausumbau fand im Jahre 1968 statt, gleichzeitig wurden Stall und Scheune wegen Baufälligkeit abgebrochen.

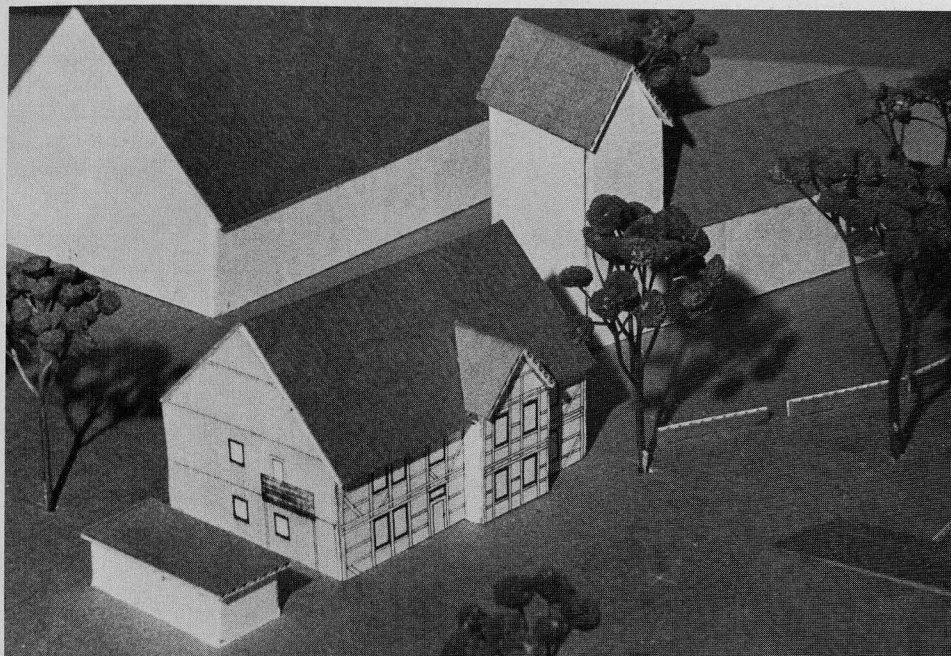


Abb. 1
Modell mit Kirche und Pfarrhaus
(von Süden) in Braunschweig-
Mascherode

Foto: G. Karrenführ



Abb. 2
Pfarrhaus in Mascherode, Mitteltrakt
der Südseite nach der Modernisierung
Foto: G. Karrenführ

BRAUNSCHWEIG

Die Burg Dankwarderode steht am Anfang der Entstehung Braunschweigs. Zu ihr gehörte das „Herrendorf“ im Gebiet der späteren „Alten Wiek“, dem ältesten Teil der Stadt. Dieses Dorf erhielt als Gotteshaus die MAGNIKIRCHE (Einweihungsurkunde aus dem Jahre 1031). Vorerst eine kleine Dorfkirche, wurde sie später, vom 13. bis 14. Jahrhundert, durch einen größeren Neubau ersetzt, der teilweise, in veränderter Form, noch heute erhalten ist.

Das mittelalterliche Pfarrhaus des seinerzeit 1. Predigers an St. Magni wurde im Jahre 1705 wegen Baufälligkeit abgebrochen und an seiner Stelle das jetzige erbaut. Bis zum Jahre 1908 war es Bestandteil einer Hofanlage mit Wirtschaftsgebäuden und Ställen für Pferde, Kühe und Schweine. Der Garten ist noch vorhanden, das Wohnhaus wurde mehrfach umgebaut, zuletzt im Jahre 1975.



Abb. 3 Pfarrhaus der St. Magnigemeinde in Braunschweig von 1705 (Südfassade)

Foto: G. Karrenführ

HONDELAGE

Südlich vom Dorfe auf ansteigendem Gelände, einer Gerichtsstätte aus germanischer Frühzeit, liegen Kirche und Pfarrhaus. Die Pfarre besteht seit 1310.

Ab 1504 übernimmt das Kloster Riddagshausen das Patronat von den Herren von Hon(de)lage.

1750 wird das baufällige Pfarrhaus aus dem Jahre 1561 (der Zeit des Riddaghäuser Abtes Lorber) abgebrochen und dafür das noch heute erhaltene gebaut.



Abb. 4 Pfarrhaus in Hondelage (Ost- und Südseite) während der Restaurierung

Foto: G. Karrenführ



Abb. 5 Pfarrhaus in Hondelage (West- und Nordseite)

Foto: G. Karrenführ

Äbte von Riddagshausen haben sich oft im Gästezimmer des Pfarrhauses aufgehalten und dort übernachtet, zum Teil auch im Hause gewohnt.

Zum Pfarrgehöft gehörten, außer Wohnhaus und Stallungen, eine Scheune mit Dreschdiele und Heuboden sowie ein Backhaus, das im 19. Jahrhundert, nach Einrichtung eines Gemeindebackhauses nicht mehr benutzt werden durfte und in ein Waschhaus umgewandelt wurde. Es ist noch erhalten (östlich vom Pfarrhaus).

Die infolge Wettereinwirkung abgängig gewordene Westseite des Pfarrhauses wurde Anfang des 20. Jahrhunderts entfernt und durch eine gemauerte Außenwand ersetzt. Der letzte Umbau des Gebäudes erfolgte 1979.

OLPER

Pfarrhaus und Kirche stehen an erhöhter Stelle im ältesten Dorfteil. Es ist anzunehmen, daß sich hier schon die erste christliche Kapelle befand:

Wegen Baufälligkeit mußte die ältere Pfarre abgebrochen werden. An gleicher Stelle wurde 1781 das jetzt noch stehende Pfarrhaus errichtet. Es enthielt anfänglich außer den Wohn- und Amtsräumen auch eine Diele zum Dreschen, einen Kuhstall, sowie Futter- und Getreideboden. Das Stallgebäude entstand 1717, die Scheune im Jahre 1847. Das Wohnhaus wurde seit seiner Entstehung einige Male verändert. Insgesamt bietet Olper ein gut erhaltenes Beispiel für ein altes Pfarrgehöft.

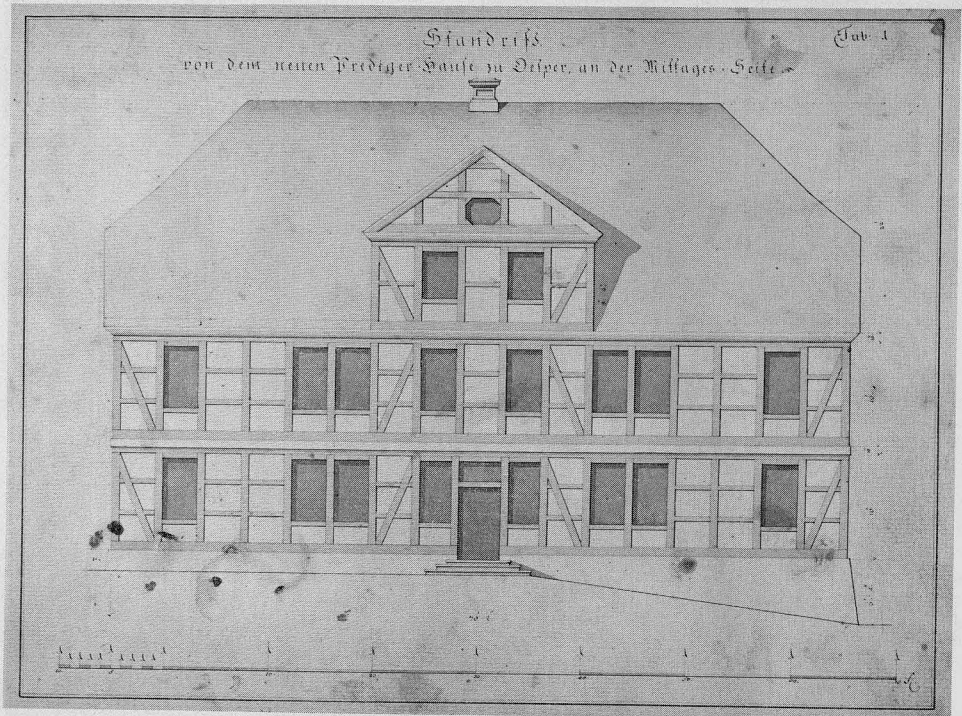


Abb. 6 Aufriß des Pfarrhauses in Olper
Originalentwurf von 1781 im Pfarrarchiv Olper. Reproduktion nach Original

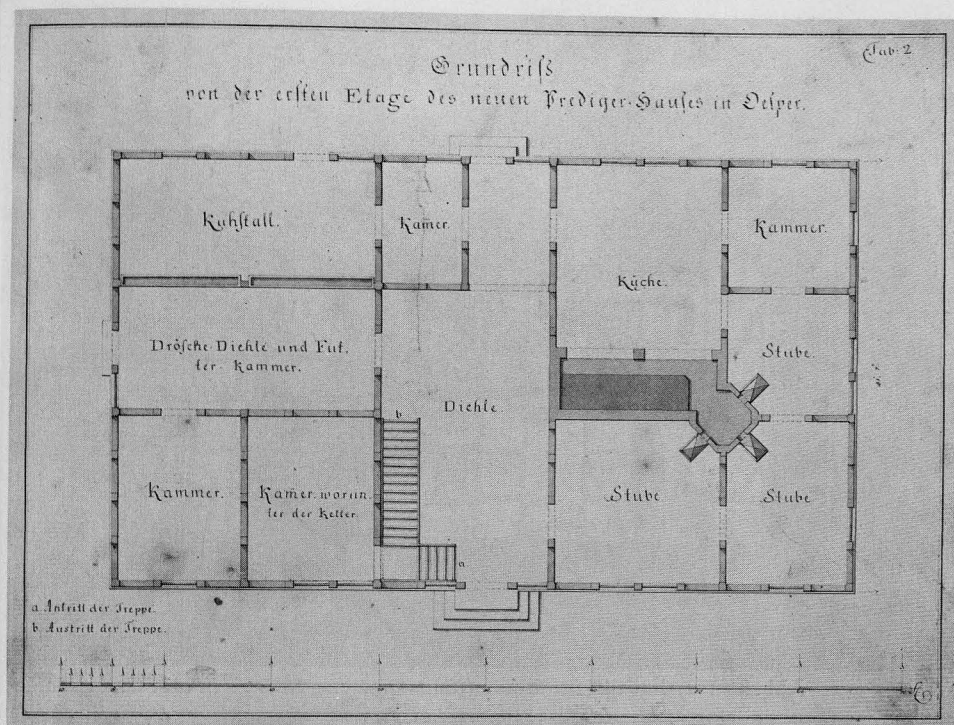


Abb. 7 Grundriß des Erdgeschosses des Pfarrhauses in Olper
Originalentwurf von 1781 im Pfarrarchiv Olper. Reproduktion nach Original

STÖCKHEIM

Kirche und Pfarrhaus liegen auf einer Anhöhe direkt an der Oker. Wahrscheinlich war dieser Platz auch der Standort einer ersten Kirchengründung.

Über den Vorgängerbau des heutigen Pfarrhauses heißt es im handgeschriebenen „CORPUS BONORUM“ von Stöckheim aus dem Jahre 1760: „Das Wohngebäude ist ein Stockwerk hoch und 1759 so gut als neu repariert und mit einem Ziegeldach versehen. Es sind darin unten im Hause: eine große Stube mit Alkoven und Speisekammer direkt an der Küche, eine Gesindestube und daneben eine Milchkammer. Die Küche ist ziemlich räumlich und helle. Oben im Hause: Der Saal, zwei Stuben einander gegenüber mit doppelten Kammern. Dem Saale gegenüber zwei Kammern, von der einen geht eine Treppe nach dem Boden, wo Taubenhaus und Rauchkammer nebeneinanderliegen.“

Das heutige Pfarrhaus wurde gebaut in den Jahren 1809–1813, jedoch inzwischen verändert. Ein früherer Pferdestall, Kuhstall, Schweinestall, Hühnerstall sowie Wagenremise mit Heuboden sind abgebrochen und nicht mehr vorhanden.



Abb. 8 Pfarrhaus in Stöckheim (Südseite) von 1813 Foto: G. Karrenführ



Abb. 9 Pfarrhaus in Lehdorf (Nord- und Ostseite) von 1817 Foto: G. Karrenführ

LEHNDORF

Kirche und Pfarre liegen seit ihrer Gründung an unveränderter Stelle am südlichen Dorfrand.

Seit 1245 wird das Kirchenpatronat vom Kreuzkloster (am Rennelberge vor dem Petritore) ausgeübt. Nachdem das ältere, auffällige Pfarrhaus abgebrochen werden mußte, wurde 1817 das uns heute bekannte Gebäude erbaut. Ein Wirtschaftsgebäude des alten Pfarrhofes ist an der westlichen Giebelseite des Pfarrhauses erhalten geblieben.

Frische Lucht

Von Otto Rohkamm (†)

Dai Bettjere'er Holtintressenten, dai krie'en alle Jahre in Harweste iehr Holt tau'ewäiset von 'er Fost. Datau mosten se denne in Krauge teh^uopek^uomen, umme dat Holt tau vorrl^uosen un dai Luosnummern tau vorrdailen. Wår nou dai Nummere 1 kraich, dai was fäin router, denne hai was bāi 'er Holtafgawe dorch 'en Fester ganz vorne, un dai andern Nummern folgen mannichmal wāit rupp in Jebarje, wuo dat Holt in'er Banse stund.

Dai Holtvorrlounge in Krauge, dai douere natuierlich iehre Tāit un trecke seck lank hen. Wecke, dai spielen Kaarten, un wecke vorrtellen seck wat, wat et Nāies jaff up 'er Welt un in Derpe.

Nou was da uok de Kamaschensnäier Krischan Swenzel. Dai junk bluot twaimal in Jahre na 'en Krauge, ain Mal, wenn et Holt jaff, un ain Mal, wenn et Fräibaier jaff, tau Nāijahr. Un do hett se 'ne mal jewaltich ainen up'efillet mit Sluck un Baier, sau datt hai nich out 'en uO'en kāiken konne, un konne nich miehr gradeout gahen. Un dabāi moste hai doch up dān smalen Stāje uower dai Schamm-lah ruower. Dai harre an ainder Sāite en Jelānter. Da anne konne seck de Bāis^uopene noch anne festeh^uolen, awerst hai follt doch rinter in't Water, midden rint in 'en Aantenkulk. Hai rappele seck awerst wedder rout out 'en Smaddere un troldere up sāinen Hoff. Duort stund nich wāit wech von sāinder Housdier dat litje Huiseken, wuo de Kaiser tau Faute hengaiht, un wuo en kainen andern for seck henschicken kann. Se sejjet'er de Zickeraite tau. In sāinen Duisele un in'er Mainunge, datt dai Dier, wuo dat litje Harte innesitt, sāine Housdier werre, stolpere hai uower dān Sill un follt vorn^uower, genau mid'en Jesichte rint in dat runne Lock, wat jo in Alljemainen is for en andern Kerperdail an'epasset. Tau allen Unglicke slauch de Dier noch tau un klemme dān uOlen feste in Puckele, datt hai nich wedder huochk^uomen konne. Sau slaip hai in, denne hai was helle-schen bes^uopen un doudeldicke.

De Froue was awerst doch up'ewaket. Se harre wat von dān Stolpern un Klabastern ehiert. Se kaik na'r oUer, et was klokke draie in'er Nacht. „Denderja“ maine se, „wuo mach denne bluot Dāin Krischan sāin? Dou most doch emal tau-saihn, wuo hai steckt.“

Se gaiht in de Kieke undenne in de Stouwe. Da is hai nich. Denne maket se de Hinderdier up un kicket up 'en Hoff. Do suiht se denne dai lanken Baine out

'er Huisekendier käiken, schrät up un reppet: „Krischan, Krischan, wat makest'e denne da? Nou kumm man här, eck bringe Deck na'n Bedde!“

Do maint Krischan: „Ach wat, Maräiken, meck is jo sau schlecht tau Sinne. Laat meck man häier lijjen un noch en betten frische Lucht snappen!“

Namen und Verbreitung der Dohle und Elster in Ostfalen

Ein wortgeographischer Beitrag zu ornithologischen Fragen

Von Werner Flechsig

Die Antworten auf die Fragen, die 1951—1965 in den Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum gestellt worden waren, zeigten mir immer wieder, daß solche altheimische Mundartwörter am ehesten schwinden und durch neue Bezeichnungen mundartlicher oder schriftsprachlicher Art ersetzt werden, die nicht häufig gebraucht werden, weil die bezeichnete Sache selbst selten oder gar nicht mehr vorkommt. Das gilt sowohl für veraltete menschliche Erzeugnisse wie für wildlebende Pflanzen und Tiere, die infolge veränderter Lebensbedingungen selten geworden oder völlig verschwunden sind. Unter den Bäumen gehören z. B. dazu unsere Ahornarten, die Ulmen und manche Wildfruchtarten, unter den Tieren z. B. Eidechse, Molch, Blindschleiche und Ringelnatter und einige Vogelarten. Man kann also indirekt aus dem Fehlen altheimischer Mundartwörter für solche Pflanzen und Tiere in dem einen und anderen Ort darauf schließen, daß sie heutzutage dort kaum oder gar nicht vorkommen. So vermag also die Mundartforschung auch Beiträge zur Pflanzen- und Tierkunde unserer Heimat zu leisten. Das soll hier gezeigt werden am Beispiel der Dohle und Elster.

1. Dohle (*Corvus monedula*)

Die vorherrschende mundartliche Bezeichnung der Dohle war in Ostfalen nach meinen Umfragen in den Jahren 1954 und 1964 *Tåleke*. Die Belege für dieses Wort, die ich damals aus 219 Orten bekam, verteilen sich von Ost nach West auf die Kreise (Kreisangaben aus der Zeit vor der Gebietsreform) Wanzleben (3), Halberstadt (2), Haldensleben (1), Helmstedt (34), Gifhorn (3), Braunschweig (32), Wolfenbüttel (34), Goslar (7), Stadt Salzgitter (6), Peine (11), Celle (1), Burgdorf (1), Hildesheim-Marienburg (11), Gandersheim (30), Zellerfeld (1), Osterode (7), Northeim (1), Einbeck (18), Holzminden (8), Alfeld (8), Hameln (2), Grafschaft Schaumburg (3) und Neustadt a. Rbbg. (1). Aus den Kreisen Springe, Hannover, Schaumburg-Lippe und Nienburg kamen überhaupt keine Belege.

Verstreut zwischen den *Tåleke*-Belegen fanden sich 68 für den Namen *Åleke*, und zwar in den Kreisen Halberstadt (1), Helmstedt (3), Gifhorn (4), Braunschweig (3), Wolfenbüttel (5), Goslar (4), Stadt Salzgitter (3), Peine (4), Hildesheim (13), Gandersheim (4), Osterode (1), Einbeck (2), Hameln (2), Alfeld (6), Springe (3), Hannover (1) und Grafschaft Schaumburg (4). Auch in der Göttinger Gegend, die von mir nicht dialektgeographisch erfaßt wurde, galt wenigstens um 1858 nach G. Schambachs Wörterbuch *åleke* als Name der Dohle¹⁾, während

umgekehrt im Deistervorland durch Frommes Wörterbuch für das Kirchspiel Hohenbostel von 1875 das heutzutage dort fehlende Wort *tälke* bezeugt war²⁾. Das Wernigeroder Wörterbuch aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts führte dagegen sowohl *Aleke* wie *Taleke* als Namen der Dohle auf, *Aleke* allerdings auch als Bezeichnung für ein schwatzhaftes Frauenzimmer³⁾. Ähnliche Zweitbedeutungen für *Aleke* kennt man übrigens auch in anderen ostfälischen Orten. So bezeichnete man mit diesem Wort nach Th. Reiche in Adersheim bei Wolfenbüttel „ein putzsüchtiges Frauenzimmer mit geziertem Wesen“, nach O. Rohkamm in Bad Harzburg ein „eingebildetes, albernes Mädchen“ und nach E. Damköhler in Cattenstedt bei Blankenburg am Ostharz ein „schwatzhaftes, törichtes Frauenzimmer“⁴⁾.

Ob dies die ursprüngliche Bedeutung ist, die von der Koseform für den Frauennamen Adelheid herkommt, wie manche meinen, und auf die Dohle übertragen wurde, weil diese in der Gefangenschaft als Stubenvogel leicht menschliche Laute und Wörter nachzuahmen lernt, oder ob umgekehrt nicht die Schwatzhaftigkeit des Vogels auf Mädchen und Frauen mit ähnlichen Eigenschaften übertragen wurde, mag dahingestellt bleiben. Ich möchte aber der zweiten Möglichkeit den Vorzug geben, weil *Aleke* schon früh als Vogelname bezeugt ist.

Bereits im niederdeutschen Tierepos des Mittelalters wird die Dohle *aleke* genannt, und noch früher erscheint dieser Name als Bestimmungswort in dem 1310 zuerst bezeugten Flurnamen *Alekenla*, d. h. Dohlengehölz, bei Runstedt im Kr. Helmstedt. Es gab dann 1595 eine *Aleken Kule* bei Harlingerode im Amt Harzburg, die 1666 als *Alekenbad* wieder genannt wurde und heute noch so heißt, obwohl in Harlingerode jetzt *Düle* für die Dohle gesagt wird. Am Schützenberge bei Wernigerode stand 1656 ein *Alicke Baum*, der 1714 wieder als „der sogenannte *Ahlkenbaum*, *itzo ein Quitschen Baum*“ erwähnt wurde und zweifellos als ein weithin sichtbarer Malbaum den Dohlen als Schlafplatz diente⁵⁾. Aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts haben wir auch die vermutlich frühesten Zeugnisse für den Dohlennamen *Täleke*. In einem plattdeutschen Hochzeitsgedicht für David Ludwig Dietrich und Catharina Elisabeth Thieß, beide im Sollingstädtchen Uslar, Kr. Northeim, das 1653 in Helmstedt gedruckt wurde, heißt es in der 2. Strophe: „*Nu de Külle sek giift loß, Sint thosammen weg eflogen Stork, Schwahl, Tahlk un slekker Goes*“, d. h. „jetzt, da die Kälte ausbricht, sind zusammen Storch, Schwalbe, Dohle und Graugans weggeflogen“⁶⁾. In einem anderen plattdeutschen Hochzeitsgedicht für Hans Goes und Anna Luzia Wiese, beide in Braunschweig, das 1691 ohne Angabe des Druckortes veröffentlicht wurde, wird von zwei jungen Mädchen gesagt, sie hätten sich benommen wie „*sau'n Paar butte Swaimeltahlken*“, d. h. wie ein Paar dumme Flatterdohlen⁷⁾. Die Meinung mancher Etymologen, daß unser Dohlennamen *Täleke* von dem mittelniederdeutschen Hauptwort tale „Rede, Sprache“ bzw. vom mnd. Zeitwort talen „erzählen“ hergeleitet sein dürfte und die Dohle wegen ihrer Fähigkeit zur Nachahmung der menschlichen Sprache als die Schwätzerin kennzeichnen sollte, hat von der Sache her viel für sich, jedoch fehlt es bisher an Nachweisen dafür, daß jene beiden mnd. Wörter im Mittelalter auch hierzulande gebräuchlich waren und daß daraus fortentwickelte Wortformen in den ostfälischen Mundarten bis in die Neuzeit lebendig blieben. Bemerkenswert ist allerdings die scherzhafte Benennung einer Bauersfrau als *Talcke* in einem niederdeutschen Zwischenspiel des 1604 zu St. Catharinen in Braunschweig aufgeführten geistlichen Schauspiels „*Miles christianus*“ von Friedrich Dedekind⁸⁾.

: Doch kehren wir zur heutigen Verbreitung der Dohlnennamen und damit des Vogels selbst in Ostfalen zurück! Die 287 Belege für die altostfälischen Namen *Tåleke* und *Aleke* sind recht ungleichmäßig über das wortgeographisch untersuchte Gebiet verteilt. Sie überwiegen in den Kreisen Helmstedt (37 Belegorte von 53 befragten Orten), Braunschweig (35 von 48), Wolfenbüttel (39 von 77), Gandersheim (34 von 55), Osterode (8 von 15) und Einbeck (20 von 30), bleiben aber mehr oder weniger weit unter der Hälfte in den Kreisen Gifhorn (7 von 26), Salzgitter (9 von 19), Goslar (11 von 31), Peine (15 von 38), Hildesheim-Marienburg (24 von 69), Alfeld (14 von 39) und Holzminden (8 von 42) und sinken auf einen winzigen Bruchteil in den Kreisen Celle (1 von 28), Burgdorf (1 von 42), Neustadt a. R. (1 von 30), Hannover (1 von 46), Springe (3 von 28) und Hameln (4 von 29). Es zeigt sich also deutlich ein Gefälle in der Häufigkeit der alten ostfälischen Wörter *Tåleke* und *Aleke* von Osten nach Westen und von Süden nach Norden. Das fällt um so mehr auf, weil sonst in der Regel altes mundartliches Namengut im Westen und Norden Ostfalens besser vor fremden Einflüssen bewahrt blieb als im Osten und Süden. Der Schwund der Namen *Tåleke* und *Aleke* aus 405 befragten ostfälischen Orten muß also eine andere Ursache haben als den allgemeinen Rückzug der Volkssprache vor der hochdeutschen Umgangssprache. Dort, wo die altheimischen Dohlnennamen fehlen, dürfte vielmehr die Dohle selbst aus dem Blickfeld und damit auch aus dem Wortfeld der Menschen verschwunden sein. Bezeichnend dafür scheint mir der Umstand zu sein, daß manche Gewährsleute aus Unsicherheit darüber, was für ein Vogel mit der Frage nach „Dohle“ gemeint sein könne, *Kraie* hinschrieben, also den niederdeutschen Namen der Krähen, so in mehreren Orten der Kreise Neustadt (hier auch zweimal „*Kiffkraie*“), Burgdorf, Celle, Hannover und Springe, ferner in Astfeld, Kr. Gandersheim, Groß Lafferde und Woltorf, Kr. Peine, Duttonstedt, Kr. Braunschweig, und Börßum, Kr. Wolfenbüttel. Statt *Kraie* schrieb man „*Rabe*“ in Halle, Kr. Holzminden, Bentierode und Bornum, Kr. Gandersheim, Schwiegershausen, Kr. Osterode, und Sottrum, Kr. Hildesheim-Marienburg, oder *Iule* d. h. „Eule“, in Sievershausen, Kr. Einbeck, und Baddeckenstedt, Kr. Wolfenbüttel, bzw. „*Turm-Ule*“ in Adenstedt, Kr. Peine. Sonst äußerte sich die Ratlosigkeit der Gewährsleute dadurch, daß sie in vielen Orten die Frage nach der Dohle überhaupt nicht beantworteten oder „unbekannt“ schrieben. Diese Bemerkung machte man in Dassel, Kr. Einbeck, Hallensen, Kaierde und Kreiensen, Kr. Gandersheim, Dingelbe, Heinde, Klein Himstedt, Hüddessum, Luttrum und Söder, Kr. Hildesheim-M., Eltze, Groß Ilsede und Wehnsen, Kr. Peine, Heißum, Kr. Goslar, Groß Elbe, Evessen und Watzum, Kr. Wolfenbüttel, Abbenrode und Weddel, Kr. Braunschweig, Ahnebeck und Warmenau, Kr. Helmstedt. Könnte man noch zweifeln, ob mit „unbekannt“ nur der Name des Vogels oder der Vogel selbst gemeint sei, so schwindet jeder Zweifel bei der Angabe „kommt hier nicht vor“ oder „gibt es hier nicht“ in Burgstemmen, Kr. Alfeld, Jerze, Kr. Gandersheim, Königsdahlum, Kr. Hildesheim-M., Jerstedt, Kr. Goslar, Buntenbock, Kr. Zellerfeld, und Nordassel, Kr. Wolfenbüttel. Was soll man aber davon halten, wenn viele Gewährsleute das hochdeutsch-schriftsprachliche Wort *Döle* oder gelegentlich auch eine mundartlich gefärbte Lautvariante dieses Wortes (*Düle*, *Diule*, *Deole*, *Dolle*) als den Namen der Dohle angaben? Das geschah nicht nur in zahlreichen Orten der nordwestlichen und nördlichen Randkreise Hameln, Springe, Hannover, Neustadt, Burgdorf und Celle, sondern weit verstreut auch in den südlicher und östlicher gelegenen Kreisen Ostfalens zwischen Orten mit

Täleke oder *Aleke*. Ich fand *Döle* mit den Lautvarianten des Stammsilbenvokals, die ich als *ū*, *iu*, *eo* oder *oll* in Klammern hinter die betreffenden Orte setze, in Dassensen, Mackensen und Salzderhelden, Kr. Einbeck, Bisperode (*iu*) und Boffzen (*oll*), Kr. Holzminden, Mehle, Kr. Alfeld, Dannhausen (*ū*), Gittelde, Lutter, Mahlum und Windhausen, Kr. Gandersheim, Bad Lauterberg, Scharzfeld, Westerhof und Willensen (*ū*), Kr. Osterode, Bad Grund und Sieber, Kr. Zellerfeld, Holle, Hönnersum, Itzum, Lechstedt, Machsum (*eo*), Rautenberg, Steinbrück und Wöhle (*ū*), Kr. Hildesheim-M., Bierbergen, Groß Lafferde (*ū* neben *Kraie*), Lengede (*ū*), Odesse und Vöhrum (*ū*), Kr. Peine, Beuchte, Groß Flöthe, Gielde, Immenrode, Schladen und Upen, Kr. Goslar, Gebhardshagen, Hohenrode, Groß Mahner und Reppner, Stadtkr. Salzgitter, Achim, Bettingerode, Kl. Denkte, Harlingerode (*ū*), Kl. Heere, Isingerode, Oker (*ū*), Olber, Rhene, Samleben, Schöppenstedt, Seinstedt, Semmenstedt, Ufingen, Weferlingen, Westerode (*ū*) und Wetzleben, Kr. Wolfenbüttel, Denstorf (*ou*), Destedt, Liedingen, Vechelde, Schapen, Weddel und Wenden, Kr. Braunschweig, Barmke, Offleben und Twiefelingen, Kr. Helmstedt, Wasserleben, Kr. Wernigerode, Dedeleben und Hessen, Kr. Halberstadt, sowie Unseburg, Kr. Wanzleben. Meines Erachtens war die Dohle überall da, wo heutzutage nur ihr schriftsprachlicher Name bekannt ist, schon seit längerer Zeit nicht mehr heimisch oder auch nie heimisch gewesen, so daß es des Naturkundeunterrichts in der Schule bedurft hatte, um den Einwohnern der betreffenden Orte eine Vorstellung des Vogels mit Bild und amtlicher Bezeichnung nahezubringen. Wann dies geschah, läßt sich in den meisten Fällen nicht nachprüfen. Doch gibt es wenigstens in den Orten, wo *Düle* bzw. *Diule* gesagt wird, einen gewissen zeitlichen Anhaltspunkt für die Einführung des amtlichen Namens. Das dürfte geschehen sein, bevor in der betreffenden Ortsmundart die lautgesetzliche Verengung des alten langen *o* zu langem *u* erfolgte, ein Lautwandel, der im westlichen Ostfalen zuerst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bezeugt ist.

2. Elster (*Pica pica*)

Noch buntscheckiger als die Namenwelt der Dohle ist in Ostfalen die der Elster. Hier stehen mit dem aus der hochdeutschen Schriftsprache übernommenen amtlichen Namen des Vogels 5 verschiedene mundartliche Bezeichnungen mit ihren jeweiligen Lautvarianten untereinander so in Wettbewerb, daß ihre wortgeographische Gliederung auf den ersten Blick kaum möglich erscheint. Die folgenden Angaben beruhen auf der Auswertung der Mundartfragebogen, die vom Braunschweigischen Landesmuseum 1951 und 1964 verschickt worden waren.

Da ist zunächst der Elstername *Eckster* oder *Äkster* mit 95 Belegen im westlichen und mittleren Ostfalen. Sie verteilen sich auf die Kreise Einbeck (Iber, Odagsen), Holzminden (8 Orte), Hameln (9), Alfeld (20), Gandersheim (15), Springe (Jeinsen, Oerie, Vardegötzen), Hannover (1), Burgdorf (1), Hildesheim-Marienburg (7), Peine (1), Stadt Salzgitter (Beinum, Heerte, Ringelheim), Goslar (9), Wolfenbüttel (15) und Braunschweig (5). Nach Norden reicht dieser Name bis Kl. Hilligsfeld und Dörpe im Kr. Hameln, Ronnenberg im Kr. Hannover, Haimar im Kr. Burgdorf, Schwicheldt im Kr. Peine, Meerdorf, Hordorf und Gr. Brunsrode im Kr. Braunschweig. Östlich der Oker findet sich dieser Elstername außer in den beiden letztgenannten Orten auch in Weddel und Rautheim, Kr.

Braunschweig, in Gr. und Kl. Biewende, Kneitlingen, Roklum, Samleben, Schlewecke, Watzum, Weferlingen, Wetzleben, Winnigstedt und Wittmar, Kr. Wolfenbüttel, sowie in Vienenburg und Wiedelah, Kr. Goslar. Im südwestlichen Ostfalen hatte G. Schambach sowohl *ëkster* wie das noch zu besprechende Wort *hëkster* 1858 auch in seinem Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen nachgewiesen ⁹⁾. Außer in Ostfalen ist *Eckster* bzw. *Äkster* ferner in Westfalen und in den Niederlanden als Name der Elster gebräuchlich. Er wurde am weitesten bekannt bei den Freunden der Archäologie, Kunstgeschichte und Mythologie durch die Externsteine bei Detmold.

Nördlich des *Eckster/Äkster*-Gebietes, aber zum Teil auch in dieses eingesprenkt findet sich als weiterer Name der Elster *Haister* mit den Lautvarianten *Häister*, *Häster* und *Hëster* in 86 Orten, und zwar in den Kreisen Helmstedt (Brackstedt, Brechtorf, Nordsteimke, Offleben, Tiddische, Zobbenitz), Gifhorn (Boitzenhagen, Thüldau), Celle (Wietze), Burgdorf (12 Orte), Neustadt a. R. (20), Nienburg (Lindwedel), Schaumburg-Lippe (Altenhagen), Grafschaft Schaumburg (7), Hannover (Grasdorf, Linderte, Vinnhorst), Hameln (Behrensens, Fremke, Hajen), Holzminden (Kemnade, Lenne, Scharfoldendorf), Einbeck (Avendshausen, Negenborn, Portenhagen, Salzderhelden), Alfeld (Breinum, Sehlern), Hildesheim-M. (Bodenburg, Grasdorf, Heersum, Hoheneggelsen, Oestrum), Peine (Adenstedt, Gr. Bülten, Gr. Solschen), Stadtkr. Salzgitter (Bad Salzgitter), Wolfenbüttel (Dettum, Kl. Elbe, Bad Harzburg, Isingerode, Uehrde) und Braunschweig (Vechede, Wierthe). Nach E. Kücks Wörterbuch ist *Haist'r* (*Häist'r*, *Hëst'r*) im Lüneburgischen zuhause ¹⁰⁾, desgleichen nach J. F. Danneils Wörterbuch in der Altmark ¹¹⁾ und nach O. Mensings Wörterbuch in Schleswig-Holstein ¹²⁾. Da es sich also offensichtlich um ein typisch nordniedersächsisches Wort handelt, ist es auf den ersten Blick rätselhaft, wie es abweichend von anderem nordniedersächsischen Wortgut soweit nach Süden in die ostfälische Sprachlandschaft eindringen konnte.

Noch rätselhafter wird die Sache, wenn wir die Verbreitung eines dritten Namens für die Elster in Ostfalen betrachten, der zweifellos aus der Kreuzung zwischen *Eckster/Äkster* und *Haister/Häister/Häster* hervorgegangen ist, nämlich *Heckster* bzw. *Häkster*. Dieser Name wurde von mir in 182 ostfälischen Orten festgestellt, und zwar in den Kreisen Celle (21), Burgdorf (21), Neustadt a. R. (9), Nienburg (Wendenborstel), Schaumburg-Lippe (Meensen, Steinhude), Grafschaft Schaumburg (Apebern, Rodenberg), Hameln (5), Springe (18), Hannover (34), Peine (7), Wolfenbüttel (Gr. Elbe, Volzum), Hildesheim-M. (41), Alfeld (5) und Holzminden (Arholzen, Brunkensen, Wegensen). Obwohl *Heckster* jetzt in den Kreisen Gandersheim, Einbeck und Osterode zu fehlen scheint, war *hëkster* doch, wie schon erwähnt, im 19. Jahrhundert nach Schambach neben *ëkster* noch weiter südlich in Göttingen und Grubenhagen bekannt. Eine weitere Lautvariante, nämlich *Hackster*, ist nur im Westteil des Kr. Gifhorn (Böckelse, Dalldorf, Meinersen, Müden, Warmse) und im Kr. Celle (Ahnbeck, Altencelle, Bockelskamp) bezeugt. Sie kann ihren Stammsilbenvokal weder durch westfälische noch durch nordniedersächsische Einflüsse bekommen haben, sondern wie die Form *Häkster* in Soßmar, Kr. Peine, eher durch die Berührung mit einem vierten ostfälischen Elsternamen, nämlich *Schäre*.

Das Wort *Schäre* für ‚Elster‘ wurde zuerst 1858 durch Heinrich Hoffmann von Fallersleben für seinen Heimatort im Hasenwinkel des Kr. Gifhorn ge-

bucht¹³⁾ und kam dann erst 76 Jahre später im Salzgittergebiet wieder zum Vorschein, als O. Fischer sein Idiotikon des Dorfes Lichtenberg veröffentlichte¹⁴⁾. E. Schwentner rief dann 1936 auf Grund dieser beiden Belege für das ungewöhnliche Wort, das er sonst in keinem anderen Wörterbuch niederdeutscher Mundarten hatte finden können, im Niederdeutschen Korrespondenzblatt dazu auf, nach weiteren Fundorten für *Schäre* zu suchen¹⁵⁾. Daraufhin meldeten K. Bischoff 1938 3 Belege für die Diminutivform *Schäreke* aus Böddensell, Etingen und Rätzlingen im ostfälischen Südteil des Kr. Gardelegen südlich der Ohre, 25–35 km östlich von Fallersleben¹⁶⁾, Fr. Wrede 1954 und 1956 3 Belege für *Schäre* aus Sievershausen im Kr. Burgdorf sowie Plockhorst und Vöhrum im Kr. Peine¹⁷⁾ und A. Hansen 1957 7 Funde der Formen *Schäre* und *Schäreke* im Südteil des Kr. Gardelegen und im Nordteil des Kr. Haldensleben, nämlich aus Grauringen, Lockstedt, Mannhausen, Siestedt, Uhrsleben, Velsdorf und Wegenstedt sowie einen im Kr. Wanzleben (Kl. Wanzleben)¹⁸⁾. Als N. Tornquist 1957 einen zusammenfassenden Überblick über die bisher bekannten 16 Belege für *Schäre(ke)* in Ostfalen gab und eine etymologische Einordnung des immer noch sehr selten scheinenden Wortes unter Heranziehung skandinavischer Dialektwörter versuchte¹⁹⁾, konnte er nicht ahnen, daß sich mittlerweile die Zahl der ostfälischen *Schäre*-Belege durch die Umfrage nach den mundartlichen Bezeichnungen der Elster im 2. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum 1951 vervielfacht hatte. Einschließlich der Ergebnisse einer Nachlese aus dem Jahre 1964 ließ sich auf diese Weise die Zahl der Belege über die 16 hinaus, die Tornquist kannte, auf insgesamt 85 erhöhen. Neu hinzu kamen im Kr. Gifhorn 5 (Didderse, Neudorf-Platendorf, Gr. Schwülper, Volkse, Wilsche), im Kr. Helmstedt 6 (Brackstedt, Glentorf, Rühren, Parsau, Schöningen, Warmenau), im Kr. Braunschweig 17 (Bevenrode, Bodenstedt, Bortfeld, Denstorf, Duttonstedt, Erkerode, Essinghausen, Flechtorf, Gr. Gleidingen, Harvesse, Köchingen, Lamme, Neubrück, Thune, Völkenrode, Watenbüttel, Weddel), im Kr. Halberstadt 1 (Hessen), im Kr. Wolfenbüttel 8 (Apelnstedt, Gustedt, Leinde, Mönche-Vahlberg, Sehlde, Stiddien, Ufingen, Woltwiesche), im Kr. Goslar 6 (Gielde, Hahndorf, Haverlah, Liebenburg, Neuenkirchen, Upen), im Stadtkr. Salzgitter 5 (Beinum, Bruchmachtersen, Immendorf, Ohlendorf, Reppner), im Kr. Peine 23 (Alvesse, Bierbergen, Dedenhausen, Dungenbeck, Edemissen, Eickenrode, Eixe, Eltze, Gadenstedt, Horst, Gr. und Kl. Lafferde, Lengede, Mehrum, Odesse, Rietze, Rüper, Kl. Solschen, Stederdorf, Wehnsen, Wense, Wipshausen, Woltorf), im Kr. Burgdorf 3 (Immensen, Katensen, Olerse), im Kr. Hildesheim-M. 5 (Bettrum, Garmissen, Mechtshausen, Söhlde, Steinbrück), im Kr. Gandersheim 1 (Brunsen) und im Kr. Holzminden 1 (Buchhagen). Es zeigte sich also, daß *Schäre(ke)* im wesentlichen dem Ost- und Kernostfälischen angehört, wo das Wort sich besonders gut im Norden (Kreise Gardelegen, Helmstedt, Gifhorn, Braunschweig, Peine, Burgdorf) behauptet hat. Das liegt vermutlich daran, daß dort in der Umgebung der Flußtäler der Ohre, Aller, Schunter, Oker und Fuhse die Lebensbedingungen der Elster durch Auewälder und Grünland günstiger waren als weiter südlich auf den baum- und wiesenarmen Lößbörden. Nimmt man Bischoffs und Hansens Fundorte hinzu, so verläuft die Nordgrenze des Namens *Schäre(ke)* in ostwestlicher Richtung von der oberen Ohre über Mannhausen, Böddensell, Rühren, Parsau, Neudorf-Platendorf, Volkse, Eltze und Katensen nach Haimar nordöstlich von Hannover. Daß aber im Südteil des Ost- und Kernostfälischen früher die Elster auch überall dort

Schäre genannt wurde, wo man jetzt den schriftsprachlichen oder überhaupt keinen Namen des Vogels gebraucht, weil er wohl nicht mehr bekannt ist, darauf deuten resthaft die Fundorte Kl. Wanzleben, Hessen a. F. und Mönche-Vahlberg östlich der Oker sowie Gielde, Liebenburg, Hahndorf und Upen westlich der Oker hin. Gewisse Anhaltspunkte für den früheren Geltungsbereich des Elsternamens *Schäre* bietet auch die Verbreitung des von dem Vogel auf Menschen übertragenen Personennamens *Schare* in ostfälischen Städten und Dörfern seit dem späten Mittelalter. In der Stadt Braunschweig erscheint schon 1368 ein Heneke Schare ²⁰⁾, noch etwas früher daselbst ein Mann namens *Scarenben*, der 1345 bezeugt ist ²¹⁾ und aus einem nicht mehr erkennbaren Grunde nach einem Elsternbein benannt worden war wie ein von 1281 bis 1320 in Braunschweig nachweisbarer Bürger *Kron(e)sben* nach einem Kranichsbein ²²⁾. Daß es im späten Mittelalter hierzulande gang und gäbe war, Menschen mit Spitznamen nach Vögeln zu belegen, die dann später zu vererbbaaren, festen Familiennamen werden konnten, zeigte ich 1979 in einem Aufsatz über ostfälische „Tornaitsnamen“ an Beispielen wie *Havek* „Habicht“, *Kreyghe* „Krähe“, *Krone* „Kranich“, *Rave* „Rabe“, *Sperver* „Sperber“, *Ule* „Eule“, *Vincke* „Fink“, *Kuckuk*, *Lercke* „Lerche“, *Meseke* „Meise“, *Specht*, *Sperling* und anderen ²³⁾. Außer in Braunschweig, wo 1937 der Familienname *Schare* durch das Adreßbuch 62mal verzeichnet wurde, fand er sich 1606 auch in Goslar und 1725 in Lichtenberg, ferner nach Ausweis der Adreßbücher des frühen 20. Jahrhunderts 1907 7mal in Wolfenbüttel, 1909 in Peine, Gadenstedt, Lengede und Hildesheim, 1910 in Schöppenstedt, 1912 in Stötterlingen, Kr. Halberstadt, 1914 8mal in Helmstedt, 1938 in Obersiekte, Kr. Braunschweig, Harlingerode, Samleben, Sauingen, Groß und Mönche-Vahlberg, Kr. Wolfenbüttel, in Beddingen, Bruchmachtersen, Gebhardshagen, Hallendorf, Lebenstedt, Lichtenberg, Osterlinde und Thiede, Stadtkr. Salzgitter, und Hessen a. F., Kr. Halberstadt. Wenn auch nicht in jedem Falle davon ausgegangen werden kann, daß die Träger des Namens *Schare* von jeher in den Orten ansässig waren, wo sie im 20. Jahrhundert nachgewiesen sind, weil mit Zuwanderungen infolge Einheirat oder Arbeitsplatzwechsel gerechnet werden muß, so blieb doch wohl in der Regel der Ortswechsel jeweils auf einen engeren Bezirk begrenzt, innerhalb dessen die Namensträger alteingesessen waren, so etwa das Salzgittergebiet, das Gebiet zwischen Asse und Elm und das nördliche Vorland des Westharzes zwischen Innerste und Radau. Sind bei dem Familiennamen *Schare* noch Zweifel über dessen örtliche Herkunft möglich, so sind die mit *Scharen-* als Bestimmungswort gebildeten ostfälischen Flurnamen wegen ihrer örtlichen Gebundenheit eindeutige Zeugnisse für die frühere Verbreitung des Vogelnamens *Schäre*. Die Herleitung dieses Bestimmungswortes in FLN von mittelniederdeutsch *schâr* ‚Weidegerechtsame‘ oder mnd. *schar* ‚steil abfallend, abschüssig‘, wie sie R. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde ²⁴⁾ und nach ihm R. Wieries ²⁵⁾ und M. Wiswe ²⁶⁾ erwogen haben, oder von mnd. *schar* ‚Mist, Dreck‘, wie sie B.-U. Kettner daneben in Betracht zieht ²⁷⁾, mag für andere niederdeutsche Landschaften berechtigt sein, nicht aber für Ostfalen, wo jene 3 alten Wörter meines Wissens weder im mittelalterlichen noch im neuzeitlichen Wortschatz der Volkssprache nachweisbar sind. Hierzulande bietet sich zur Erklärung der fraglichen Flurnamen wirklich nur *Schäre* ‚Elster‘ an, da *Schäre* ‚Färberscharte (Serratula tinctoria L.)‘ wegen ihres begrenzten Vorkommens auf Wiesen kaum in Betracht kommt. Bemerkenswert dürfte es auch sein, daß unsere *Scharen*-Flurnamen mit denselben Grundwörtern zusammen-

gesetzt sind wie die heimischen *Kraien*-Flurnamen, die auf das Vorkommen der Krähe hindeuten. Nachweise für die frühere Verbreitung der Elster in unserer Heimat bieten daher meines Erachtens die Flurnamen *Scharenbeck* 1827/30 bei Hasede, Kr. Hildesheim, *Scharenbeek* im 19. Jh. bei Gielde, Kr. Goslar, *Scharenberg* 1548 und 1578 bei Bündheim und Schlewecke, Kr. Wolfenbüttel, ebenso im 16. Jahrhundert bei Langeln, Kr. Wernigerode, im 19. Jh. bei Altenrode, bei Lengde und bei Steinlah, Kr. Goslar, 1707 bei Kniestedt und 1548 bei Lichtenberg, Stadtkr. Salzgitter, *Scharenbleek* 1843/45 bei Werlaburgdorf, Kr. Goslar, *Scharenborg* 1440 ohne Ortsangabe in den Kämmereirechnungen der Braunschweiger Neustadt (vielleicht die Wehranlage auf dem *Scharenberg* bei Lengde, Kr. Goslar), *Scharenbusch* 1770 bei Gr. Vahlberg und im 19. Jh. bei Gustedt, Kr. Wolfenbüttel, ebenso 1754 bei Dibbesdorf, 1753 bei Meerdorf, 1759 bei Volkmarode und 1753 bei Wahle, Kr. Braunschweig, sowie 1779 bei Woltorf, Kr. Peine, *Scharenhop* 1765 bei Hattorf, Kr. Gifhorn, im 19. Jh. bei Nordsteimke, Kr. Helmstedt, und im 19. Jh. bei Dungenbeck, Kr. Peine, *Scharenkamp* 1754 bei Bienrode, 1472 bei Dibbesdorf und 1769 bei Querum, Kr. Braunschweig, ebenso 1547 bei Fallersleben, Kr. Gifhorn, *Scharensiek* 1860 bei Gr. Twülpstedt, Kr. Helmstedt, und 1769 bei Ehmén, Kr. Gifhorn, *Scharenwiese* 1759 bei Wendeburg, Kr. Braunschweig. Vielleicht gehören hierzu auch einige FLN, die zwar nach Ausweis der schriftlichen oder mündlichen Überlieferung Formen mit kurzem Stammsilbenvokal im Bestimmungswort aufweisen, aber mit den gleichen Grundwörtern gebildet sind wie die eindeutigen *Scharen*-FLN und sich auch nur in demselben Gebiet finden wie diese, nämlich *Scharrenbeek* 1770 bei Gr. Biewende und mda. *Scharnbiëk* 1912 bei Kissenbrück, Kr. Wolfenbüttel, *Scharnhöp* mda. 1935 bzw. *Scharenhof* im 19. Jh. bei Nordsteimke, Kr. Helmstedt, *Scharrenufer* im 19. Jh. bei Lübbrechtsen, Kr. Alfeld, *Scharrenwelle* mda. 1937 bei Gehrenrode, Kr. Gandersheim, und vielleicht auch *In der Scharckenstedt* 1771 bei Wetzleben, Kr. Wolfenbüttel, wo die aus dem östlichen Ostfalen bekannte Diminutivform *Schäreke* für ‚Elster‘ als Bestimmungswort gedient haben könnte. Bei den letzteren FLN mit kurzem a mag man vielleicht, nachdem der alte Vogelname *Schäre* am Ort in Vergessenheit geraten war, an das Zeitwort *scharren* ‚krächzen nach Art der legelustigen Hühner und der Rabenvögel‘ gedacht haben, das von mir bei der Umfrage des Br. Landesmuseums von 1956 noch in 97 ostfälischen Orten als bekannt festgestellt wurde. Es ist gewiß kein Zufall, daß davon allein 80 Belege dem kernostfälischen Gebiet angehören, in dem auch der Elstername *Schäre* festgestellt werden konnte.

In einigen Orten des östlichen und mittleren Ostfalen gibt es als fünfter mundartlicher Name der Elster *Schacker* oder eine ähnliche Wortform, nämlich *Schacker* in Schöppenstedt, Kr. Wolfenbüttel, *Schäcker* in Bredelem, Kr. Goslar, *Schack-Elster* in Wegeleben, Kr. Halberstadt, *Schackföjfel* in Wormsdorf, Kr. Haldensleben, *Schack* in Velsdorf und Weferlingen, Kr. Gardelegen, und Sommerschenburg, Kr. Haldensleben. Hierbei handelt es sich wohl um Verwechslungen der Vogelart, denn nach Th. Reiche bezeichnete man um die Jahrhundertwende in Adersheim bei Wolfenbüttel als *Schacker* die Misteldrossel und nach O. Rohkamm in Bad Harzburg wie nach E. Damköhler bei Blankenburg am Ostharz ‚eine Art Krammetsvogel nach seinem Laut‘²⁸⁾.

Zu allem Überfluß fanden sich 1951 bzw. 1964 viele Orte, in denen die Elster mit keinem der 5 mundartlichen Namen benannt wurde, sondern mit ihrem

schriftsprachlichen Namen *Elster*. Sie verteilen sich auf die Kreise Helmstedt (21), Braunschweig (16), Wolfenbüttel (35), Goslar (16), Stadt Salzgitter (6), Hildesheim (9), Gandersheim (23), Zellerfeld (Buntenbock, Bad Grund, Lerbach, Lonau), Osterode (8), Northeim (Hohnstedt, Imbshausen, Schnedinghausen), Einbeck (23), Holzminden (14), Alfeld (4), Hameln (2), Springe (4), Neustadt (1), Burgdorf (1), Celle (1) und Gifhorn (Betzhorn, Isenbüttel, Leiferde, Grußendorf, Jemke). Nach dem, was ich über die Verwendung des schriftsprachlichen Namens der Dohle gemutmaßt habe, möchte ich annehmen, daß auch der schriftsprachliche Name der Elster überall dort, wo er 1951/64 gebraucht wurde, erst durch den Naturkundeunterricht in der Schule bekannt wurde, nachdem der Vogel selbst verschwunden und mit ihm sein altheimischer Name in Vergessenheit geraten war.

Aber auch die 120 Orte, die überhaupt keine Antwort auf die Frage nach dem Namen der Elster gaben, scheinen den Vogel nicht mehr zu kennen oder nie gekannt zu haben, weil er dort vielleicht auch früher nicht heimisch gewesen war. Es sind in den Kreisen Helmstedt 20 Orte, Gifhorn 7, Braunschweig 11, Wolfenbüttel 10, Goslar 4, Stadt Salzgitter 6, Peine 1, Hildesheim-M. 9, Gandersheim 13, Alfeld 8, Holzminden 14, Hameln 8, Springe 4, Hannover 4 und Neustadt a. R. 1. Durch den Vermerk „gibt es hier nicht“ wiesen die Gewährsleute in Salzgitter-Lobmachtersen, Langelsheim, Kr. Gandersheim, und Golmbach, Kr. Holzminden, ausdrücklich auf das Fehlen der Elster hin, während aus Badenhausen, Kr. Gandersheim, gemeldet wurde: „kommt hier kaum vor“. Auch in Ackenhausen, Dannhausen und Hachenhausen, alle im Kr. Gandersheim, kannte man wohl die Elster nicht, weil man auf die Frage nach ihrem Namen mit „*Rabe*“ antwortete.

Rechnet man alle Orte zusammen, die auf die Frage nach der Elster mit „*Rabe*“ oder „*Elster*“ oder mit „Gibt es hier nicht“ antworteten oder überhaupt keine Angabe machten, so zeichnen sich Landstriche ab, in denen das Fehlen der Elster auf die eine oder andere Art für mehr als die Hälfte aller befragten Orte nachgewiesen oder doch wahrscheinlich gemacht werden kann. Das ist der Fall in den Kreisen Helmstedt (41 von 54 befragten Orten), Wolfenbüttel (45 von 77), Stadt Salzgitter (12 von 21), Goslar (20 von 36), Gandersheim (39 von 55), Zellerfeld einschließlich des Restkreises Blankenburg-West (10 von 11), Osterode (14 von 15), Einbeck (23 von 30) und Holzminden (28 von 42). Auffallend arm an echten alten Elsternamen und damit an zuverlässigen Nachweisen für das Vorkommen des Vogels sind der Harz — auch im Ostharz wußte man aus Elbingerode und Sorge keinen Elsternamen zu nennen — und sein Vorland im Norden (Kreise Wernigerode, Wolfenbüttel, Goslar), im Westen (Kr. Gandersheim, besonders Amt Seesen) und im Südwesten (Kr. Osterode), ferner das Bergland zwischen oberer Leine und Weser (Kreise Einbeck und Holzminden). Demgegenüber erstreckt sich im nordwestlichen Ostfalen ein ausgedehnter Landstrich, wo die Elster nach Ausweis ihrer mundartlichen Bezeichnungen fast überall bekannt ist. Dazu gehören die Kreise Neustadt a. R. (28 Belege von 30 befragten Orten), Hannover (42 von 46), Springe (20 von 28), Burgdorf (39 von 40), Celle (23 von 24) und Peine (34 von 36).

Ich kann mich übrigens des Eindrucks nicht erwehren, daß es bei den verstreuten Belegen für *Eckster*/*Akster* und *Haister*/*Häster* im kernostfälischen Gebiet, wo sonst *Schåre* vorherrscht, nicht mit rechten Dingen zugeht. Es wider-

spricht allen sonstigen Erkenntnissen der Dialektgeographie, daß ein westfälisch/westostfälisches oder ein nordniedersächsisches Wort gewissermaßen auf natürlichem Wanderwege tief in das Kernostfälische eingedrungen sein sollte. Ich vermute daher, daß die Gewährsleute, die solche Irrläufer meldeten, die ortsfremden Ausdrücke irgendwo aufgeschnappt und in Ermangelung eines echten einheimischen Elsternamens in den Fragebogen gesetzt haben. Daraus wäre zu folgern, daß auch dort in Wirklichkeit keine Elstern zu finden waren. Das gleiche würde dann umgekehrt auch für die versprengten *Schäre*-Belege in Brunzen, Kr. Gandersheim, und Buchhagen, Kr. Holzminden, zu gelten haben. So lassen sich also teils unmittelbar, teils mittelbar aus der Wortgeographie für den Ornithologen Erkenntnisse über die Verbreitung der Elster in unserer Heimat gewinnen.

Anmerkungen:

¹⁾ Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 6. — ²⁾ Paul Alpers, Das Frommesche Wörterbuch. Wortschatz der Mundart des Kirchspiels Hohenbostel im Deistervorland (Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes Neue Folge, Bd. 2). Oldenburg 1941; hier S. 84. — ³⁾ Hans-Friedrich Rosenfeld, Wernigeroder Wörterbuch. Neumünster 1975; hier Sp. 4 u. 139. — ⁴⁾ Eduard Damköhler, Nordharzer Wörterbuch auf Grund der Cattenstedter Mundart. Wernigerode 1927; hier S. 9. — ⁵⁾ Walther Grosse, Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen (Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes Bd. V). Wernigerode 1929; hier S. 40. — ⁶⁾ C. Borchling u. Br. Claußen, Niederdeutsche Bibliographie. Neumünster 1931 ff. Bd. 2/3; hier Nr. 3400 A. — ⁷⁾ wie Anm. 6; hier Nr. 3690 A. — ⁸⁾ wie Anm. 6; hier Nr. 2772. — ⁹⁾ wie Anm. 1; hier S. 55. — ¹⁰⁾ Eduard Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942 ff.; hier Bd. I, Sp. 660 (Stichwort Haist'r 2). — ¹¹⁾ Johann Friedrich Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859; hier S. 80 (Stichwort Heister). — ¹²⁾ Otto Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Neumünster 1925 ff.; hier Bd. II, Sp. 717 (Stichwort Heister). — ¹³⁾ Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Mundart in und um Fallersleben (Die deutschen Mundarten, hrsg. v. Frommann 5, 1858, S. 41 ff., 145 ff. u. 289 ff.); hier S. 291. — ¹⁴⁾ Otto Fischer, Idiotikon der Mundart von Lichtenberg in Braunschweig (in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 60/61, 1934/35, S. 152 ff.); hier S. 158 b). — ¹⁵⁾ Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Heft 49, 1936, S. 47. — ¹⁶⁾ wie Anm. 15; hier Heft 51, 1938, S. 44. — ¹⁷⁾ wie Anm. 15; hier Heft 61, 1954, S. 16 u. Heft 63, 1956, S. 14. — ¹⁸⁾ wie Anm. 15; hier Heft 64, 1957, S. 7 f. — ¹⁹⁾ wie Anm. 15; hier Heft 64, 1957, S. 55 ff. — ²⁰⁾ Winfried Scharf, Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts. Als Manuskript vervielfältigte Freiburger Dissertation 1959; hier Registerband Nr. 4300. — ²¹⁾ wie Anm. 20; hier Nr. 4306. — ²²⁾ wie Anm. 20; hier Nr. 2924. — ²³⁾ Werner Flehsig, Ostfälische „Tornaitsnamen“ in neuer und alter Zeit (in: Braunschweigisches Jahrbuch Bd. 60, 1979, S. 7 ff.); hier S. 27. — ²⁴⁾ Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. 1901; hier S. 116. — ²⁵⁾ Rudolf Wieries, Geschichte des Amtes Harzburg nach seinen Forst-, Flur- und Straßennamen (Bd. VI der Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes). 2. Aufl. Braunschweig 1937; hier S. 95. — ²⁶⁾ Mechthild Wiswe, Die Flurnamen des Salzgittergebietes (Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte Bd. 17). Braunschweig 1970; hier S. 370. — ²⁷⁾ Bernd-Ulrich Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine (= Name und Wort. Göttinger Arbeiten zur niederdeutschen Philologie Bd. 6). Rinteln 1972; hier S. 259.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Die Dohle ein spärlicher Brutvogel im Braunschweiger Land

Von Rolf Jürgens

Die taubengroße Dohle gehört zu den kleineren Arten der Rabenvögel. Sie ist schwarz, mit grauem Nacken und grauen Ohrendecken, an der Unterseite dunkelgrau. Unter den Krähenvögeln sind die Dohlen die Höhlenbrüter. Da, wo es genug alte Bäume oder hohle, alte Gebäude, Ruinen und Felsen gibt, trifft man sie an. Überaus gesellig, brütet sie in Kolonien und fliegt fast immer in Schwärmen auf Nahrungssuche unter ständigem Ruf, dessen helles „kjak“ zu hören ist.

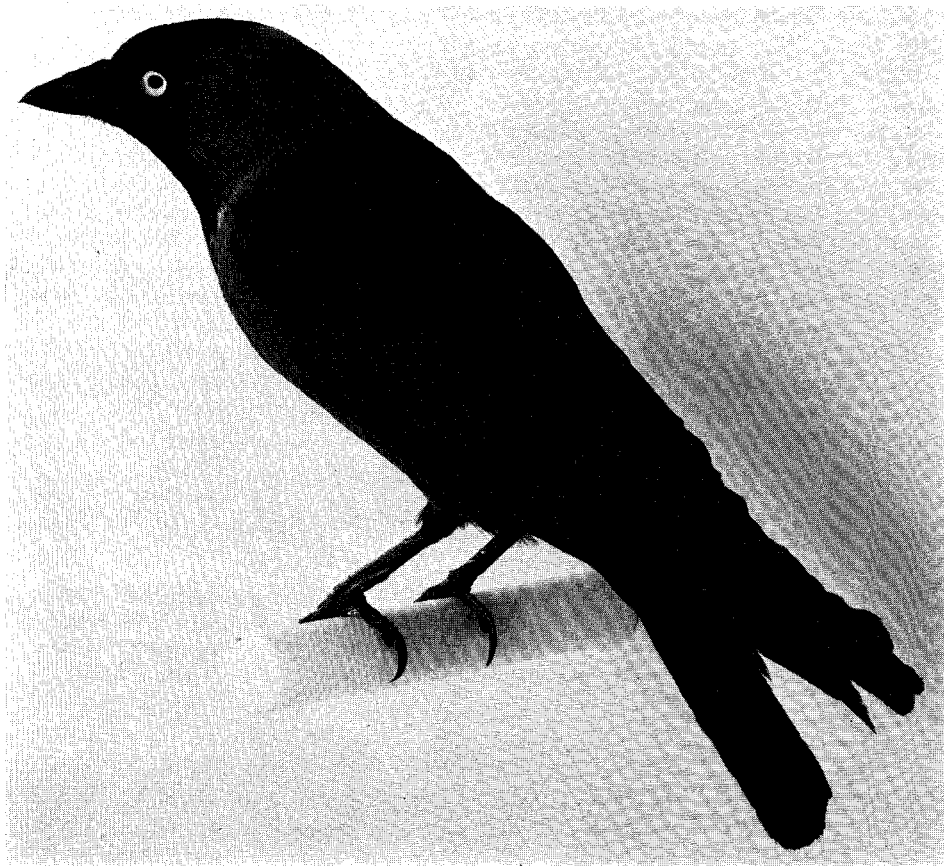
Schon Ende Februar/Anfang März balzen die Dohlen. Sie suchen sodann eine Nisthöhle auf, um mit dem Nestbau zu beginnen. Das Gelege besteht aus 4—6 Eiern. Vom Weibchen wird das Gelege ca. 18 Tage lang bebrütet. Die Jungen bleiben etwa vier Wochen im Nest, währenddessen die Altvögel Futter — hauptsächlich Insekten — herbeitragen. Die Jungen halten sich noch lange in Gesellschaft der Altvögel auf. Im Herbst kann man sie in großen Ansammlungen beobachten, um dann mit Saatkrähen oder Staren den Zug in Richtung Süden anzutreten. In den milderen Gegenden ihres Verbreitungsgebietes bleiben die Dohlen auch den Winter über, sind somit Standvögel, währenddessen sie in den nördlichen Regionen Zugvögel sind.

Die Nahrung der Dohlen ist sehr mannigfaltig. Sie ist sowohl tierischen wie auch pflanzlichen Ursprungs. Für die europäischen Rassen der Dohle gibt es feldornithologische Probleme, um sie zu bestimmen. Drei Rassen wären hier kurz zu charakterisieren: Der Hauptanteil der bei uns brütenden Rassen zeichnet sich durch dunkleres Kleingefieder auch der helleren Teile aus; sie wirken allgemein dunkel. Die Nordeuropäische Rasse ist dagegen in den grauen Teilen heller und besitzt ein mehr oder weniger deutliches, schmales, halbringförmiges helles Band an den Halsseiten über dem Flügelbug.

Die Osteuropäische Rasse besitzt ein sehr hell abgesetztes Nacken- und Kopfseitengefieder und einen deutlichen, meist dreieckigen oder trapezförmigen, klar abgesetzten weißlichen Fleck.

Die Dohle brütet in Wäldern, Straßenbäumen und in Baumhölen. Ebenso in Kirchtürmen der Städte.

In der Hügellandkartei der Vogelschutzstation Braunschweig sind in den letzten 30 Jahren sehr zahlreiche Beobachtungen über die Dohle festgehalten worden. Eine Fülle von Daten, aber über 80 % dieser Daten beziehen sich auf Zugbeobachtungen und Winteransammlungen. In der Stadt Braunschweig wurden im Jahre 1954 20 Brutpaare in den hohlen Bäumen an der Helmstedter Straße und am Hauptfriedhof (Richter) festgestellt. 15 Paare sind in den Ruinen an der Bammelsburger Straße (Greve) beobachtet worden. Weiterhin wurden in der ehemaligen Schloßruine sowie an der Katharinenkirche Hunderte Dohlen fest-



Dohle

Präparat im Naturhistorischen Museum Braunschweig

Foto: G. Linhardt

gestellt (Ullrich). Die hier genannten Stellen dürften Brut- und Schlafplätze gewesen sein. Von 1955 bis 1970 sind im gesamten Stadtgebiet Dohlen beobachtet worden. In dieser Zeit brüteten einige Paare in Riddagshausen, 25 Paare in der Schloßruine und am Hauptfriedhof. In den letzten Jahren ist eine beachtliche Abnahme der Brutpaare zu verzeichnen. Die Gründe dürften im Fortfall vieler Brutplätze im Stadtgebiet Braunschweig durch menschliche Eingriffe (Abbruch der Schloßruine, Beseitigung alter Bäume am Ring und den Parks) zu suchen sein, eventuell aber auch auf einer Abnahme der Dohlen überhaupt beruhen, wie sie auch zur Zugzeit festgestellt wird. So bemerkte Herr Richter im Jahre 1967, daß die Dohlen unter den ziehenden Saatkrähen weniger stark vertreten sind als früher; unter Hunderten Saatkrähen nur 8 Dohlen!

Von 1968 bis 1976 sind kaum Brutpaare beobachtet worden. Im Braunschweiger Stadtbereich sind größere Dohlenschlafplätze festgestellt worden. So sind an den Rieselfeldern 100—150 Dohlen beobachtet worden. Auch in der Buch-

horst, in Riddagshausen und in der Forschungsanstalt für Landwirtschaft konnte 1975 ein Schlafplatz mit 150 Dohlen ausgemacht werden (Rahne). Im Jahre 1977 beobachtete Ullrich wieder 2 Brutpaare am Hauptfriedhof. Beobachtungen liegen wieder aus Riddagshausen, der Buchhorst, Alt-Lehdorf und aus dem Stadtbereich vor. Außerhalb Braunschweigs gibt es Feststellungen aus Helmstedt, dem Kampstüh, dem Söllinger Bruch, Börßum, Salzgitter, Wolfenbüttel, Schladen, Weddel, also aus dem fast gesamten Braunschweiger Hügelland. Im Jahre 1979 stellte Rehfeld 5 Brutpaare bei Salzgitter-Gitter an einer Eisenbahnbrücke fest. Im Lappwald konnte ich Dohlen in einer Schwarzspechthöhle als Brutvogel feststellen. Ganz gelegentlich soll die Dohle auch künstliche Nistplätze annehmen. Im Elm ist sie ebenfalls zu beobachten. Die meisten Beobachtungen sind jedoch reine Zugbeobachtungen. Aus dem Harz liegen nur sehr spärliche Nachweise vor. So brütet die Dohle vereinzelt am Harzrand, in den mittleren Lagen ist sie als Brutvogel selten, im Oberharz fehlt sie als solcher. Auf dem Zug erscheint sie nur selten im Oberharz. Am Harzrand ist sie wieder häufiger während des Zuges zu beobachten.

Die Dohle gehört bei uns im Braunschweiger Hügelland zu den spärlichen Brutvögeln und ist damit zu einer schutzwürdigen Vogelart geworden. Die Dohlen halten viele Jahre ihre Brutplätze, wenn sie nicht durch Umweltveränderungen, insbesondere Baumaßnahmen oder Holzeinschlag, verdrängt werden.

Literatur:

Braunschweiger Hügellandkartei der Vogelschutzst. Braunschweig. Mitteilungen von Frau U. Weydt, Wolfenbüttel. — G. Latzel: Vogelkundl. Berichte aus Niedersachsen. 2. (Juni 1971). — N. Jung: Zum Problem der Halsbanddohlen. In: Der Falke 6 (1975).

Neues heimatliches Schrifttum

Peter Albrecht: Die Förderung des Landesausbaues im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Spiegel der Verwaltungsakten des 18. Jahrhunderts (1671—1806). Braunschweiger Werkstücke. R. A. Bd. 16 (= der ganzen Reihe Bd. 58). Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag 1980. 669 S., 1 Karte. — Kart.

Die vorliegende Arbeit, angelegt als Hamburger Dissertation, arbeitet erstmals die Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte unseres Raumes in der Neuzeit bis hin zum Einmarsch der napoleonischen Truppen in das Fürstentum Wolfenbüttel auf. Der Schwerpunkt des Bandes liegt im Gebiet der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, wobei die Sonderbereiche des Berg- und Hüttenwesens sowie des Themenkreises „Bier und Tabak“ ausgeklammert sind. Der Verfasser hat ein außerordentlich umfang- und inhaltsreiches Quellenmaterial ((Quellen- u. Literatur-

verzeichnis 30 Seiten!) durchgearbeitet und legt eine erstaunliche Fülle an Stoff vor. Besonders ausführlich und unter Ausbreitung zahlreicher Fakten sind Handel, Handwerk, Manufaktur- und Fabrikwesen (S. 226—545) dargestellt. 140 Tabellen ergänzen den Textteil. So erhält der Band seinen bleibenden Wert insbesondere als Quellenwerk. MWi

Walter Achilles: Bilder aus dem alten Hochstift Hildesheim. Gemälde von Pascha Weitsch (1723—1803). Bd. 1. Hildesheim und der Nordteil. Bd. 2. West- und Südteil. Hildesheim: Gerstenberg 1977/1980. 72 S., 74 S. Zahlreiche Farb- und Schwarzweißabb. Lwd.

In westfälischem Privatbesitz hat sich eine Serie von 29 Ölbildern von Städten, Feldklöstern und Amtssitzen des ehemaligen Hochstifts Hildesheim erhalten, die der bekannte Landschafts- und Porzellanmaler Pascha Johann Friedrich Weitsch geschaf-

fen hat. Den Auftrag dafür erhielt dieser nach 1769 vom damaligen Fürstbischof von Hildesheim, Friedrich Wilhelm Freiherr von Westphalen. Die vorliegende Publikation bildet alle diese Gemälde in Farbe ab. Ergänzend sind Reproduktionen anderer historischer Ansichten der Örtlichkeiten sowie Schwarzweißaufnahmen aus der Gegenwart hinzugefügt. Freilich hätte man sich da eine stärkere Konzentration auf die Motive von Weitsch ebenso gewünscht wie Hinweise darauf, wo sich die Originale der reproduzierten Graphiken befinden. Diese werden überdies im Quellenverzeichnis fälschlich als Ölgemälde bezeichnet. In feuilletonistisch leichtem Plauderton kommentiert Achilles insbesondere anhand eingehender topographischer Studien sein Bildmaterial. Der Ostteil des ehemaligen Hochstiftes Hildesheim ist auch räumlich eng mit dem alten Land Braunschweig verzahnt gewesen (Raum Goslar/Salzgitter). Daher sind Weitsch Bilder aus diesem Gebiet für uns von besonderem Interesse. Sie werden in Teil 2 der Publikation dokumentiert. MWi

Otto Meier: *Lengede in alten Ansichten*. Zaltbommel: Europäische Bibliothek (1980). 80 S. mit 76 Schwarzweißabb. — Pappbd.

War bisher die Produktion von Bildbänden für unseren Raum auf Städte beschränkt, so wird mit dem vorliegenden Buch, das sich auf die Einheitsgemeinde Lengede bezieht, die 1972 aus fünf Dörfern gebildet worden ist, erstmals eine ländliche Gemeinde in der Art vorgestellt. Diese besitzt keinerlei beachtliche kirchliche oder profane Baudenkmäler, die es verlohnt hätte, im Bild festzuhalten. Dieser Mangel jedoch wird hier zur Tugend; denn der Band präsentiert so ein reichhaltiges Bildmaterial aus der alten ländlichen Arbeitswelt und aus dem dörflichen Gemeinschaftsleben, insbesondere Gruppenbilder von den verschiedenen Festen. Vieles was hier zu sehen ist, hat beispielhaften Charakter. Der Bearbeiter, der langjährige Schulleiter und Heimatpfleger der Gemeinde, kommentiert das Bildmaterial mit guter Sachkenntnis und präzise. So bildet das Büchlein für jeden, der am alten dörf-

lichen Leben interessiert ist, eine Fundgrube. MWi

ABC der Dorfgestaltung. Eine Fibel für den Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“. Teil 1. Vom Elm zur Weser. Hrsg. vom Niedersächsischen Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten. Hannover: Selbstverlag des Herausgebers 1979. 56 S., zahlreiche Abb. Geheftet.

Entstanden aufgrund der Erfahrungen und Beobachtungen bei der Durchführung des Wettbewerbs „Unser Dorf soll schöner werden“ möchte diese Bilderfibelf Anregungen geben für ein orts- und landschaftsgebundenes Gestaltungskonzept im dörflichen Bereich. Anhand der zahlreichen Abbildungen werden gute und schlechte Lösungen einzelner Probleme augenfällig. Das gilt sowohl für die Erneuerung und Veränderung der alten Bausubstanz wie für die Änderung der Verkehrswege. Aber auch die dörflichen Grünanlagen, in denen häufig die heimischen Bäume und Sträucher zu vermissen sind, sowie die Gemeinschaftsanlagen, wie Sport- und Dorfplätze sowie Gemeinschaftshäuser werden kritisch unter die Lupe genommen. Da wird deutlich, wie mit oft nur geringem finanziellem Aufwand angemessene Lösungen gefunden werden können. Überall da, wo man bemüht ist, die dörfliche Lebensqualität zu verbessern, bietet das Heft eine wichtige Handreichung. MWi

Hartmut Millarg u. a.: *Stadtgestalt und Denkmalschutz in Niedersachsen*. Bericht über die Ergebnisse des Niedersächsischen Landeswettbewerbs 1978. Hannover: Institut für Städtebau, Wohnungswesen und Landesplanung der Universität i. A. des Niedersächsischen Sozialministers 1980. 196 S., zahlreiche Pläne u. Abb. in Schwarzweiß u. in Farbe. Brosch.

Die aufwendig gestaltete Publikation enthält eine übersichtliche Darstellung des Landeswettbewerbs und seiner Ergebnisse. Einleitend werden die Ausschreibungsbedingungen und die Ergebnisse des Wettbewerbs sowie Erkenntnisse und Erfahrungen aus der Arbeit der Prüfungskommission dargelegt. Es schließen sich die Vorstellung der am Wettbewerb beteiligten Städte sowie ein Aufsatzteil an, der besondere Pro-

bleme der Altstadtanierung erörtert. Aus unserem Raum sind die Städte Braunschweig mit der Umgestaltung des Wallringes, Goslar (ausgezeichnet mit einer Goldplakette), Helmstedt mit der Neuordnung der Kernstadt, Hornburg (ausgezeichnet mit einer Goldplakette), Peine und Salzgitter vertreten. Insgesamt stellt der Band in erster Linie eine lehrreiche Beispielsammlung für gute und für schlechte Lösungen von Sanierungsproblemen dar, deren Ursachen anhand insbesondere der beigegebenen Pläne und Abbildungen augenfällig werden. Kritik ist in der Regel nur sehr vorsichtig geäußert. Da wäre mitunter durchaus ein höheres Maß an Deutlichkeit von Nutzen!

MW

Friedrich Schreiber: Das Leben der Glasmacher in der Zeit der Wanderglashütten. (Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft im Kreis Holzminden. 7. Folge). Als Manuskript vervielfältigt. O. O. 1980. 30 S. 2°.

Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich die Forschung den Glashütten in den südniedersächsischen Mittelgebirgen und in den angrenzenden Landschaften zugewandt. Was da, vor allem durch die Arbeiten von Otto Bloß zusammengetragen ist, bildet die Grundlage für die hier vorgelegte gemeinverständliche Darstellung, die auch dem Schüler an die Hand gegeben werden kann. Wiewohl die Überlieferung spärlich ist, wird ein anschauliches Bild gezeichnet von der alten Technologie der Glasherstellung, von den Absatzmöglichkeiten und von der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Glasmacher. Ohne Zweifel hat der Verfasser sein Ziel erreicht, „die Glasmacher, ihre Lebensumstände und Arbeitsweise einem Kreis interessierter Heimatfreunde“ und nicht nur diesen nahe zu bringen.

Wi

Anne Schäfertöns: Alte und neue Bauwerke zwischen Ise und Aller, Lachte und Schunter. Eine Betrachtung zur Landschaft, zur Geschichte, zu Mensch und Behausung. Gifhorn: Selbstverlag der Verfasserin 1980. 232 S., zahlreiche farbige und Schwarzweiß-Abb. Lwd.

Der Band umfaßt eine Sammlung in sich geschlossener Aufsätze über einzelne Orte

und Baudenkmäler des weiteren Gifhormer Raumes sowie sechs Gedichte der Autorin, die sie unter der Sammelüberschrift „Heidelylek“ zusammengefaßt gibt. In feuilletonistisch leichter, freilich nicht immer sprachlich gepflegter Diktion sucht die Verfasserin in erster Linie stimmungsvolle Impressionen zu vermitteln. Sie baut ihre Darstellungen auf ganz persönlichen und sehr subjektiven Eindrücken auf und bereichert diese durch einzelne historische, aus der Standardliteratur übernommene Informationen sowie durch Berichte über gegenwärtige Verhältnisse an. Leider bleiben wesentliche Fakten oft gegenüber nebensächlichen Einzelheiten zu weit im Hintergrund. Zahlreiche Fotos ergänzen den Text. Leider entspricht die Bildqualität oft nicht dem, was sonst oft selbstverständlich ist. Im ganzen freilich für den, der es zu lesen versteht, ein lesenswertes Buch.

MWi

Wolfgang Kelsch: Wolfenbüttel — Häuser und Portale. Mit Aufnahmen von Wolfgang Lange. Wolfenbüttel: Rock & Co. 1980. 112 S., 57 Schwarzweiß-Abb., 5 Farb-Abb. Kart.

In diesem wohl gelungenen Bildband ist eine Auswahl von Zeitungsveröffentlichungen zusammengefaßt, die ein breites Echo gefunden haben. Dessen kann sich gewiß auch die nun vorgelegte Publikation sicher sein. In ihr stellen Wolfgang Kelsch im Wort und Rudolf Lange im Bild charakteristische Portale und Häuser aus dem alten Wolfenbüttel vor. Sie huldigen dabei nicht nur der Residenz mit ihren höfischen Bauten. Vielmehr finden auch die Häuser von Kaufleuten und Händlern sowie die kleinen, schlichten „Buden“ der Handwerker und Soldaten Berücksichtigung in typischen Beispielen aus verschiedenen Epochen. Über die Beschreibung und stilistische Einordnung des im Bild vorgestellten hinaus hinterfragt der Verfasser die Bauten und sucht etwas vom Wesen und Wirken früherer Bewohner nachzuvollziehen. So vermittelt er exemplarisch das Bild einer lebendigen Vergangenheit in ihrer sozialen und wirtschaftlichen Differenziertheit. Wolfgang Langes gekonnte Fotos bilden die angemessene Ergänzung der Texte. Gelungen auch die graphische Gestaltung und der Druck des Bandes!

MWi

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e.V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

67. Jahrgang

August 1981

Heft 3

Gedanken über die Herkunft und Verwendung des Fichtenholzes in Ostfalen vor dem 19. Jahrhundert

Von Werner Flechsig

Jedem aufmerksamen Besucher ostfälischer Museen wird es schon aufgefallen sein, daß die in ihnen ausgestellten bäuerlichen Möbel des 17. bis frühen 19. Jahrhunderts zumeist aus bemaltem Fichtenholz bestehen. Das gilt auch für die dem Besucher gewöhnlich nicht zugänglichen zahlreichen Bauernmöbel in den Magazinräumen der heimischen Museen. Denselben Eindruck gewinnt man, wenn man Gelegenheit findet, in den Dörfern unserer Heimat Häuser zu betreten, in denen „Urväterhausrat“ bis in die Gegenwart hinein aufbewahrt wird, sei es nun, daß bemalte Laden, Koffer, Schränke oder Bettstellen noch in Ehren gehalten und gepflegt werden, sei es, daß sie unbeachtet in Rumpelkammern oder auf Hausböden unter Staubschichten und Spinnweben ein vergessenes Dornröschen-Dasein fristen. Beim Anblick solcher bemalten Bauernmöbel, deren vielfarbiger Schmuck so mannigfaltig ist, daß kaum ein Stück dem anderen völlig gleicht, drängt sich einem die Frage auf, wie es zur Entfaltung einer solchen dörflichen Möbelkunst in einer Landschaft kommen konnte, die doch, was die braunschweigischen Landkreise Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel ohne den Amtsbezirk Harzburg, den Stadtkreis Salzgitter, den Landkreis Goslar und die Lößbörden der Kreise Hildesheim-Marienburg und Peine betrifft, nach landläufiger Meinung in alter Zeit gar nicht über nutzbare Fichtenbestände nennenswerten Umfangs in den heimischen Wäldungen verfügte. Das ist eine Frage, die nicht nur den Volkskundler angeht, sondern auch den Wirtschaftshistoriker und den Pflanzeographen.

Als Franz Fuhse 1911 seine „Beiträge zur Braunschweiger Volkskunde“ veröffentlichte, ging er als erster auf diese Frage ein ¹⁾. Er wußte nach Durchsicht der Braunschweiger Polizeiakten des 18. Jahrhunderts von einem Händler und Sägenschmied Rudolf Wilhelm Müller zu berichten, der um 1756 auf dem Harz angemalte Koffer und Bettstellen von Tannenholz, „für gemeine Leute bestimmt“, aufgekauft hatte und sie auf Messen und Jahrmärkten im Braunschweigischen, Hildesheimischen, Hannöverschen und Brandenburgischen feilbot. Vom Wolfenbütteler Johannismarkt aus hatte er seine Waren okerabwärts mit dem Schiff nach Braunschweig gebracht, wo von ihm besonders die Landleute Koffer und Bettstellen zur Aussteuer ihrer Töchter bezogen, sehr zum Ärger und Neid der städtischen Tischlergilde. Die Gilde mußte allerdings zugeben, daß die hei-

mischen Meister derartige Möbel nicht so billig herstellen könnten und sich auch bisher nicht mit deren Fertigung abgegeben, „sondern nur nußbaumene oder andere kostbare Kisten und Kasten und Bette Stellen“ verfertigt hätten.

Daß bemalte Bauernmöbel aus dem Harz während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts weit über Land nach Norden ins Braunschweigische und seine Nachbargebiete gelangten, geht nicht nur aus dem vorstehend mitgeteilten Bericht von 1756 hervor, sondern auch aus der 1802 erschienenen Beschreibung des Landes Braunschweig von Hassel und Bege, wo unter den wichtigeren Ausfuhrwaren des Landes an 26. Stelle neben Mollen und Schaufeln aus Holzminden sowie Eimern und Löffeln aus Gittelde „Koffer aus Harzburg“ aufgeführt wurden²⁾. So konnte sich bei den Volkskundlern leicht die Meinung bilden, daß die bemalten ostfälischen Fichtenholzmöbel, wenn schon nicht durchweg, so doch zum größten Teil Harzer Erzeugnisse seien, zumal da man von der Voraussetzung ausging, daß vor dem 19. Jahrhundert hiezulande außerhalb des Harzes der für solche Möbel benötigte Rohstoff, nämlich das Fichtenholz, noch nicht in ausreichender Menge und Güte erzeugt worden sein dürfte.

Um weite ostfälische Landstriche jahrzehntelang mit Möbeln aus einem einzigen oder doch nur wenigen Harzorten versorgen zu können, hätte es jedoch manufakturähnlicher Großbetriebe bedurft, deren Leistungsfähigkeit weit über die gewöhnlicher Tischlerwerkstätten hinausging, und es hat sich bisher meines Wissens keine archivalische oder chronikalische Quelle finden lassen, aus der man den Standort einer solchen Manufaktur, ihre Organisation, die Zahl ihrer Beschäftigten und ihren Umsatz hätte entnehmen können. Die braunschweigischen Orte im Harz und an seinem Rande hatten unter ihren Bewohnern in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts nur wenige Tischler. So gab es 1759 in Harzburg-Neustadt 2 Tischler, von denen nur einer Hausbesitzer war³⁾, in Bündheim 1759 ebenfalls zwei⁴⁾, in Harlingerode 1758 einen⁵⁾, in Oker 1793 zwei⁶⁾, weiter harzeinwärts in dem an Handwerkern reichen Flecken Braunlage 1732 einen, der nicht einmal Hausbesitzer war⁷⁾, in dem ebenfalls an Handwerkern reichen Ort Hohegeiß um 1800 zwar 23 Böttcher, aber anscheinend keinen einzigen Tischler⁸⁾. Lediglich der Tischler Johann Philipp Max, dem 1759 der Kleinkothof Nr. ass. 58 in Harzburg gehörte, war nebenher auch „Krahmer“ und zahlte dem fürstlichen Amte „vom Hockenhande“ (Höckerhandel, Kleinhandel) jährlich 2 Reichstaler Steuern, was darauf hindeuten scheint, daß er mit dem Vertrieb seiner Waren ganz gut verdient haben muß⁹⁾. Aber auch so dürfte er schwerlich imstande gewesen sein, den großen Bedarf an bemalten Fichtenholzmöbeln bei seinen ostfälischen Landsleuten in Stadt und Land zu befriedigen.

1. Möbel und Hausteile aus Fichtenholz in der Stadt Braunschweig

Blicken wir über die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts rückwärts in die Vergangenheit, so fehlen uns vollends jegliche Anhaltspunkte für die Herkunft bemalter Fichtenholzmöbel, die sich mit Jahreszahlen aus der 1. Hälfte des 18. oder der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in den Sammlungen ostfälischer Museen oder im Privatbesitz erhalten haben oder in frühen Nachlaßinventaren ostfälischer Bauern und Bürger erwähnt werden. Um die Angaben in diesen älteren schriftlichen Quellen zu verdeutlichen, sei vorweg bemerkt, daß in ihnen anstelle des schriftsprachlichen, aus Oberdeutschland stammenden Wortes Fichte stets nur das entsprechende niederdeutsche Mundartwort Danne oder das zugehörige Eigen-

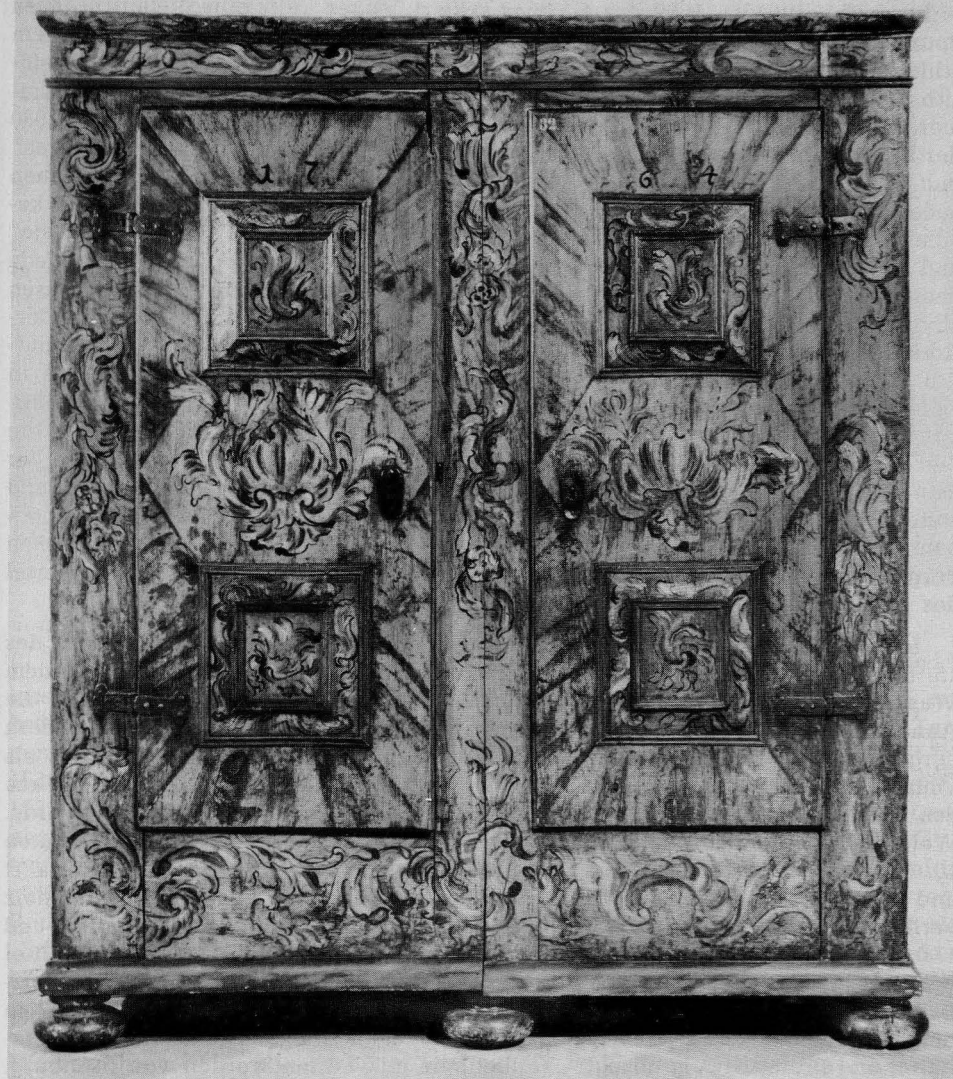


Abb. 1 Fichtenholzschrank mit farbiger Fassung datiert 1764
 aus Dibbesdorf bei Braunschweig, jetzt im Braunschweigischen Landesmuseum
 Ein Zettel im Inneren nennt als Hersteller einen Tischler Bohony in Fallersleben
 Foto: O. Hoppe, Braunschweig

schaftswort dannen bzw. dennen erscheint, soweit es nicht durch „Tanne“ bzw. „tannen“ („tennen“) ersetzt ist. Es bedeutet jedoch hierzulande niemals wie in Oberdeutschland die Edeltanne oder Weißtanne (*Abies alba*), sondern stets die gewöhnliche Fichte (*Picea excelsa*). Ich bringe hier zunächst einige archivalische Funde aus der Stadt Braunschweig. Es hinterließen dort 1746 der Gärtner J. E.

Kallmeyer u. a. „1 tennen beschlagen Coffre“ (mit Eisenbändern beschlagener Fichtenholzkoffer)¹⁰), 1669 der Gärtner Albert Voges „ein einschlepern Tannen Spunde“ (einschläfrige Bettstelle)¹¹), 1655 der Kramer Barthold Ebelinck „ein schlecht dannen Kleiderschapp“ (Kleiderschrank)¹²), 1650 der Handelsmann Heinrich von Bergen „eine alte dannen Kaste“ (kistenförmige Truhe)¹³), 1641 der Kramer Statius Salge „ein dannen Kleiderstock“ (baumsargähnliche Truhe)¹⁴), 1630 der Bauer und Bader Heinrich Oldenbroick „ein dannen Schap mit zwey Thüren“ und „ein Dannen Kleiderstock“¹⁵), 1609 der Bürger Hans Wiechers „eine dannen Lade“ (Truhe mit flachem Deckel)¹⁶), 1558 Frantz Schoneboem „ein dennen ke-ste“¹⁷), 1535 Olrik Junge „Ein dennen Klederstock“, „Noch eine dennen Keste“ und „Noch ein dennen Klederstick“¹⁸), 1534 Ludelef Breyer „ein besmedede dennen Keste“ (mit Eisenbändern beschmiedet)¹⁹), 1486 Ratsherr Hans Rithusen „Eyn dennen keste besloten“ (mit Schloß versehen) und „1 dennen clederstock“²⁰), 1405 Weber Hans Dangkword „Eyn dennen clederstock“²¹). Vermutlich befanden sich unter den vielen Möbeln, die ohne Angabe der Holzart in anderen Nachlaßinventaren von Braunschweiger Bürgern des 15. und 16. Jahrhunderts aufgeführt sind, noch weitere Stücke aus Fichtenholz, doch dürften die hier mitgeteilten Beispiele als Beweis dafür genügen, daß schon 400 Jahre vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts Fichtenholzmöbel in Braunschweig bekannt und beliebt waren, und zwar nicht nur als geringwertige, billige Ware bei den sogenannten Kleinen Leuten, sondern auch bei wohlhabenden und angesehenen Bürgern, wofür als Kronzeuge insbesondere Hans Rithusen im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts gelten kann.

Ich halte es für höchst unwahrscheinlich, daß alle diese Fichtenholzmöbel des 15. bis frühen 18. Jahrhunderts schon im oder am Harz gefertigt und auf dem Wasserwege nach Braunschweig gelangt sein sollten. Näher liegt doch wohl die Annahme, daß sie in der Stadt Braunschweig selbst von heimischen Tischlern hergestellt sind, konnten diese doch mühelos an Fichtenholz gelangen, das als vielseitig benötigter Rohstoff in Form von Rundhölzern, Balken oder Brettern aus den Waldungen des Nordharzes durch die Okerflößerei herbeigeschafft wurde. Welchen bedeutenden Umfang der Holztransport auf der Oker z. B. im späten 16. Jahrhundert hatte, geht aus Theodor Müllers Arbeit über die Okerschiffahrt und -flößerei deutlich hervor. Danach wurden 1581 515½ Fuder Tannenbauholz verflößt, im Winter 1591/92 2935 Balken von Tannenbauholz, 630 Latten und 17040 Schindeln aus dem Harz für die Bürger der Heinrichstadt zu Wolfenbüttel geliefert²²). Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts war offensichtlich die Holzflößerei vom Harz auf der Oker nach Norden bedeutend. So wird z. B. 1767 in der Beschreibung des Dorfes (Klein-) Stöckheim an der Oker zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig gesagt: „Tannenholz und Latten werden von Ilsenburg, Harzburg und anderen Orten geliefert“²³). Leider bietet das zweibändige Werk ‚Braunschweig im Nachmittelalter‘ von Werner Spieß (Braunschweig 1966) in den Abschnitten über das Baugewerbe und den Binnenhandel keine Angaben über den Umfang der Lieferungen und der Verarbeitung von Harzer Fichtenholz in die Stadt Braunschweig, doch unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Stamm- und Schnittholz dieser Art während des 15.—18. Jahrhunderts regelmäßig, mit Ausnahme vielleicht der Zeiten politischer Spannungen zwischen den Herzögen und den Bürgern oder kriegerischer Verwicklungen, in den benötigten Mengen auf dem Wasserwege nach Braunschweig gelangte und hier von den heimischen Handwerkern verarbeitet wurde. Stichproben in Nachlaßinventaren jener Zeit

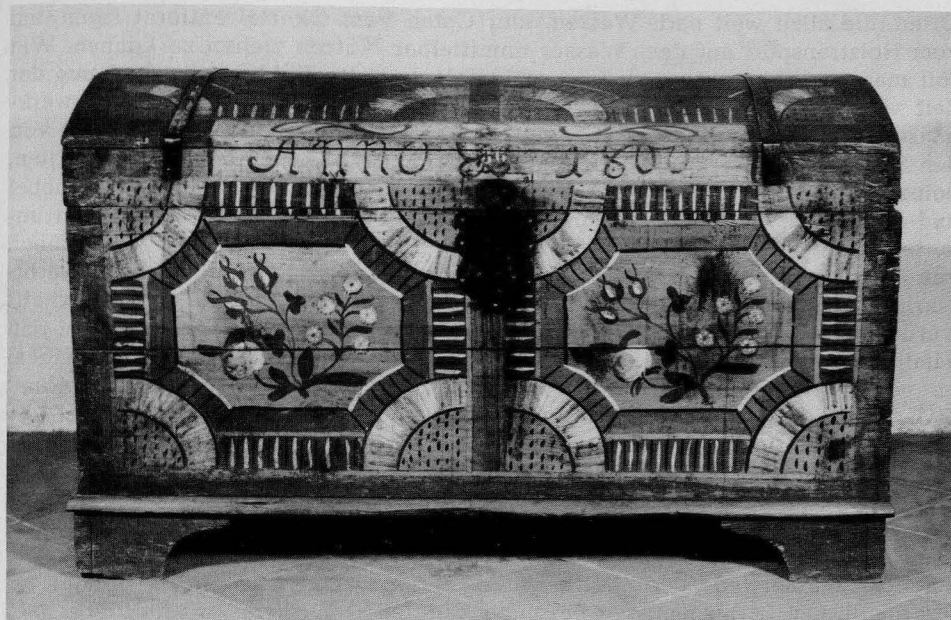


Abb. 2 Fichtenholzkoffer mit farbiger Fassung datiert 1800
aus Süpplingen bei Königslutter, jetzt im Braunschweigischen Landesmuseum
Foto: O. Hoppe, Braunschweig

lassen erkennen, daß Fichtenholz nicht nur zur Anfertigung von Möbeln gebraucht wurde. Es hinterließen z. B. 1736 Diedrich Loitzmann „6 Ricke von Tannenholz“ (Rundholzstangen) ²⁴), 1647 Henning Reimer „13 Dannen Ricke“ ²⁵), 1630 Heinrich Oldenbroick „Drey dennen Dehlen“ (Bretter für Fußbodendielen) ²⁶), 1625 Ulrich Depenaw „zwey Dannen Dehlen“ ²⁷), 1610 Peter Weyer „zwey Dannen ricke“ ²⁸), 1535 Olrik Junge „IIII dennen delen vor den hopen“ ²⁹). Hätte man in Braunschweig nicht viel Fichtenholz gebraucht, so wäre es gewiß nicht nötig gewesen, daß in der „Accise- und Consumptions-Ordnung“ des Herzogs Rudolf August für die Stadt 1672 unter anderen Holzpreisen auch der für ein „Schock Dannen-Latten“ angegeben wurde. Außer Brettern, Latten und Ricken brauchte man aus Fichtenholz übrigens auch stärkere Rundhölzer, und zwar in ausgehöhltm Zustande für die Wasserleitungen. So waren 1768 nach einer Ankündigung in den ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ „Ellerne, fohrene und tannene Wasserröhren beim Kunstmeister“ zu haben, d. h. Röhren aus Erlen-, Kiefern- und Fichtenholz ³⁰).

2. Möbel und Hausteile aus Fichtenholz in den Dörfern des Harzvorlandes

Bei der günstigen Verkehrsverbindung zwischen dem Harz und den Städten Wolfenbüttel und Braunschweig durch den Wasserweg der schiff- und flößbaren Oker machte die Versorgung der unmittelbar am Ufer und in dessen näherer Umgebung gelegenen Orte mit Fichtenholz aus dem Harze zweifellos keine Schwierigkeiten. Anders stand es dagegen vor der Ausbildung des Schienennetzes der Eisenbahn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit solchen

Orten, die allzu weit nach Westen oder Osten vom Okertal entfernt lagen, um vom Holztransport auf dem Wasser unmittelbar Nutzen ziehen zu können. Wie soll man es sich erklären, daß sowohl viele bemalte Fichtenholzmöbel aus der Zeit vor dem 19. Jahrhundert wie auch Bauteile aus Fichtenholz an Fachwerkhäusern in Dörfern zu finden waren, die vom Harzrande, vom Okertal und von den Städten Wolfenbüttel oder Braunschweig viele Kilometer auf unbefestigten, holperigen Landstraßen entfernt waren? Soll man annehmen, daß solche Möbel und Rohhölzer vom Harz aus auf weiten Landwegen mit Pferdefuhrwerken unmittelbar zu ihren Bestimmungsorten befördert wurden oder daß die Möbel, von Tischlern in Wolfenbüttel oder in Braunschweig gefertigt, durch Frachtfuhrleute aus diesen Städten zu den Kunden auf den Dörfern fortgeschafft wurden? Aber es gilt noch eine dritte Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß nämlich die entfernter wohnenden Landleute ihre Möbel unmittelbar bei einem im nächsten größeren Ort ansässigen „Landmeister“ in Auftrag gaben und nach ihrer Fertigstellung im eigenen Fuhrwerk von dort abholten. Über die Rechte und die preiswerte Arbeitsweise dieser Landmeister hat Fr. Fuhse schon 1911 berichtet und darauf hingewiesen, daß sie nach Meinung der neidischen Stadtmeister Holz zu den wohlfeilsten Preisen ankaufen konnten³¹⁾. Aber wieso wäre das möglich gewesen, wenn die Landmeister auf das Fichtenholz aus dem Harz angewiesen wären, das die Stadtmeister in Wolfenbüttel und Braunschweig auf dem Wasserwege doch leichter und schneller und damit auch billiger als ihre ländlichen Berufsgenossen beziehen konnten? Bevor ich auf die Frage nach der Herkunft des Fichtenholzes bei den Landmeistern eingehe, will ich erst einen Überblick über die Fundorte älterer Fichtenholzmöbel auf dem flachen Lande geben, und beginne mit einigen archivalischen Funden in bäuerlichen Hofinventaren. Auf dem Beutnagelschen Ackerhofe in Haverlah, Kr. Goslar, fand sich 1804 „1 runder Tannen-Tisch“ und „1 vierkantiger Tannen-Tisch“³²⁾, in Wendhausen, Kr. Braunschweig, wurde 1777 „eine tannen Lade“ zum Kauf angeboten³³⁾, auf dem Thieleschen Ackerhof in Beienrode, Kr. Braunschweig, gab es 1775 im Nachlaß „ein Tannen Coffe“³⁴⁾. Auf dem Köhlerschen Ackerhof in Mödesse, Kr. Peine, lagerten 1775 laut Inventarverzeichnis „7 Stück Tannen Dielen 18 Fuß lang“³⁵⁾. Nach einer bis in kleinste Einzelheiten gehenden Beschreibung des Krughofes in Broistedt, Kr. Wolfenbüttel, aus dem Jahre 1740 waren im Wohnhaus an Teilen aus Tannenholz 2 Türen, Fußböden und Täfelung in verschiedenen Räumen sowie eine Bank, ein Regal mit 5 Brettern und ein großer Mehlkasten³⁶⁾.

Zu solchen schriftlichen Zeugnissen über die Verwendung von Fichtenholz in Ostfalen vor dem 19. Jahrhundert kommen noch viele erhalten gebliebene und datierbare Möbel und Hausteile, von denen ich hier eine Auswahl vorstellen will. Da sind zunächst die in Museen gelangten und die noch in Privatbesitz verbliebenen Fichtenholzmöbel, die ich zufällig entdeckte, als ich ab 1939 mit dem Fotografen Ruprecht Rieger für das Bildarchiv der Braunschweigischen Landesstelle für Heimatforschung und Heimatpflege die Bestandsaufnahme aller älteren Wohn- und Wirtschaftsgebäude in den Dörfern und Kleinstädten des Landes Braunschweig in Angriff nahm und dabei gelegentlich auch in das Innere der Häuser gelangte. Wenn es sich bei der bildlichen Erfassung bäuerlicher Möbel aus zeitlichen Gründen auch nur um Stichproben und Zufallsfunde handeln konnte, so ließ sich doch schon damals aus dem vorgefundenen Bestand an älteren Fichtenholzmöbeln in Privatbesitz und in Museen die Erkenntnis ge-



Abb. 3 Fichtenholzkoffer mit farbiger Fassung datiert 1815
aus Ingeleben bei Schöningen, jetzt im Braunschweigischen Landesmuseum

Foto: O. Hoppe, Braunschweig

winnen, daß solche Möbel ziemlich gleichmäßig über das Kerngebiet des Braunschweiger Landes zwischen der oberen Aller und der Fuhse verbreitet waren. Ohne hier im einzelnen nach den Möbelarten — Laden mit flachem Deckel, Koffer mit gewölbtem Deckel, Schränke und Bettstellen — zu unterscheiden, gebe ich im folgenden die Übersicht über die Fundorte der Fichtenholzmöbel nach ihrer Kreiszugehörigkeit vor der niedersächsischen Kreisreform. Es sind im Kr. Wolfenbüttel Adersheim, Börßum, Broistedt, Burgdorf, Hessen a. F. (jetzt Kr. Halberstadt), Klein Vahlberg, Linden, Nordassel, Pabstorf (jetzt im Kr. Halberstadt), Warle und Wetzleben, im Stadtkr. Salzgitter Bleckenstedt, Drütte, Hallendorf, Heerte, Lebenstedt, Lesse, Ohlendorf und Watenstedt, im Kr. Peine Groß Lafferde und Hohenhameln, im Kr. Braunschweig Bevenrode, Bortfeld, Dibbesdorf, Groß Gleidingen, Harvesse, Lehre, Mascherode, Sierße, Sonnenberg, Völknerode, Volkmarode, Weddel und Wendeburg, im Kr. Gifhorn Essenrode, im Kr. Helmstedt Bornum, Büddenstedt, Helmstedt, Ingeleben, Parsau, Süplingen, Vorsfelde und Wobek.

Nicht so gut unterrichtet sind wir über die Verwendung von Fichtenholz vor 1800 im Fachwerkgefüge dörflicher und kleinstädtischer Wohn- und Wirtschaftsgebäude, weil darauf früher nicht planmäßig geachtet wurde in der Annahme, daß hierzulande beim Fachwerkbau Eichenholz entschieden bevorzugt wurde.

In den Inventarbanden der Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig ist daher Paul Jonas Meier auf die Frage nach dem Bauholz bei der

Behandlung der Bauernhäuser der Kreise Helmstedt und Braunschweig überhaupt nicht eingegangen, und Karl Steinacker hat in den von ihm bearbeiteten Bänden der Kreise Wolfenbüttel, Gandersheim und Holzminden nur gelegentlich Eichen- und Fichtenholz unterschieden. Seine wenigen Hinweise auf Fichtenholz bei der Beschreibung bäuerlicher Fachwerkhäuser sind aber um so aufschlußreicher, weil sie zeigen, wo schon vor dem 19. Jahrhundert solches außerhalb des Harzes und seiner unmittelbar angrenzenden Randgebiete zur Verfügung stand. Es sind im Kr. Wolfenbüttel Börßum (Haus Nr. 9 um 1700), Dettum (Haus Nr. 43 aus dem 17. oder 18. Jahrhundert), Fümmelse (Haus Nr. 32 aus dem 18. Jahrhundert), Groß Winnigstedt (Haus Nr. 18 aus dem 17. Jahrhundert), Salzdahlum (Haus Nr. 25 von 1621) und Weferlingen (Häuser Nr. 4 und 8 aus dem 17. Jahrhundert)³⁷⁾, im Kr. Gandersheim Altgandersheim (Haus Nr. 13 von 1655)³⁸⁾, im Kr. Holzminden Brunkensen (Häuser Nr. 33 und 44 aus dem 18. Jahrhundert)³⁹⁾. Über etwaige Stubenwandtäfelungen, Fußbodenbretter und Treppenbestandteile aus Fichtenholz, wie wir sie vom Broistedter Krughofe kennen, gibt es in den Inventarbanden der Bau- und Kunstdenkmäler keinerlei Bemerkungen, doch gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß solche Teile der inneren Hausausstattung auch anderwärts nicht selten spätestens schon im 18. Jahrhundert aus Fichtenholz bestanden, wie es z. B. Wilhelm Bornstedt an Innenwänden, Decken und Dachkonstruktionen mehrerer Häuser in (Klein) Stöckheim feststellen konnte⁴⁰⁾.

Kehren wir nun zur Beförderung des Harzer Fichtenholzes okerabwärts auf dem Wasserwege nach Norden zurück, so wundert es uns zwar nicht, daß man etwa in Börßum, Fümmelse, Stöckheim und Salzdahlum leicht an solches Holz kam, wenn man es brauchte, weil diese Orte teils unmittelbar am Flusse, teils nur 4—5 km von ihm entfernt liegen. Anders stand es aber schon bei Dettum, Weferlingen und Groß Winnigstedt, deren Entfernung von der Oker in der Luftlinie etwa 10 bzw. 12 bzw. 15 km beträgt, von Altgandersheim und Brunkensen ganz zu schweigen, wo die Oker als Verkehrsweg überhaupt nicht in Betracht kam. Auch zu den Fundorten der Fichtenholzmöbel wären z. T. sehr bedeutende Entfernungen vom Okertal auf holperigen Landwegen zurückzulegen gewesen, wenn man annehmen will, daß sie alle entweder als fertige Erzeugnisse aus dem Harz auf der Oker nach Wolfenbüttel oder Braunschweig gelangt und dann auf Frachtwagen umgeladen worden wären oder daß sie in einer dieser Städte aus dem zu Wasser angelandeten Harzer Fichtenbrettern hergestellt und dann ebenfalls mit Pferdefuhrwerken zu den Kunden in fernen Dörfern geschafft worden wären. Um diese Transportschwierigkeiten ins rechte Licht zu rücken, gebe ich die Entfernungen der entlegeneren Möbelfundorte von der Stadt Braunschweig und anderen Punkten am Okerlauf an: Von Braunschweig aus fuhr man früher auf den alten Landstraßen 6 km nach Mascherode, 6,5 km nach Volkmarode, 7,5 km nach Dibbesdorf, 8,5 km nach Groß Gleidingen, 10 km nach Sonnenberg, 11 km nach Bortfeld und Wendhausen, 13 km nach Wendeburg, 13,5 km nach Lehre, 14 km nach Harvesse, 15 km nach Sierße, 16,5 km nach Essenrode, 17 km nach Bornum am Elm, 19 km nach Beienrode und Groß Lafferde, 19,5 km nach Broistedt, 24,5 km nach Lebenstedt, 29 km nach Süplingen, 35,5 km nach Vorsfelde, 36 km nach Helmstedt und 47 km nach Parsau⁴¹⁾. Da mir für die Entfernungen der weiter südlich gelegenen Orte von Wolfenbüttel oder anderen Orten okeraufwärts keine entsprechenden Angaben der alten Straßenkilometer zur Verfügung stehen, gebe ich sie nach den Entfernungen in der Luftlinie vom jeweils nächstgelegenen Uferort an der Oker zwischen Wolfen-

büttel und Börßum an. Es sind 6 km bis Drütte, 8 km bis Bleckenstedt und Hallendorf, 9 km bis Ohlendorf und Salzgitter-Watenstedt, 10 km bis Klein Vahlberg, 15 km bis Warle, 17 km bis Haverlah und Hessen a. F., 19 km bis Lesse, 20 km bis Ingeleben, 23 km bis Burgdorf, 25 km bis Nordassel, 27 km bis Pabstorf und 32 km bis Büddenstedt. Die wirklichen Entfernungen von Wolfenbüttel auf den alten Landstraßen dürfte noch erheblich größer gewesen sein.

Lassen wir einstweilen dahingestellt, ob wirklich in älterer Zeit Fichtenholzmöbel nur im oder am Harz angefertigt und von dort auf den Markt in Wolfenbüttel oder auf die Messe in Braunschweig gebracht wurden, von wo sie dann auf Pferdefuhrwerken zu den mehr oder weniger weit entfernten Kunden gelangten, so erscheint es doch zumindest höchst fragwürdig, ob auch Bauhandwerker und Bauherren die Mühe und Kosten aufwandten, um Balken, Bretter, Ricke, Schindeln und ähnliches Material aus Harzer Fichtenholz auf denselben weiten Wegen zum Bau und zur Ausstattung neuer Häuser in weit entfernten Dörfern wie etwa Winnigstedt, Broistedt und Mödesse herbeizuschaffen. Hätten sie statt dessen nicht billiger geeignetes Material von anderen Holzarten aus den Waldungen in der Nähe ihrer Orte gewinnen können, wenn diese Waldungen nun einmal kein Fichtenholz zu bieten hatten?

3. Ostfälische Fichtenstandorte außerhalb des Harzes

Ich glaube, des Rätsels Lösung besteht darin, daß entgegen der landläufigen Meinung die Fichte bereits vor ihrer planmäßigen Verteilung durch die rationelle Forstwirtschaft seit dem späten 18. Jahrhundert auch außerhalb des Harzes hier und da auf geeigneten Standorten in den Mischwäldern des Harzvorlandes von Natur heimisch war und seit alters genutzt wurde, wo man ihrer bedurfte. Eine solche Annahme beruht übrigens nicht bloß auf Vermutungen, sondern läßt sich hier und da aus archivalischen Quellen belegen. Da sind zunächst die Ortsnamen Danndorf im Kr. Helmstedt (zuerst 1150 Danthorp)⁴²⁾ und Dannstedt im Kr. Halberstadt (zuerst 1084 Dannenstide)⁴³⁾, die sprachlich eindeutig als Tannenorte ausgewiesen sind, während Dannenbüttel im Kr. Gifhorn wie alle anderen Ortsnamen auf -büttel unzweifelhaft mit einem Personennamen als Bestimmungswort zusammengesetzt war und Dannhausen im Kr. Gandersheim nach seinen älteren Namensformen (zuerst 1007 Dandanhusi)⁴⁴⁾ ebenfalls nicht nach Tannen, sondern nach der Koseform eines Personennamens benannt war. Es folgen als frühe Flurnamenbelege⁴⁵⁾ „by der dannove“ (bei der Tannenaue) 1423 bei Deersheim im Kr. Halberstadt, „achter dem Danhop“ 1485 und „beim Dannenhope“ 1517 bei Fallersleben im Kr. Gifhorn und die „Dann-Riede“ (Tannenbach) 1605 und 1675 bei Hondelage im Kr. Braunschweig. Ihnen schließen sich aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts weitere Tannen-Flurnamen in anderen Teilen des Braunschweiger Landes an, nämlich im Kr. Wolfenbüttel „Dannhof“ 1749 bei Adersheim und „Dannenberg“ 1750 bei Barbecke, im Kr. Helmstedt „Dannhorn“ 1756 bei Bahrdorf und „Dannenbreite“ 1755 bei Esbeck, im Kr. Gandersheim „Tannenkamp“ 1768 bei Rimmerode, „Auf dem Dannhofe“ 1758 bei Stroit und „Tannenholz“ 1756 bei Wolperode, ferner im Kr. Goslar „Unter der Tannenwiese“ 1764 bei Ostharingen. Nach Stichproben erscheinen schon im 18. Jahrhundert Tannen-Flurnamen auch in den ostfälischen Nachbargebieten östlich und westlich des Braunschweiger Landes, so „Tannenkamp“ 1778 bei Belsdorf im Kr. Neuhaldensleben des Magdeburgischen Holzlandes und „Am

Dannenberge“ 1781 bei Groß Rhüden im Kr. Hildesheim-Marienburg. Aber nicht nur Flurnamen bezeugen alte Standorte der Fichte im nördlichen Harzvorlande. So fand ich zufällig in einem Inventarverzeichnis des Amtshofes, der späteren Domäne, in Lichtenberg, Stadtkr. Salzgitter, von 1745 bei der Erwähnung der Bäume im sogenannten Kruggarten neben 4 Eschen und 9 „Quitzen“-Bäumen (Ebereschen) auch „2 tannen Bäume“⁴⁶⁾. Wahrscheinlich fände man bei planmäßiger Suche in Inventaren der Guts- und Bauernhöfe und in ähnlichen Quellen aus dem 17./18. Jahrhundert noch manche weiteren Hinweise auf Fichtenbäume außerhalb des Harzes. Sogar im Elm, der doch den Ruf hat, früher den größten geschlossenen Buchenwald Norddeutschlands getragen zu haben, wurde schon 1715 mit der Anpflanzung von Fichten und Kiefern im Forstort Hainholz begonnen, wie Kurt Schmidt mitgeteilt hat⁴⁷⁾, also bereits vor der Neuorganisation des braunschweigischen Forstwesens durch Oberjägermeister von Langen. Der Ackermann Alfred Hesse in Süplingen hat berichtet, daß dort die ersten „Tannen-Spunden“ (Bettstellen aus Fichtenholz) um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert aufkamen⁴⁸⁾, aber leider nicht angegeben, woher das Holz dafür gekommen wurde, ob aus dem Elm, dem Schierenholz oder dem Elm. Es wäre verlockend, dieser Frage in den einschlägigen Quellen weiter nachzugehen, doch mögen die bisher gefundenen Belege genügen, um das Vorkommen der Fichte außerhalb des Harzes in dessen nördlichem Vorlande für die Zeit vor der Mitte des 18. Jahrhunderts nachzuweisen. Es besteht demnach jedenfalls kein zwingender Grund mehr anzunehmen, daß man wie in den Städten Wolfenbüttel und Braunschweig hierzulande auch in den entfernteren Dörfern vor dem 19. Jahrhundert noch auf Harzer Fichten angewiesen war, wenn man Gegenstände und Hausteile aus Fichtenholz anfertigen wollte. Damit entfiel auch die Notwendigkeit, dort noch fertige Fichtenholzmöbel aus einer der beiden Städte zu beziehen, wo die „Landmeister“ der Tischlergilde in der Nachbarschaft ihres Wohnsitzes unmittelbar an Fichtenstämme aus den heimischen Waldungen herankommen konnten.

Anmerkungen:

¹⁾ Franz Fuhse, Beiträge zur Braunschweiger Volkskunde (in: Fünfzig Jahre der Arbeitsgemeinschaft Buchdruckerei Julius Krampe 1860—1910. Kalender für 1911. Braunschweig, S. 19 ff.); hier S. 31. — ²⁾ G. Hassel u. K. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. 1. Band. Braunschweig 1802; hier S. 215. — ³⁾ Robert Heinemann, Harzburg im Jahre 1759. Bad Harzburg 1939; hier S. 19. — ⁴⁾ Robert Multhoff, Geschichte des Dorfes Bündheim. Bad Harzburg 1951; hier S. 51. — ⁵⁾ K. E. und I. Schmidt, Chronik und Heimatkunde des Pfarrdorfes Harlingerode. Bad Harzburg 1953; hier S. 165. — ⁶⁾ H. Schucht, Chronik und Heimatkunde des Hüttenortes Oker. Bad Harzburg 1881; hier S. 128. — ⁷⁾ Karl Kummer, Zur Geschichte des Handwerks und der ihm ähnlichen Beschäftigungszweige im Landkreis Blankenburg (in: Der Landkreis Blankenburg, amtliche Kreisbeschreibung = Bd. 25 der Reihe ‚Die Landkreise in Niedersachsen‘, hrsg. v. Niedersächsischen Landesverwaltungsamt. Bremen 1971, S. 202 ff.); hier S. 203. — ⁸⁾ wie Anm. 7. — ⁹⁾ wie Anm. 3; hier S. 44 f. — ¹⁰⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Aktengruppe A I 4; hier Band J 13. — ¹¹⁾ wie Anm. 10; hier Band J 12. — ¹²⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Gruppe H V (Sacksche Sammlung); hier Bd. 204 (Preise). — ¹³⁾ wie Anm. 12. — ¹⁴⁾ wie Anm. 12. — ¹⁵⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Gruppe H V; hier Bd. 203 (Preise). — ¹⁶⁾ wie Anm. 15. — ¹⁷⁾ wie Anm. 10; hier J I, Nr. 96. — ¹⁸⁾ wie Anm. 10; hier J I, Nr. 35. — ¹⁹⁾ wie Anm. 10; hier J I, Nr. 28. — ²⁰⁾ wie Anm. 10; hier J I, Nr. 1. — ²¹⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Gruppe H V, Bd. 95 (Hausbau). — ²²⁾ Theodor Müller, Schiffahrt und Flößerei im Flußgebiet der Oker (= Braunschweiger Werk-

stücke Bd. 39). Braunschweig 1968; hier S. 68 f. — ²³⁾ Wilhelm Bornstedt, Chronik von Stöckheim. Braunschweig 1967; hier S. 192. — ²⁴⁾ wie Anm. 12; hier Bd. 205 (Preise). — ²⁵⁾ wie Anm. 12; hier Bd. 204 (Preise). — ²⁶⁾ wie Anm. 12; hier Bd. 203 (Preise). — ²⁷⁾ wie Anm. 12; hier Bd. 203 (Preise). — ²⁸⁾ wie Anm. 10; hier Bd. 203 (Preise). — ²⁹⁾ wie Anm. 18. — ³⁰⁾ Braunschweigische Anzeigen 1768, Sp. 728. — ³¹⁾ wie Anm. 1; hier S. 30 f. — ³²⁾ Privatbesitz. — ³³⁾ Braunschweigische Anzeigen 1777, Sp. 1208. — ³⁴⁾ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel, Abt. 21 Alt. — ³⁵⁾ wie Anm. 10. — ³⁶⁾ M. Wiswe, Drei Broistedter Höfe im Jahre 1740 (in: Braunschw. Heimat 55, 1969, S. 88 ff.); hier S. 90. — ³⁷⁾ (P. J. Meier u.) Karl Steinacker, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfenbüttel. Braunschweig 1906; hier S. 28, 39, 42, 286, 97 u. 284. — ³⁸⁾ Karl Steinacker, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Gandersheim. Braunschweig 1910; hier S. 13. — ³⁹⁾ Karl Steinacker, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Holzminden. Braunschweig 1907; hier S. 250. — ⁴⁰⁾ wie Anm. 23; hier S. 267. — ⁴¹⁾ Ab- bzw. aufgerundete Entfernungsangaben nach H. Rühland, Die Wohnplätze des Herzogtums Braunschweig mit ihren Entfernungen zur nächsten Bahnstation, zum Sitze des Amtsgerichts usw. Braunschweig 1902. — ⁴²⁾ H. Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. Hildesheim 1967; hier S. 138. — ⁴³⁾ G. Schmidt, Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt. Leipzig 1883; hier Nr. 106, S. 74. — ⁴⁴⁾ wie Anm. 42; hier S. 433. — ⁴⁵⁾ Alle Flurnamenbelege aus dem Zettelarchiv des Braunschweigischen Wörterbuches im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum, z. Zt. beim Verfasser. — ⁴⁶⁾ Niedersächs. Staatsarchiv Wolfenbüttel 4 Alt. vorl. Nr. 1309. — ⁴⁷⁾ Kurt Schmidt, Nadelholz im Elm (in: Braunschw. Heimat 46, 1960, S. 7 ff.). — ⁴⁸⁾ Alfred Hesse, Die Einrichtung des Süpplinger Bauernhauses im 19. Jahrhundert (in: Braunschw. Heimat 56, 1970, S. 45).

Eine bemalte Koffertruhe aus Gilzum bei Wolfenbüttel

Von Joachim Dette und Mechthild Wiswe

Kürzlich hat Landwirt Hermann Ahrens aus Ohrum bei Wolfenbüttel dem Braunschweigischen Landesmuseum eine bunt bemalte Fichtenholztruhe mit gewölbtem Deckel als Geschenk überlassen. Das Stück, das die Jahreszahl 1821 trägt, stammt aus der Familie mütterlicherseits des Stifters. Diese war in Gilzum am Elm ansässig.

Lange bevor Schränke in Mode kamen, gehörten zur Ausstattung des Hauses Truhen, hierzulande Kisten genannt. Sie dienten zur Aufbewahrung von Wäsche und Kleidung sowie in ihren kleinen Seitenfächern, den „Beiladen“, auch für Wertsachen. Im Gegensatz zu den gehobeneren sozialen Schichten behielten Landleute und Kleinbürger Truhen in der Regel noch bis in das ausgehende 19. Jahrhundert zumindest für die Wäsche bei.

Nach ihrer Konstruktion und ihrer Form unterscheidet man verschiedene Typengruppen. Die Truhen mit gewölbtem Deckel werden als Koffer (mundartlich hierzulande „kuffer“) oder als Koffertruhen bezeichnet. Dazu gehört unser Stück. Nach seiner Konstruktionsart ist es zu den Kastentruhen zu rechnen: Auf der Zarge mit geschweiftem Fußteil und vorgeblendeter Profilleiste steht der Truhenkasten, der aus vier miteinander verzinkten Brettern zusammengefügt ist. Der Korpus erweitert sich bei trapezförmigem Querschnitt nach oben. An ihm ist der Deckel hinten mit zwei Scharnieren befestigt. An jeder Schmalseite des Kastens ist ein länglicher Bügelgriff aus Eisen, der auf rhombischen Eisenbeschlägen ruht, angebracht. So konnte man den Koffer — etwa bei einem Brand — leicht transportieren.

Derartige Koffer lassen sich hierzulande bisher zufrühest aus den 1770er Jahren nachweisen. Sie haben offensichtlich seit der Zeit Truhen mit geradem Deckel, die unter dem Begriff „Lade“ bekannt sind, verdrängt. In wohlhabenderen Haushalten waren polierte Koffer aus Nußbaum- oder Eschenholz üblich, die oft mit prächtigen Intarsienarbeiten geschmückt sind. In bescheideneren wirtschaftlichen Verhältnissen begnügte man sich offenbar zumindest bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit den preiswerteren bunt bemalten Stücken aus Fichtenholz, die als „Harzer Plunderware“ bezeichnet wurden. Ob freilich derartige Arbeiten nur im Harz hergestellt wurden, ist zweifelhaft (vgl. dazu den vorhergehenden Aufsatz von Werner Flehsig). Unklar ist auch, wieweit diese Ware roh gehandelt und von örtlichen Malermeistern im Nachhinein farbig gefaßt wurde, oder ob sie bereits vermalt in den Handel kam bzw. nur Namen und Jahreszahlen nachträglich in vorgefertigte Dekorationen eingefügt wurden.

Die farbige Ausgestaltung unseres Stückes ist in Tempera ausgeführt und von schöner Leuchtkraft, dabei aber klar gegliedert. Aus dem dunklen, blau-grünen Grund sind an der Vorderfront und auf dem Deckel je zwei helle, grünliche Felder ausgespart, an den Seitenflächen je ein solches. Durch weiß-rot marmorierte Umrahmungen und die Betonung der Ecken der Felder durch rote Farbgebung ist die Strenge der geometrischen Formen ebenso gemildert wie durch die roten Punkte, die die innere Begrenzung des Rahmens bilden. Mit diesen harmonisiert farblich wiederum ein einem jeden Feld aufgelegtes rundes, rotes Medaillon. Sein Rand wird eingefast von einem kleingliedrigen Kranz aus gelben, weißen und roten Blüten, die zwischen den Feldern und am Rande in Gehängen wiederkehren. Das ist ein typisch biedermeierliches Motiv, das auf den verschiedensten Gegenständen bis hin zu Glückwunschkarten erscheint.

In jedem der beiden Medaillons auf dem Kofferdeckel steht in breit ausladender, mattgelber Frakturschrift „Elise / Urban“, an der Vorderseite in jedem Medaillon „1821“. In diesem Jahr wird die erste Besitzerin den Koffer erworben haben. Dank der genealogischen Forschungen von Joachim Dette wissen wir mehr über diese ¹⁾. Sie hieß mit vollem Taufnamen Anna Elisabeth Urban und wurde am 13. April 1797 in Gilzum geboren. Ihr Vater, der Schmied Bernhard Heinrich Christoph Urban, stammte aus (Salzgitter-)Bleckenstedt aus einer Schmiedefamilie, die sich hier bereits im 17. Jahrhundert nachweisen läßt. B. H. Ch. Urban heiratete in die Schmiede in Gilzum ein, die Anna Elisabeths Mutter Catharine Elisabeth Hannecke verschrieben war gemeinsam mit dem Kothof mit sechs Morgen Land, auf dem sie lag.

Gilzum zählte nach einer Angabe von 1802 damals 191 Einwohner bei 18 Feuerstellen, d. h. Haushalten. Diese verteilten sich auf zwei Ackerhöfe, zwei Halbspännerhöfe, neun Kothöfe sowie eine Brinksitzerstelle ²⁾.

Anna Elisabeth Urban wuchs gemeinsam mit vier Geschwistern und zwei Halbgeschwistern aus der ersten Ehe ihrer Mutter auf. Sie war offensichtlich als Mützenmacherin tätig. Ein Erbauseinandersetzungsvertrag aus dem Jahre 1830, ausgefertigt nach dem Tode der Mutter, sichert ihr nämlich die weitere Ausübung dieses Berufes im elterlichen Hause zu. Sie unterzeichnet das Dokument übrigens mit drei Kreuzen, d. h. sie konnte nicht schreiben. Das ist eine Erscheinung, die damals, vor allem bei Mädchen, nicht ungewöhnlich war.

Erst im Jahre 1844, also mit 47 Jahren, heiratet Anna Elisabeth Urban und zwar den Barbier Carl Heinrich Friedrich Müller in Evessen. Das Paar nimmt



Fichtenholzkoffer mit farbiger Fassung datiert 1821
aus Gilzum am Elm, jetzt im Braunschweigischen Landesmuseum
H 77 cm L 116 cm T 59 cm

Foto: Braunschweigisches Landesmuseum/I. Döring

seine Wohnung dort im damaligen Kothof Nr. ass.13, der Anna Elisabeth zu einem Viertel gehörte. Im Laufe der folgenden Jahre erwarb diese Dreiviertel der Hofanteile.

Anna Elisabeth Urban verstarb erst 1878 im hohen Alter von 80 Jahren verwitwet. Sie hinterließ außer Hausrat, zu dem unsere Truhe zählt, ein zu versteuerndes Vermögen von beachtlichen 12800 Mark. Das Erbe erhielt zunächst der jüngste unverheiratet gebliebene Bruder Dr. phil. Heinrich Julius Urban. Dieser war Rektor des Gymnasiums in Clausthal gewesen, lebte aber inzwischen im Ruhestand bei seiner Schwester in Evessen. Nach dessen Tode fiel das Erbe an seinen Neffen, den Halbspänner Heinrich Urban in Gilzum. Dessen Tochter wiederum brachte unseren Koffer als Heiratsgut in die Familie Ahrens in Ohrum ein.

Aus dem mit der Schmiede verbundenen Kothof in Gilzum mit sechs Morgen Land war übrigens im ausgehenden 19. Jahrhundert durch Zukäufe und Erbschaft ein Hof von etwa 150 Morgen Land geworden.

Anmerkungen:

¹⁾ Nach Angaben in den Kirchenbüchern von Gilzum, Evessen und (Salzgitter-)Blekenstedt sowie Dokumenten im Familienarchiv Ahrens in Ohrum. — ²⁾ Hassel, G. u. K. Bege: Geogr.-stat. Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel u. Blankenburg. Bd. 1. Braunschweig 1802, hier S. 392.

Der Maurermeister Dietz Kronen in Gandersheim

Von Kurt Kronenberg

Als der Maurermeister Dietz Kronen 1617 das Bürgerrecht der Stadt Gandersheim erwarb ¹⁾, herrschte noch Friede im Land. Er ließ sich in diesem Jahr nieder und heiratete die Tochter Illian des verstorbenen Bürgers Bastian Schrader; von seiner Schwiegermutter Barbara Schrader geb. Schwiars übernahm er deren Haus auf dem kleinen Steinweg ²⁾, heute Steinweg Nr. 21. Er übernahm bald Arbeiten auch außerhalb der Stadt, 1619 und 1620 in Greene, wo er die Wasserflut an der Mühle und eine Mauer am Vorwerk für das Amt erneuerte ³⁾.

Aber bald kam der große Krieg, in dessen Verlauf 1625 das Heer der katholischen Liga unter dem Oberbefehl des Generals Tilly Gandersheim besetzte. 1626 kam der gefürchtete Feldherr selbst in die Stadt und nahm zweimal sein Hauptquartier auf der Burg; von hier zog er dem Dänenkönig Christian entgegen, den er am 27. August 1626 bei Lutter am Barenberge vernichtend schlug ⁴⁾. Damals gab es kein Haus in Gandersheim, das keine Einquartierung erhielt, es gab keine Lebensmittel, die nicht von den Soldaten verbraucht wurden. Zwar zog das Heer weiter nach Norden, aber andere Truppen folgten; 1632 lag ein Teil der Armee des Generals Pappenheim in der Stadt.

Dietz Kronens Haus war besonders gefährdet, weil es außerhalb der Stadtmauer in der nur gering gesicherten Vorstadt lag; auch Soldaten, die auf eigene Faust plündern wollten, hatten hier leichte Beute. Deshalb erwarb der Maurermeister das Haus auf dem Großen Steinweg, heute Steinweg Nr. 8, das dem Rat der Stadt anheimgefallen war, weil sein Besitzer die Kriegslasten nicht mehr aufbrachte ⁵⁾. Aber die Rechnung ging nicht auf, denn er hat „das erwähnte Haus wegen großer Beschwerung wiederum verlassen“. Indessen war auch das kein Ausweg aus dem großen Elend und so bat Kronen 1637 um Rückgabe des Hauses, was der Rat am 10. Mai 1637 bewilligte, weil es wie so viele Häuser noch leer stand ⁶⁾.

Der große Krieg aber fand kein Ende, Truppendurchzüge, Einquartierungen und Kontributionen dauerten fort. Da suchte der Maurermeister den bürgerlichen Lasten dadurch zu entkommen, daß er sich in den Dienst des Stiftes begab. Das nahm als „kaiserlich freies weltliches Stift“ eine Sonderstellung in der Stadt ein, seine Bewohner unterstanden nicht dem Rat, weder seiner Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt noch der Besteuerung; da sie vielfach Freibriefe der Generäle erhielten, brauchten sie keine Einquartierung aufzunehmen und zu verpflegen. Die Bürger der Stadt waren darüber erbittert und der Rat der Stadt versuchte mehrfach, die Stiftsbewohner zu den Lasten heranzuziehen, aber noch behauptete das Stift seine Freiheit.

Das Kapitulum erteilte am 27. April 1639 dem „Maurer Dietz Kronen und seiner Frau Katharina Kuhlen, nachdem sie sich zuvor ihres gebannten Bürgerrechts begeben“ für hundert Gulden „eine Wohnung in unserem freien Closter zwischen dem Vikar Zacharias Lambrecht und dem Organisten Justus Leyen belegen“ ⁷⁾; etwa dort, wo heute das Haus Barfüßerkloster Nr. 2 liegt. Aus dieser Urkunde erfahren wir, daß die erste Ehefrau des Meisters verstorben war und er wieder geheiratet hatte. Katharina Kuhlen war die Tochter des Böttchermei-

Holzepitaph für
Meister Dietz Kronen
und seine Familie
von 1651 in der
Kirche St. Georg in
Bad Gandersheim

Foto: Puhlmann,
Bad Gandersheim



sters Hans Kuhlen, der in der Pferdetränke (heute Hennebergstraße) wohnte. In den Listen der Stiftsbewohner von 1641, 1642 und 1643 werden die beiden Eheleute aufgeführt⁸⁾. Obwohl nun also Stiftsmaurer, arbeitete Dietz Kronen auch für die Stadt und führte 1645 und 1647 Maurerarbeiten am Georgstor aus, er starb 1651, wie wir aus der Gedenktafel erfahren, die seine Frau ihm in der St. Georgskirche errichtete⁹⁾.

Diese Grabtafel ist eine so lebendige Darstellung, daß wir ein gutes Bild des so schwer geprägten Mannes erhalten. Wir sehen den Meister mit seiner Familie unter dem Kreuz; alle knien hier mit gefalteten Händen. Es sind seine beiden Frauen und sechs Kinder, wovon zwei als Wickelkinder starben. Aber auch die vier großen Töchter scheinen jung gestorben zu sein, denn sie tragen ein Krönchen auf dem Kopf, ein Zeichen für jung gestorbene Mädchen. Auch wird er in der Liste von 1639 nur mit seiner Frau erwähnt¹⁰⁾. Alle tragen schlichte Gewänder, nach niederländischen Geschmack schwarz, nur durch die Flügelhauben

der Frauen und die großen weißen gestärkten Kragen belebt. Das Muschelwerk des Rahmens zeigt noch die Formen der Renaissance, es ist bizarr und unruhig, seltsam in die Höhe strebend. In der Mitte oben steht in einem herzförmigen Schild „Anno 1651“, unten in einer Kartusche: „Meister Ditz Kronen, Illian Schradder und Catharina Kuhlen“. Aus dieser schönen Gedenktafel schließen wir, daß er den großen Krieg gut überstanden hat und kein armer Mann war, als er starb.

Seine Witwe heiratete den Maurermeister Adam Rodersdorf, der 1664 als Bewohner der Stiftsfreiheit verzeichnet ist, also auch Stellung und Haus übernahm. 1672 vermerkte das Stiftskapitel zwar, daß er „flüchtig sei“, was aber nur bedeuten kann, daß er nicht mehr für das Stift arbeitete. Als 1676 seine Frau verstorben war, klagte deren Bruder Hans Kuhlen gegen ihn um das Erbe, das von Dietz Kronen stammte, wurde aber abgewiesen. 1677 bat Rodersdorf, ihm das Haus weiterhin gegen Miete zu überlassen, was auch geschah, weil er die Tochter des Organisten Justus Leyen aus dem Nachbarhaus heiratete, 1696 war auch sie Witwe¹¹⁾. Da war eine neue Zeit hereingebrochen, die nichts mehr von den Mühsalen des großen Krieges wußte.

Anmerkungen:

1) Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel 17 N 814. — 2) Schoßregister wie vor. — 3) 22 A Alt Nr. 684 Bl. 56 und 59. — 4) Kronenberg, K., Tilly in Gandersheim, Gandersheimer Chronikblätter 1970 Nr. 5. — 5) 17 N 1 Bl. 219. — 6) wie vor. — 7) 11 Alt Gan Fb 1 IX 51. — 8) 11 Alt Gan Fb 1 VI 8. — 9) Braunschweigische Heimat 50 (1964), Heft 4, Tafel II. Hier muß der Name der zweiten Frau berichtigt werden, er heißt Kuhlen. — 10) wie Anm. 8. — 11) wie Anm. 8.

Riddagshausen und Braunschweig aus der Sicht eines Collegiaten am Ende des 18. Jahrhunderts

Von Gottfried Zimmermann

Am Ende des Großen Bruches zwischen Elm und Huy liegt Papstorf, einst herzoglich braunschweigisch, heute zur DDR gehörig. Das bescheidene Dorf erlangte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine gewisse Berühmtheit durch seinen Pfarrer, der sich durch wissenschaftliche Veröffentlichungen, die weithin Beachtung fanden, einen Namen gemacht hatte. Der Mann hieß Johann Georg Justus Ballenstedt (geb. 1756); Papstorf war seine dritte und letzte Pfarrstelle, die er ein Vierteljahrhundert bis zu seinem Tod im Jahre 1840 verwaltet hat.

Dieser bemerkenswerte Dorfpastor, dessen gelehrte Arbeiten sich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften bewegten, hat wenige Jahre vor seinem Tod Lebenserinnerungen veröffentlicht, leider nicht vollständig, was man noch heute bedauern muß. Denn das wenige, was er davon zum Druck beförderte, vermittelt uns die lebhaftesten Eindrücke von jener Periode seines Lebens, die er „meine Klosterjahre“ nennt. Damit sind die zwölf langen Jahre 1784–1796 gemeint, die er als Mitglied (Collegiat) des Predigerseminars, das damals im Kloster Riddagshausen untergebracht war, auf seine erste Anstellung warten mußte. Noch als alter Mann denkt er mit bedrückten Gefühlen an jene Jahre



Abb. 1 Blick über den Altstadtmarkt in Braunschweig
Kupferstich von Anton August Beck, datiert 1776
Reproduktion nach Original im Stadtarchiv Braunschweig

zurück. „Die besten Lebensjahre gingen unter Vorbereitungen zum Amte, unter unbedeutenden Geschäften, unter Singen und Beten, unter Seufzen nach Erlösung und unter leeren Wünschen und Hoffnungen dahin und kamen nicht zurück.“ In seinem vierzigsten Lebensjahr endlich erhält er seine erste Pfarrstelle.

Natürlich hat ein so vielseitig begabter und interessierter Mann wie Ballenstedt diese langen Jahre im Predigerseminar zu nutzen gewußt. Daß er zum Verwalter der Klosterbibliothek bestellt wurde, regte seinen schier unstillbaren Lesehunger um so mehr an. Und so eignete er sich in diesen Klosterjahren umfassende Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten an und sammelte ein geistiges Kapital, von dem er in den folgenden Jahrzehnten mit großem Gewinn zehren wird. Bei alledem aber hat der angehende Gelehrte offene Augen für die Schönheiten der Landschaft, in der das Kloster liegt, und ein waches Interesse für alle Anregungen, die das kulturelle Leben in der nahen Hauptstadt bietet.

Von beiden, seinem Naturerlebnis in Riddagshausen und den Eindrücken, die ihm das Stadtleben vermittelt, weiß er in seinen Erinnerungen auf die anmutigste Weise zu plaudern. Inzwischen sind seine Schilderungen eine wertvolle Do-

kumentation für Geist und Stil jener Jahre am Ende des 18. Jahrhunderts geworden, deren Lebensgefühl am Vorabend einer heraufkommenden neuen Epoche immer wieder unser besonderes Interesse erweckt. In der Überzeugung, daß unsere Leser sich die nachfolgenden Zeilen mit Gewinn und Genuß zu Gemüte führen werden, geben wir, leicht gekürzt, einen kurzen Abschnitt aus Ballenstedts Erinnerungen.

„Was mir zu Riddagshausen am besten gefiel, waren die herrlichen Wasserp parten, die man dort antrifft. Diese Gewässer sind der schöne Kreuzteich mit seiner reizenden Schwaneninsel, der Schapenbruch und andere kleine Seen und Teiche, welche von Wasservögeln belebt werden und worauf ein wilder Entenfang angelegt ist, der jährlich 1200 Enten liefert. Das Wandeln auf den Deichdämmen dieser kleinen Seen, wo man das rege Leben der Wasservögel, besonders der wilden Enten, Rohrblößen, Taucher, Rohrdommeln, Rohrsperlinge beobachten konnte, machte mir ungemeines Vergnügen, und ich hielt mich manche Stunde unter dem Geschrei dieser Wasservögel und in den einsamen Gärten zwischen diesen Teichen auf. In dieser Wasserwelt vergaß ich alle meine Sorgen und Bekümmernisse, meine Wünsche und Hoffnungen und genoß dagegen die reinen Freuden der Natur und des kontemplativen Lebens, wozu mich ohnehin meine einsame Zelle aufforderte.

Jedoch fehlt es auch der Gegend vor Riddagshausen nicht an Wäldern, Hügeln und Bergen, wenn sie gleich nicht so imponieren, wie die Harzberge und -wälder. Ich nenne hier vorzüglich den romantischen Nußberg zwischen Braunschweig und dem Kloster, von dem man die ganze Stadt übersehen und das Getümmel in derselben, vorzüglich abends beim Untergang der Sonne, hören kann. Besonders vergnügte sich mein Ohr an dem prächtigen Geläute der Glocken in der Stadt am Abend vor den Buß- und Festtagen, wenn das Fest eingeläutet wurde, welches ungemein rührend und feierlich für mich war. Auch gehört hierher die Buchhorst, ein Wald, worin ein angenehm liegender Gasthof sich befindet, der von zahlreichen Gesellschaften aus Braunschweig besucht wird, um die Freuden des ländlichen Lebens zu genießen, und wo nach der Scheibe geschossen wird; ich meine den Grünen Jäger.

Eine der angenehmsten Partien bei Riddagshausen ist die Schwaneninsel auf dem großen Kreuzteich. Diese anmutige kleine Insel war zu einem Park eingerichtet, mit Buschwerk und Alleen versehen und zugleich der Sitz des ‚Ordens der Freude‘, den der lustige Rat Schrader, der Bruder des Geheimen Rats von Schliestedt, gestiftet hatte. Der Orden hatte hier sein Ordenshaus, welches inwendig mit alten Rüstungen, mit Fahnen, Humpen und Trinkgefäßen dekoriert war, und worin die Ordensbrüder sich an festlichen Tagen versammelten, um der Freude zu opfern. Diese Insel wurde von den Collegiaten und ihren Freunden häufig besucht und auch ich habe dort manche selige Stunde verlebt. Sie war zugleich ein angenehmer Vergnügungsort für die Bewohner von Braunschweig, und die Freude herrschte dort auch noch fort, als der Orden derselben längst aufgehört hatte und die Brüder mit ihrem Ordenshaupte längst ausgestorben waren.

Jedoch genoß ich zu Riddagshausen nicht bloß die Freuden der Natur und des Landlebens, sondern, da ich in der Nähe der Hauptstadt des Landes wohnte, so hatte ich nun auch Gelegenheit, mit der großen Welt und den Lustbarkeiten

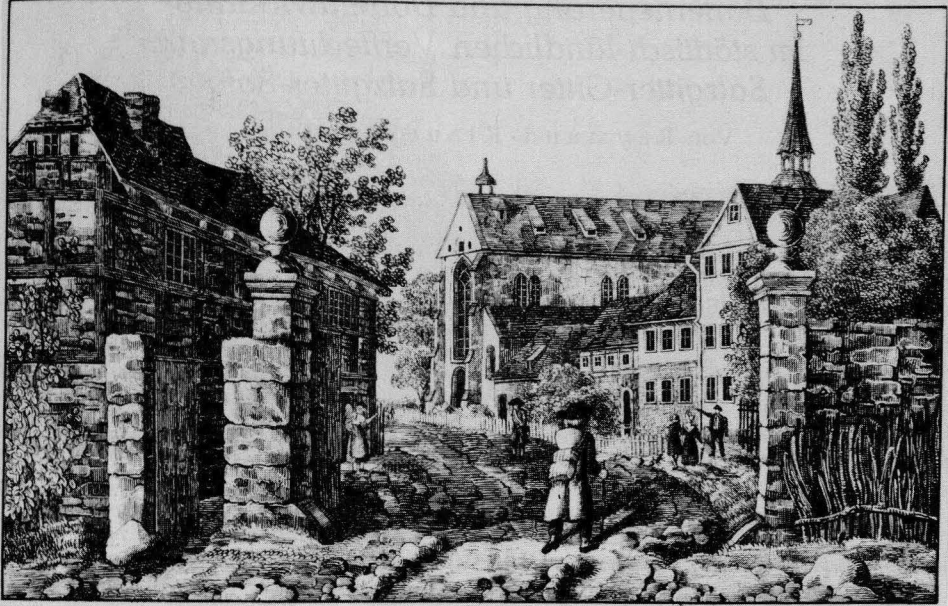


Abb. 2 Der Klosterbezirk Riddagshausen um 1860

Federlithographie von J. Bergold nach W. Pätz

Reproduktion nach Original im Braunschweigischen Landesmuseum

und Vergnügungen der Residenz bekannt zu werden, und konnte beides, Stadt- und Landleben, miteinander verbinden. Ich sah und hörte nun zum ersten Male italienische Opern und französische Komödien und genoß die Freuden des Schauspiels. Ich wohnte den Konzerten und großen Musikfesten bei, sah prächtige Illuminationen und Einzüge von fürstlichen Personen mit an und fand mich bei Revüen ein.

Besonders zogen mich die Braunschweigischen Messen und deren Sehenswürdigkeiten an, z. B. die Menagerien von ausländischen Tieren, die Kupferstichläden, die Reitbahnen der englischen Kunstreiter, die Galerie und der Autorshof mit den Spiegelsälen und Lackierfabrikationen von Krägelius und Stobwasser, die ich fleißig besuchte. Dazu kam das Herzogliche Museum, die Bildergalerien, die Buchläden und Kunsthandlungen, welche mir viele Unterhaltung und Vergnügen gewährten und meine Kenntnisse sehr vermehrten. Diese angenehmen Beschäftigungen verkürzten mir die Zeit im Kloster und ver süßten mir meinen langjährigen Aufenthalt daselbst."

Unleugbar der Charme und die Anschaulichkeit von Ballenstedts Schilderung, überzeugend die Echtheit seines Erlebens! Die stärksten Eindrücke während seiner Klosterjahre empfing er übrigens von dem damaligen Leiter des Predigerseminars, dem hochberühmten, greisen Abt Jerusalem († 1789). Ihm war Ballenstedt in tiefer Verehrung verbunden und blieb es lebenslang.

Dorferneuerung und Dorfentwicklung im städtisch-ländlichen Verflechtungsraum Salzgitter-Gitter und Salzgitter-Salder

Von R a y m u n d - K l a u d i u s P f e n n i g

1. Ziele der Dorferneuerung und Dorfentwicklung

Städtebauliche Erneuerung und Entwicklung ländlicher Gemeinden vollziehen sich in einem ständigen Prozeß der Neuausrichtung der Siedlungsstrukturen an die sich ändernden Bedürfnisse und Anforderungen ihrer Bewohner. Über Jahrhunderte haben die Dörfer die Kulturlandschaft des ländlichen Raumes geprägt.

Durch den Wandel in der Landwirtschaft vom arbeitsintensiven bäuerlichen Ackerhof zum arbeitsextensiven agro-industriellen Betrieb, verbunden mit einem Rückgang der bewirtschafteten Hofstellen, hat die von der Landwirtschaft geprägte historische Bausubstanz immer mehr ihre Ortsbildbestimmende Dominanz verloren.

Im Vordergrund der Dorfentwicklung steht die Notwendigkeit,

- die städtebauliche Entwicklung zu bestimmen und in das Gesamtkonzept einer umfassenden Entwicklungsplanung zu integrieren, so daß die Funktionen Wohnen, Landwirtschaft, Handwerk, Handel, Gewerbe, Verkehr und Erholung zukünftigen Ansprüchen gerecht werden,
- die ländlichen Ortsteile gemäß § 5 Baunutzungsverordnung weiter als „Dorfgebiete“ zu kennzeichnen, um vorrangig die Agrarwirtschaft zu sichern und die lebendige Nutzungsvielfalt im Dorf zu erhalten,
- die historische Bausubstanz zu sichern, zu pflegen und die Milieuqualität des Dorfbildes so zu erhalten, daß die charakteristische Unverwechselbarkeit der dörflichen Bauweise bewahrt bleibt und das Dorf nicht durch „modische“ Gestaltungsveränderungen zum verkleinerten Abbild der „unwirtlichen“ Städte abgeleitet,
- die Lebensqualität innerhalb der Dörfer u. a. durch verkehrsberuhigende und ortsgestaltende Maßnahmen zu verbessern, insbesondere die Diskrepanz zwischen gewerblichen Ansätzen und angrenzenden Wohnbereichen abzubauen,
- die Neubebauung schlüssig in das gewachsene Dorfgebiet einzubinden und die traditionelle Bauweise sowohl städtebaulich als auch in der Detailgestaltung zu berücksichtigen.

2. Problemfelder im städtisch-ländlichen Verflechtungsraum

Nach Gründung der Stadt Watenstedt-Salzgitter im Jahre 1942 und dem schwerpunktmäßigen Ausbau der vier großen städtischen Ortsteile Lebenstedt, Salzgitter-Bad, Gebhardshagen und Thiede verloren die ländlichen Gemeinden ihre bisherige Bedeutung. Die wichtigen administrativen, kulturellen und sozialen Aufgaben haben sich zu den städtischen Ortsteilen hin verlagert.

Im Zuge der fortschreitenden industriellen Entwicklung, des intensiven Ausbaus des Verkehrssystems sowie der zunehmenden Verlagerung der Wohnsitze



Abb. 1 SZ-Gitter, Essighof, Stall und Wohnhaus von 1810
während des Abbruchs der Stallungen im Mai 1979.
Die Scheune, abgewinkelt rechts vorzustellen, ist 1960 abgerissen worden.

Foto: R.-K. Pfennig

in die Dorfrandzonen hat sich ein fortschreitender Rückgang der dorftypischen Fachwerkbauweise und damit ein stetiger Verlust historischer Bauformen vollzogen.

Der Entfremdung der Landgemeinde im städtisch-ländlichen Verflechtungsraum durch „schleichende“ Urbanisierung muß ebenso entschieden entgegengewirkt werden wie der Erneuerungsideologie einer zu einseitig auf Fremdenverkehr orientierten Umstrukturierung.

Es gilt, die Zielkonflikte zwischen der ökonomischen, sozialen und technischen Entwicklung einerseits sowie der Erhaltung und Pflege der kulturellen und ökologischen Verhältnisse andererseits auszugleichen.

2.1. Wohngemeinde SZ-Gitter

Gitter am Berge hat sich ab 879 am Nordabhang des Liebenburger Forstes als Haufendorf entwickelt. Salinenfunde führten um 1350 zur Gründung der nördlich gelegenen Stadt „Solt to Gyter“, dem heutigen Salzgitter-Bad.

Während der Stadtteil Salzgitter-Bad Schwerpunkt für Arbeits- und Wohnstätten mit besonderer Entwicklungsaufgabe für die Erholung ist, hat das 770-Seelen-Dorf Gitter die Aufgabe der Eigenentwicklung.

Entgegen dieser raumordnerischen Zielsetzung ist der Siedlungsdruck von SZ-Bad u. a. auch an den neuen Baugebieten im Dorfrandbereich Gitters abzulesen. Die zunehmende Besiedelung der Dorfränder hat gleichzeitig zu einer allmählichen Entleerung der Ortsmitte geführt.

Mit den Einfamilienhausgebieten „Schmiedeberg“, „Am Speelhof“ und der geplanten Garßenhofbebauung wurde Gitter immer mehr zur „Arbeitnehmerwohnsitzgemeinde“. Zwei der sechs verbliebenen Landwirtschaftsbetriebe be-

finden sich in einem Auflösungsprozeß. Klein- und mittelständische Handwerksbetriebe können sich gegenüber dem Angebot von SZ-Bad nur schwer behaupten. Große Gewerbeunternehmen ziehen die Arbeitskräfte aus dem Dorf als Auspendler ab.

Immer mehr ehemalige Hofstellen, für Wohn- und Gewerbebezwecke genutzt, sind in ihrer Substanz und äußeren Erscheinung umgestaltet, zum Teil neu parzelliert und damit aus ihrem ursprünglichen Gebäudeverband herausgelöst worden.

Das gilt z. B. für den Abriß des Gehöftes Bruer und der in der Folge errichteten Einfamilienhaussiedlung „Am Speelhof“, für die Umsetzung des traditionsreichen „Garßenhofes“ zur Komplettierung des historischen Ensembles am Markt in SZ-Bad, für den portionsweisen Auflösungsprozeß des Essighofes zugunsten zweier Mietshäuser, sowie für beziehungslose Umgestaltungen wie z. B. die Entfremdung des ehemaligen Hofes Weidemann durch Verkleidung mit Bitumenpappe.

Allmählich verliert die mitteldeutsche Dreiseithofbebauung ihre ehemals ortsbildprägende Dominanz in der gitterschen Bebauung.

2.2. Agrar- und Industriegemeinde SZ-Salder

Das Dorf Salder hat sich im Schutz des Rittersitzes der Edlen von Saldern um 1161 am Nordufer der Fuhse nördlich des Lichtenberger Forstes als Haufendorf entwickelt. Bedeutung erlangte der Ort durch den Sitz des Amtsgerichtes im Jahre 1792 für den adeligen Gutsbezirk Salder mit Watenstedt.

Für die geplante „Stadt der Hermann-Göring-Werke“ wurde ab 1939 der Standort um das nördlich gelegene Dorf Lebenstedt als zukünftiges städtisches Zentrum ausgebaut. Dabei mußte Salder nicht nur erhebliche Areale abgeben, sondern verlor nach und nach alle hoheitlichen Befugnisse.

Der Siedlungsstandort SZ-Salder hat die Aufgabe der Eigenentwicklung „mit einer gewissen Entlastungsfunktion für SZ-Lebenstedt im Eigenheimbau“.

Dies führte mit zur Ausweisung von Baugebieten östlich und südlich des Dorfes, die zu einer Verlagerung des Ortsschwerpunktes insbesondere nach Süden und damit zu einer einseitig gerichteten siedlungsstrukturellen Entwicklung beigetragen haben. Salder hat 1754 Einwohner.

Im Dorfkern wird Salder von einer nahezu geschlossen erscheinenden historischen Baustruktur geformt, aus der heraus das Renaissance-Schloß, heute Städtisches Museum, und die Barockkirche mitbestimmend das Dorfbild prägen. Hierzu tragen insbesondere dreizehn landwirtschaftliche Hofstellen mit ihren gut erhaltenen mitteldeutschen Gehöften bei, die auch heute noch im wesentlichen das Wirtschaftsleben des Dorfes bestimmen. Neben dem primären Erwerbssektor stellt das mittelständische Handwerk den wichtigsten Wirtschaftszweig Salders dar.

Als problematisch muß die Ausweisung des Industriestandortes der Fels-Werke südlich des Schlosses gelten, wenn auch historisch bedingt die Gründe in der erforderlichen Nähe des Kalkwerkes zum Steinbruch Hasselberg liegen. Letztendlich haben die Industrieanlagen des Baustoff- und des Baustahlmatten-



Abb. 2 SZ-Salder, Industriegebiet Fels-Werke.

Der Industrieansatz im Dorf führt zu einer erheblichen Beeinträchtigung des Ortsbildes und der Lebensqualität.

Lösung: Langfristige Begrenzung des Industrieansatzes auf ein Mindestmaß.

Foto: R.-K. Pfennig

werkes zu einer Auflösung der dörflichen Struktur und zur Beeinträchtigung des Dorfbildes geführt.

Neben der Verkehrs- und Immissionsbelastung des Dorfkernes wirkt sich die Diskrepanz zwischen industriell-gewerblichem Ansatz und den angrenzenden Dorfbereichen, insbesondere der Erholungslandschaft „Fuhseae“, bedrohend auf die Lebensqualität in Salder aus.

3. Problemanalyse

3.1. Historische Betrachtung

Gitter und Salder — zwei Beispiele von Landgemeinden im unmittelbaren Einflußgebiet von Städten. Die Siedlungsgeschichte beider Dörfer hat ältere Wurzeln als die ihrer städtischen Nachbarn:

Bereits im späten Mittelalter stand Gitter im Schatten der Stadt Salzgitter und blieb im wesentlichen ein Bauerndorf. Im ausgehenden 19. Jahrhundert gewann der Erzbergbau an Bedeutung, was u. a. zur Abwerbung vieler landwirtschaftlicher Hilfskräfte führte. Nach Einstellung der Erzförderung wurden die Schachanlagen an Gewerbebetriebe verpachtet. In der Folge stieg u. a. die Nachfrage nach Bauland seitens deren Beschäftigten, die sich zunehmend Eigenheime am Dorfrand erstellten. Durch den stetigen Rückgang der Landwirtschaft verlor die Dorfmitte ihre Funktion als zentraler Bereich des dörflichen Lebens.

Im 13. Jahrhundert war Salder Pfarrdorf, im 15. Jahrhundert Patronat der von Saldern. Macht und Ansehen des Rittergeschlechts waren im Mittelalter beachtlich. Nach ihrem Vermögensverfall traten die Saldern 1696 alle Lehensrechte an

die Herzöge von Braunschweig ab, die die Schloßdomänen zum Amtssitz erklärten. Im Schutz des Adelsgutes erstarkte die Landwirtschaft. Salders Bedeutung wuchs mit dem Sitz des vormaligen Amtsgerichtes Lichtenberg. Wirtschaftliche Impulse erhielt Salder 1885 durch die Erbauung der Kalkzementwerke. Gleichzeitig stieg die Einwohnerzahl sprunghaft an. Der stärkste Bevölkerungsanstieg erfolgte nach Gründung der Reichswerke. Industrieanlagen und die neu errichteten Wohngebiete „Teichkamp“, „Fuhse-Ring“ und „Felsweg“ haben zu einer erheblichen Auflösung des alten Ortsbildes beigetragen.

Im geschichtlichen Entwicklungsprozeß beider Dörfer hat sich ein Wandel vom selbständigen Bauerndorf zur vorstädtischen Wohngemeinde mit Landwirtschaft vollzogen, was in Salder noch durch den Industrieansatz überlagert worden ist.

3.2. Fachplanerische Bewertung

Beide Dörfer hatten gleiche Ausgangsbedingungen: Im Schutz eines Ritterhofes ließen sich Ackerbauern und Brinksitzer nieder, was zur Siedlungsform des Haufendorfes führte.

Beide Ortsteile stehen heute in ähnlichen funktionalen Bindungen zu übergeordneten Stadtteilen mit der zentralörtlichen Funktion eines Mittelzentrums (SZ-Lebenstedt) bzw. dessen Nebenzentrums (SZ-Bad).

Beide Gemeinden verspüren den wachsenden Siedlungsdruck der Städte, was bei Gitter zu einem teilweise ungezügelten Überschreiten der alten Ortsränder, bei Salder zu einer Vervierfachung der Siedlungsfläche und damit zur völligen Auflösung der ursprünglichen Dorfstruktur geführt hat. Den anfangs positiven Merkmalen dieser Ortsrandbesiedlung wie

- relativ problemloser Grunderwerb,
- geringere Einengung durch vorhandene Bausubstanz,
- leichte Parzellierung für Einfamilienhäuser,
- landschaftlich unverbaute Grundstücke,
- problemlosere Erschließung, Ver- und Entsorgung,
- leichtere Aufstellung von Bebauungsplänen

stehen langfristige negative Wirkungen gegenüber wie

- Zersiedlung der Ortsränder,
- Veränderung des Ortsbildes,
- Verbauung des Dorfkernes,
- Vernachlässigung der alten Bausubstanz im historischen Dorfkern,
- Fehlen ausreichender Versorgungs- und Dienstleistungseinrichtungen,
- höhere Folgekosten für die Gemeinde,
- Erschwerung eines harmonischen und ausgeglichenen Entwicklungskonzeptes.

Obwohl die Industrialisierung bei beiden Dörfern in das Wirtschaftsleben eingedrungen ist, führte sie im Falle Gitters zu einer Auflösung der Landwirtschaft, während die Position der Hofstellen in Salder relativ stark geblieben ist.



Abb. 3 SZ-Salder, Museumstraße, Ortsdurchfahrt im Dorfkern.
Die Engstelle zwischen historischer Fachwerkbauweise lässt kaum Platz für KFZ,
Fußgänger und Radfahrer.

Lösung: Weiträumige Auffangung und Umleitung des Durchgangsverkehrs.

Foto: R.-K. Pfennig

Die Ursachen liegen hier in der regionalen Bedeutung Salders als Kornkammer des Landes Braunschweig, was die Stellung der Landwirte gegenüber der Industrie festigte.

In Gitter sind die Gründe im Fehlen des Absatzmarktes bei gleichzeitig starker Konkurrenz der Orte Ringelheim und Liebenburg zu suchen, wobei die gewerbliche Wirtschaft mit ihren besseren Verdienstmöglichkeiten zusätzlich die Landarbeiter abwarb.

Auch im Verbund des Straßennetzes beider Dörfer mit dem überörtlichen Verkehrssystem spiegelt sich die Verflechtung mit ihren städtischen Nachbarn wider. Durch den Neubau vierspuriger Ortsumgehungen wurde mit der B 6/248 zwischen SZ-Bad und Gitter eine ebenso „klare“ Trennungslinie geschaffen wie mit der B 490 zwischen Lebenstedt und Salder. Kann die hierdurch erfolgte Abgrenzung der Gemarkungsflächen als durchaus positiv bewertet werden, da ein Zusammenwachsen der jeweiligen Ortsteile verhindert wird, so wirken aber die Überführungen dieser Verkehrsschneisen als neue Nadelöhre, insbesondere für die „schwachen“ Verkehrsteilnehmer Radfahrer und Fußgänger. Gegen die permanenten Fahr- und Rollgeräusche von den Hochgeschwindigkeitspisten müssen darüber hinaus Lärmschutzmaßnahmen vorgesehen werden.

Auf den innerörtlichen Straßen verursacht der gewerbliche Lastverkehr erhebliche Störungen. Zudem wird die Museumstraße in Salder als Durchgangsverbindung zwischen den Ortsteilen Lebenstedt und Gebhardshagen sehr stark belastet. Dazu trägt auch der Zielverkehr von und zur Ausfahrt der B 490, der späteren BAB A 39, wesentlich bei.

Das breite und spezialisierte Warenangebot der Städte übt eine hohe Attraktivität auf die unmittelbar benachbarten Dörfer aus. In Gitter und Salder beschränken sich daher die Einkaufsmöglichkeiten auf wenige Einzelhandelsgeschäfte, die überwiegend Waren für den täglichen Bedarf anbieten.

Während im mittelständischen Handwerk und im produzierenden Gewerbe ein ausgewogenes Beschäftigungsangebot vorhanden ist, fehlen im primären und tertiären Erwerbssektor zusätzliche Beschäftigungs- und Ausbildungsmöglichkeiten.

3.3. Städtebauliche Analyse

Um die dörflich geprägten Ortsteile Salzgitters lebendig und lebensfähig zu erhalten, und um die traditionsgeprägten Lebensformen sowie die historische Bausubstanz auch erforderlichen Nutzungsansprüchen anzupassen, müssen vier Komponenten bei einer Weiterentwicklung besonders beachtet werden:

1. Die Bewahrung wertvoller historischer Bausubstanz.

Traditionelle Merkmale der Bauform und Bauweise sind hier

- mitteldeutsche Mehrseithofanlagen,
- Fachwerkbau und Mischbauart,
- vorwiegend traufseitige Steildächer,
- enge Wegführung innerhalb der Dorfstruktur,
- Natursandstein,
- Holzfachwerk, dunkelimpregniert oder im Naturton,
- Backstein als Mauerziegel oder Fachwerkfüllung, gefugt, geschlämmt oder verputzt,
- Dachdeckung und Wandbehang aus Hohlpannenziegeln.

2. Die Sicherung einer vielfältigen Nutzungsstruktur durch

- Stärkung der landwirtschaftlichen Betriebe,
- Umnutzung freiwerdender Hofbebauung, z. B. für Wohnzwecke,
- Modernisierung von Wohngebäuden,
- einfühlsame Einbindung von Neubauten,
- zurückhaltende Eingliederung nichtstörenden Gewerbes,
- Belegung der Dorfmitte mit zentralen Einrichtungen.

3. Die Verbesserung der Wohn- und Nutzungsqualität durch

- Beseitigung städtebaulicher Mißstände,
- Verbesserung unzulänglicher Wohnverhältnisse,
- Instandsetzungsmaßnahmen (Konstruktion, z. B. Dach),
- Modernisierungsmaßnahmen (Innerer Ausbau, z. B. Heizung),
- Erneuerungsmaßnahmen (Gestaltung, z. B. Fachwerk).

4. Die Erhaltung ortsbildprägender Gestaltungselemente wie

- Erneuerung und Pflege historischer Fachwerkfassaden,
- Freilegung von überputztem Fachwerk,



Abb. 4 SZ-Gitter, Garßenhof, Wohnhaus von 1557 und Stall stehen unter Denkmalschutz. 1980 wurde das Wohnhaus auf den Marktplatz in SZ-Bad umgesetzt.

Foto: R.-K. Pfennig

- Entfernung ortsfremder Materialien, z. B. Asbestzement, Bitumenpappe, Kunststoff, Aluminiumblech u. a.
- Fassadenschutz durch landschaftstypische Farbgestaltung,
- Erhaltung der doppelflügeligen Sprossenfenster,
- Verhinderung maßstabsfremder Festereinbrüche, stillfremder Windfänge und „modischer“ Haustüreinbauten.

3.4. Entwicklungsziele

Aus diesen Problemfeldern heraus ergab sich für beide Ortsteile zwingend die Notwendigkeit einer Entwicklungsplanung mit jeweils eigenen Schwerpunkten und Zielsetzungen:

Für Gitter sind dies prioritär

- die Erhaltung und Sicherung der verbliebenen fränkisch-thüringischen Gehöfte und der historischen Fachwerk- bzw. Mischbauart,
- die Sicherung der vielfältigen Baunutzung im Dorfkern durch Stützung der landwirtschaftlichen Betriebe und durch Belebung der Ortsmitte mit Einrichtungen für den Gemeinbedarf,
- die Pflege des historischen Ortsbildes durch Verbesserung der Gebäudequalität und durch Förderung ortsbildverschönernder Fassadengestaltung,
- sowie die harmonische Einbindung aller neuen Baumaßnahmen durch maßstäbliche, dorfgemäße Gestaltung.

Für Salder stehen im Vordergrund

- die Kontinuität der historischen Entwicklung, insbesondere durch Erhaltung der charakteristischen Mehrseithofbebauung,
- die Beseitigung der aus dem Industriestandort resultierenden städtebaulichen Diskrepanzen,

- die Wiederherstellung einer humanen Umwelt durch Entlastung des Dorfes vom Durchgangsverkehr,
- sowie die städtebaulich und architektonisch maßstabsgerechte Gestaltung von Neubebauung, die sich einfühlsam der ländlichen Bauweise anzupassen hat.

Die mit der Planung beauftragten Architekten Prof. Dr. Guldager und Dipl.-Ing. Pfennig entwickelten hierfür individuell abgestimmte Planungsprogramme.

- Unter Würdigung der historischen Entwicklung,
- der Aussagen in der fachplanerischen Bestandsaufnahme,
- der Analysen in der städtebaulichen und architektonischen Bewertung,
- sowie der Folgerungen globaler Einzelziele in der Trendanalyse und Zielsetzung

wurde für jeden Ortsteil ein gesamtplanerisches Neuordnungs- und Entwicklungskonzept abgeleitet.

4. Entwicklungskonzepte

Für die künftige Entwicklung von Gitter und Salder ist in vier Strukturkonzepten ein städtebauliches „Leitbild“ erarbeitet worden. Im Vordergrund steht die Eigenständigkeit der Dörfer als „selbständige“ Ortsteile. Weiteren Urbanisierungstendenzen und dorfuntypischen Entfremdungen ist entschieden entgegenzutreten.

4.1. Städtebauliches Nutzungskonzept

Vorrangiges Anliegen der Dorfentwicklung ist die Beseitigung städtebaulicher Mißstände und die Wiederherstellung bzw. Erhaltung der Leistungsfähigkeit des Dorfes mit gleichwertigen Lebensbedingungen gegenüber der Stadt.

Die Charakteristik des städtebaulichen Grundrißgefüges und die Unverwechselbarkeit des Dorfbildes werden von der Haufendorfsstruktur des historischen Kernbereichs getragen. Ihre Erhaltung ist für künftige Generationen zu gewährleisten.

Das Dorf ist seit Jahrhunderten ein Lebensraum, in dem die sechs Hauptfunktionen der menschlichen Umwelt (Arbeit, Wohnung, Bildung, Erholung, Versorgung und Verkehr) stattfinden. Diese lebendige Nutzungsvielfalt zeichnet den vitalen dörflichen Lebensraum gegenüber „toten“ Schlafstädten und leeren Bürozentren aus.

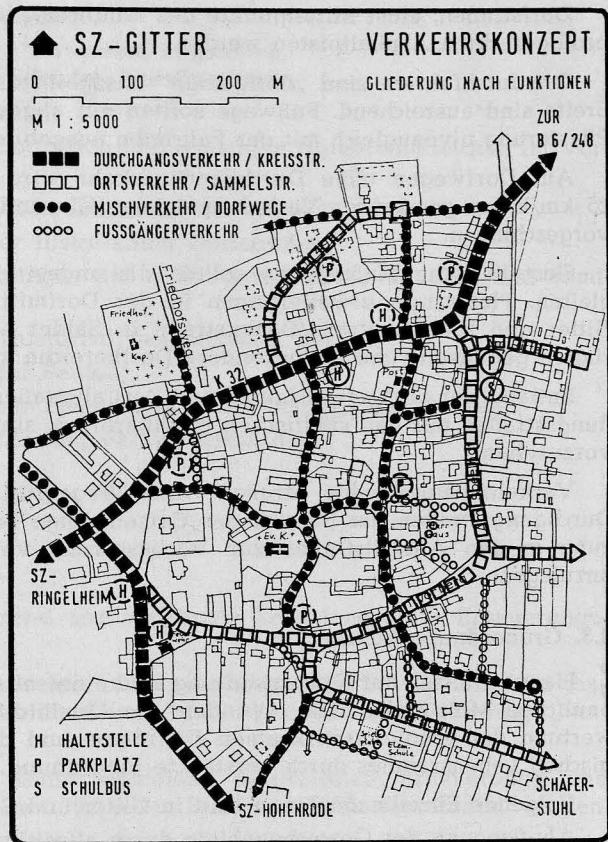
Die Hofstellen sollten auch in Zukunft die Wahlfreiheit der landwirtschaftlichen Nutzung behalten.

Für neue Wohnbebauung sind Bebauungspläne nach § 9 BBauG aufzustellen, um ihre schlüssige Einbindung in die Dorfstruktur zu gewährleisten. Neubauten im Dorfkern sind sparsam einzugliedern, um die Auflockerung mit Grüninseln zu bewahren. Sie sind nach § 34 BBauG zu steuern und sollten die traditionelle ländliche Bauweise berücksichtigen. Für die im Zusammenhang bebauten historischen Ortsteile sollte eine Satzung über die Abgrenzung aufgestellt werden.

Immissionsbelastungen des Dorfkerns und der Wohngebiete durch Industrie und gewerblichen Transportverkehr sind auf ein Mindestmaß zu beschränken,

Abb. 5 SZ-Gitter,
Verkehrskonzept,
Gliederung nach Funktionen.
Der historische Dorfkern ist
vom Durchgangsverkehr
freizuhalten. In den z. T.
beengten Dorfwegen ist
Mischnutzung von Fahr-
zeugen und Fußgängern
vorgesehen.

Zeichnung: R.-K. Pfennig



indem nur verkehrsarme und emissionsschwache Gewerbeunternehmen zugelassen werden sollten. Vorhandene Gewerbegebiete sind durch ausreichend breite und intensiv bepflanzte Grüngürtel abzuschirmen, um auch die Beeinträchtigung des Ortsbildes auszugleichen.

Einrichtungen für den Gemeinbedarf sind insoweit zu ergänzen, als sie eine zukünftige Versorgung und die Hebung der Lebensqualität insbesondere im Dorfkern sicherstellen.

4.2. Verkehrskonzept

Zielplanung ist eine differenziert abgestufte Funktionsgliederung der Verkehrswege, die den Bedürfnissen des Dorfes Rechnung trägt, ohne dem großstädtischen Wahn zu verfallen, das Dorf „autogerecht“ gestalten zu wollen.

Der regionale Verkehr ist weiträumig aufzufangen und umzuleiten, um die innerörtlichen Hauptstraßen vom Durchgangsverkehr zu entlasten.

Die Grundstruktur der historischen innerörtlichen Wegführung mit ihren Engstellen und Erweiterungen ist zu erhalten, da sie die Charakteristik des Hauptortes widerspiegelt.

Dorfstraßen, einst Mittelpunkte des ländlichen Lebens, dürfen nicht zu regelprofilgerechten Asphaltpisten werden.

Ortsdurchfahrten sind „dorfgemäß“ auszubilden. Fahrbahnbreiten von 7,5 m Breite sind ausreichend. Fußwege sollten mit abgesenktem Bord durch separate Pflasterung niveaugleich mit der Fahrbahn ausgebildet werden.

Auf Dorfwegen ohne Durchgangsverkehr wird eine Tempobegrenzung auf 25 km/h bei gemischter Verkehrsnutzung (Kfz und Fußgänger gleichberechtigt) vorgeschlagen.

Gestalterische Maßnahmen sollten die angestrebte Verkehrsberuhigung begleiten. Platzartige Erweiterungen in der Dorfmitte bei Tweete/Feuerstelle in Gitter und Museumstraße/Dammstraße in Salder sollten mit geeigneten Materialien gepflastert und als besondere Dorfbereiche kenntlich gemacht werden.

Entlang der wichtigen Haupt- und Ausfallstraßen, besonders an den Verbindungsstraßen mit den städtischen Nachbarorten, sind sichere Rad- und Fußwege vorzusehen.

Verkehrsbegleitendes Straßen- und Wegegrün ist vorrangig entlang der Durchgangsstraßen, im Bereich der Ortseingänge sowie als alleeartige Bepflanzung in den Ausfallstraßen zur Verbesserung von Mikroklima und Dorfbild anzulegen.

4.3. Grünordnungskonzept

Hauptkriterien der Grüngestaltung sind einerseits die Verdeckung von städtebaulichen Mißständen und „Wunden“ im Ortsbild sowie andererseits die Aufwertung der erholungswirksamen Freiräume und die Verbesserung des ökologischen Lebensraumes durch verstärkte Eingrünung.

Folgende Einzelmaßnahmen sind in Gitter und Salder zu beachten:

- Abpflanzung der Gewerbegebiete durch allseitige Eingrünung,
- Abschirmung der städtischen Schnellstraßen durch einen ca. 25 m breiten Grünstreifen,
- alleeartige Baumreihen entlang der Ausfallstraßen,
- Gestaltung der Dorfeingänge als „Grüne Tore“,
- Landschaftseinbindung der Ortsränder,
- Schaffung individuell geprägter „Grüninseln“ im Dorfkernbereich,
- Eingrünung aller großflächigen fensterlosen Giebel- und Wandflächen durch Biotektur-Bepflanzung,
- Verwendung der ortsständigen Baumarten,
- Gliederung der Feldmark durch Knicks und Gebüschreihen.

4.4. Ortsgestaltungskonzept

Neben den drei ersten raum- und objektbezogenen Entwicklungsvorschlägen dienen die Elemente zur Ortsgestaltung u. a. dem Ziel, das Orts- und Straßenbild aufzuwerten, Gefahrenbereiche zu entschärfen, Erlebnisbereiche zu kennzeichnen sowie kulturbedeutsame Bauten und Ensemble zu pflegen, zu schützen und zu erhalten. Einzelne Elemente sind z. B.:

- Platzgestaltung der Ortseingänge,
- Erhaltung der historisch entstandenen Engstellen, Neugestaltung von raumbildenden Torsituationen,
- Platzgestaltung der Dorfmitte,
- Kennzeichnung von Einmündungen und sonstigen Gefahrenbereichen im Verlauf der Ortsdurchfahrt,
- individuelle Gestaltung „milieubildender“ Erlebnisbereiche,
- dorfgemäße Gestaltung der historischen Dorfstraßen,
- Freihalten der Sichtbeziehungen auf ortsbildprägende Zielpunkte und dominierende Bauten,
- Unterschutzstellung kulturhistorisch bedeutsamer Bauten,
- Erhaltung ortsbildprägender Bauten,
- Erhaltung dorftypischer, zur Ensemblewirkung beitragender Bauten,
- Freilegung straßenbildwirksamer Fachwerkfassaden.

5. Schlußbetrachtung

Es gibt keine generalisierend anzuwendende Schablone einer Erneuerungs- und Entwicklungsplanung.

Jedes Dorf zeigt individuelle Merkmale: die historische Entwicklung, die charakteristischen Eigenheiten der Siedlungs- und Baustruktur, die jeweilige Nutzungsstruktur.

Eine auf die Bedürfnisse seiner Bewohner ausgerichtete Erneuerungs- und Entwicklungsplanung muß daher für jedes Dorf spezifisch abgestimmt werden.

Es scheint bedeutsam, darauf hinzuweisen, daß alle Entwicklungsmaßnahmen langfristig, d. h. in einem Zeitraum von zehn oder mehr Jahren, durchzuführen sind.

Privatinitiativen können dabei einen wesentlichen Beitrag zur Dorfgestaltung leisten, ohne in die Vorstadt-Monotonie des Alpen-Nordsee-Einheitsstils verfallen zu müssen.

Gerade bei Dörfern, die im unmittelbaren Einflußbereich von Städten liegen, ist ein starker Trend zur „Verstädterung“ festzustellen. Dies zeigt sich u. a. in der Übernahme „repräsentativer“ Rasterarchitektur bei Sparkassen, Supermärkten und anderen Konsumkisten. Vernagelungen mit Asbestzement, Bitumentapeten und Plastikverpackungen zerstören Proportionen und Rhythmus der Fassade. Normierte Kunststoff-Fenster und Aluminiumtüren aus dem Versandhauskatalog reißen Wunden in das Fachwerkgesicht. Den Rest verschandeln Neonreklamen und Werbeplakate.

Die Dorferneuerung will das Dorf wieder zur liebenswerten Heimat machen. Zu einer überschaubaren kleinen Welt, in der das Wort „Lebensqualität“ groß geschrieben wird, zu einer unverwechselbaren Hauslandschaft mit humanem Maßstab und landschaftsverbundenen Bauformen, die ein individuelles Gesicht zeigen.

Die verantwortungsbewußte Dorfentwicklung verhindert DIN-gerechte Einheitshaus-Wucherungen, die das frühere Dorfrand-Profil bis zur Unkenntlichkeit auflösen. Sie rückt das alte Bauerndorf wieder in den Mittelpunkt einer lebenserfüllten Landgemeinde. Der Kirchturm muß wieder zur einzig dominierenden Vertikalen werden, weg von Industrieschlotten und Gewerbehallen.

Das Dorf muß organisch wachsen, in Harmonie mit den gegliederten Haus- und Hofgruppen wie mit der umgebenden Landschaft.

Alte Bauten abreißen heißt, sie zu amputieren. Richtige Sanierung erhält und pflegt das Ortsbild und schont die Landschaft vor unnötiger Verbauung. Die umweltbewußte Dorfentwicklung orientiert sich zuerst nach innen, statt vorschnell Landschaft zu verbrauchen. Dorfbewohner, Kommunalpolitiker, Bauverwaltung und Architekten sind aufgerufen, sich diese Entwicklung des Dorfes zum gesunden Lebensraum auf die Fahnen zu schreiben.

Literaturhinweise:

O. Kiecker, C. Borchers, H. Lütgen, Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, II. Reg.-Bez. Hildesheim, Heft 7 Landkreis Goslar. Hannover 1937, S. 72—76. — P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, Band 3. Wolfenbüttel 1906, S. 364—379. — O. Bothe, Salzgitter-Salder 100 Jahre. Salzgitter 1974, S. 19—21. — C. Simm, Das Amt Salder einst und jetzt. Wolfenbüttel 1896, S. 28—32. — F. Knoll, R. Bode, Das Herzogtum Braunschweig. Braunschweig 1881, S. 96. — H. Tribian, Das Salzgittergebiet. Diss. phil. Göttingen 1976. — Landwirtschaftskammer Hannover, Agrarstrukturelle Vorplanung für das Gebiet der Stadt Salzgitter und Umgebung. Braunschweig 1971. — H. Schubert, Generalverkehrsplan Stadt Salzgitter, Fortschreibung 1977. Hannover-Kirchrode 1977. — Stadtplanungsamt (StA 61) Salzgitter, Generalerholungsplan der Stadt Salzgitter. Salzgitter 1978. — Stadtplanungsamt (StA 61) Salzgitter, Flächennutzungsplan der Stadt Salzgitter. Salzgitter 1979. — J. Fritz, Dorfentwicklungsmaßnahmen. In: DBZ. Deutsche Bauzeitschrift 4/78, S. 526. — D. Wieland, Bauen und Bewahren auf dem Lande. Bonn 1979. — R. Guldager, R.-K. Pfennig, Dorferneuerungs- und Entwicklungsplan Salzgitter-Gitter. Braunschweig 1979. — R. Guldager, R.-K. Pfennig, Dorferneuerungs- und Entwicklungsplan Salzgitter-Salder. Braunschweig 1981.

Neues heimatliches Schrifttum

Karlwalther Rohmann: *Begegnungen in Braunschweigs Mauern*. (Braunschweig 1980). 350 S. mit 60 Abb. im Text. 4°, Pappbd.

Aus der intimen Kenntnis der Vergangenheit Braunschweigs und den Erfahrungen eines langen Lebens ist dieser Band entstanden. An einzelnen Episoden aus dem Leben bekannter und unbekannter Braunschweiger und an herausragenden Ereignissen werden menschliche Schicksale in ihrer

Tragik offenbar, aber auch positive Erlebnisse mit Anteilnahme geschildert. Da hören wir etwa von den Intrigen, die den Arzt Seidel zum Selbstmord getrieben haben oder von der Hinrichtung des Bauern Oppermann aus Olper während der napoleonischen Ära. Aber auch der hintergründige Humor kommt in so mancher anekdotenhaften Episode nicht zu kurz. Eine zum Nachdenken anregende, aber dennoch angenehme Feierabendlektüre.

Wi

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

67. Jahrgang

Dezember 1981

Heft 4

Über ein altes Haus, das Wirken des Bildschnitzers Simon Stappen und nordhessischer Zimmerleute in Braunschweig

Von Rudolf Fricke (†)

Unter den wenigen, 1944 vom Kriegsbrand verschonten, stattlicheren Fachwerkbauten kommt dem Hause Damm 4 in Braunschweig besondere Aufmerksamkeit zu. Angeblich 1522 errichtet, steht es mit dieser Zahl zeitlich zwischen den nicht mehr vorhandenen Bauten Auguststraße 17 (Dannebaum) von 1517 und dem Hause des Zinngießermeisters Börnig, Hagenbrücke 12 von 1523. Durch stilistische und konstruktive Merkmale der ausgehenden Gotik, vor allem einen vollausgebildeten, sehr plastischen Maßwerkschmuck, gehören diese Gebäude der ersten Schaffenszeit des Schnitkermeisters Simon Stappen an, dessen Wirken in unserem Bereich von Paul Jonas Meier für die Jahre 1517 bis 1536 festgelegt werden konnte. In diesen Zeitabschnitt fallen sowohl Beginn und Durchführung der Reformation bei uns als auch erstes Eindringen des Bildungsgutes der Renaissance. Heute noch vertreten die am Hause Damm 4 erhalten gebliebenen Figurenknaggen mit den daran dargestellten Heiligen die altgläubige Zeit. Dieselben, in Personen und Stil völlig gleichen Darstellungen befanden sich einst auch an dem (Ecke Schuhstraße und der heute Stephanstraße genannten Twete befindlichen) „Schwarzen Bock“, erbaut 1526, dessen Wandflächen auch **erstmalig** Drölerien und andere sehr weltliche Darstellungen (wie sie sich heute noch am sog. Gildehaus am Burgplatz befinden) aufwiesen. Die neue Zeit setzte hier erste, sichtbare Zeichen. Leider ist der „Schwarze Bock“ nicht erhalten. Verwerfungen im Gefüge erforderten 1818 tiefe Eingriffe in seinen Fachwerkbestand. Seines Fassadenschmuckes größtenteils beraubt, blieben davon lediglich die Figurenknaggen erhalten, die, um 1860 an der Alten Waage angebracht, 1944 mit deren Vernichtung untergingen.

Um so wesentlicher ist die Erhaltung ihrer Original-Duplikate am Hause Damm 4, eine verwunderliche Tatsache, da dessen vollplastische Maßwerkzier um 1830 aus, wie es scheint, zeitmodischen Gründen, abgebeilt wurde. Auf Grund linearer Reste der Ornamentik und im Vergleich mit erhaltenen Fotos anderer gleichzeitiger Bauten konnte eine zeichnerische Herstellung der ursprünglichen Ansicht entstehen. Merkwürdigerweise blieb bei dem so unverständlichen, bar-

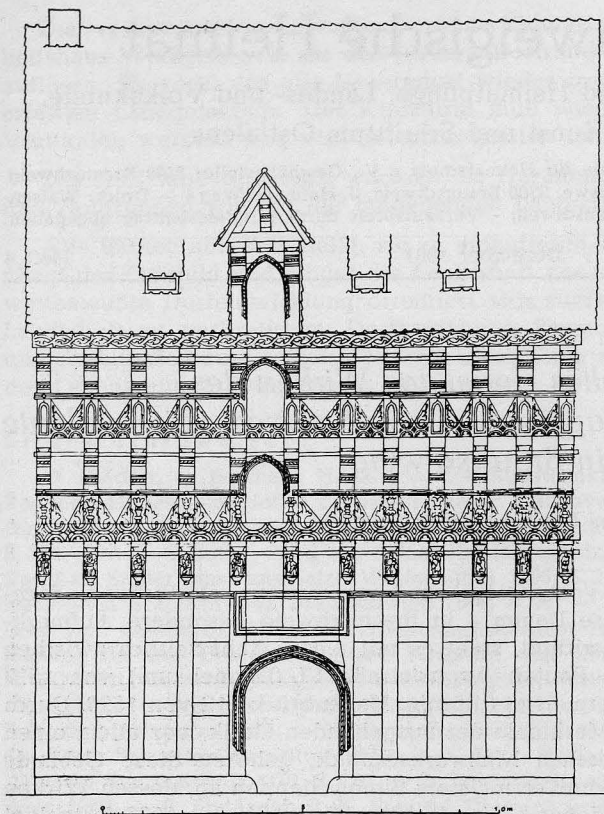


Abb. 1 Rekonstruktion der
(um 1830 weitgehend
zerstörten) Straßenfront von
1522 des Hauses Damm 4

Zeichnung: Rudolf Fricke

barischen Eingriff von 1830 die traufennahe Hälfte des oberen Geschosses verschont. Die wohlerhaltene oberste Schwelle trug einst einen Windeerker, dessen Spuren im Dachraum erhalten sind. Der Schwellenschmuck besteht aus einem mit Aststümpfen versehenen Kettenband. (Es ist die früheste freie Abwandlung des Laubgewindestabes, der 1482 bereits am Kramergildehaus in Hildesheim vorhanden, in Braunschweig einige Jahrzehnte angewandt, sich in zahlreichen Übergängen bis zum Diamant- bzw. Facetten-Band entwickelte.) Die oben vorhandenen einfachen Balkenköpfe werden von spätgotischen Knaggen mit aufgelegten Querprofilen gestützt. Durch anschließende Wiederholung derselben auf dem zugehörigen Ständer erfolgt — noch dem Vertikal-Prinzip der Gotik entsprechend — eine visuelle Verlängerung der Knaggen. Unter den Licht- und Luftöffnungen dieses obersten Speichergeschosses befinden sich zwischen den Ständern keine einzelnen Brüstriegel. Diese werden vielmehr durch eingesenkte (und zusätzlich mit einem breitköpfigen Eisennagel befestigte) Langhölzer (= Schwertungen) verbunden, deren Gebrauch noch vor 1550 aufhörte. Von den einst schmucktragenden Bauelementen sind hier noch die seitlichen Ständerstützen, die Fußbänder vorhanden, während sie am unteren Überhang entfernt wurden. Dort überstanden auch die Balkenköpfe den Vorgang des Abbeilens

nicht ohne Schaden infolge des Bemühens, ihre Vorderflächen dem tiefen Grund des einstigen Maßwerkschmuckes anzugleichen. Wie der leider verlorengegangene Flächenschmuck des Hauses gehören die Figurenknaggen durch ihren Sinngehalt noch völlig dem Mittelalter an. In ihrer Mitte befindet sich als Hauptpatron der nahen Altmarktkirche, der heilige Ulrich, flankiert von den heilkundigen Brüdern Cosmas und Damian. Links huldigen die Heiligen Drei Könige der Mutter Maria und ihrem Kind. Auf der anderen Seite befinden sich noch die heilige Anna Selbdritt, St. Hyronimus und ein namentlich nicht genau zu bestimmender Heiliger. Bei einem reparaturbedingten Eingriff in die untere Ständerreihe gingen zwei der Knaggengestalten verloren, wahrscheinlich die des St. Christophorus und der heiligen Barbara.

Das Erdgeschoß des Hauses ist im Laufe der Zeit zahlreichen Änderungen unterworfen worden. Nicht nur Notwendigkeiten zeitlich unterschiedlicher Nutzung erforderten manche Umbauten, sondern auch die Beschaffenheit des Baugrundes. Die vorhandene Bodenfeuchtigkeit in einstmals wäßrigem Gebiet, das schon in ältesten Zeiten der „Lange Damm“ durchzog, verbot von Anbeginn eine Unterkellerung des Hauses. Im Ständerwerk aufsteigende Nässe griff dieses mit der Zeit erheblich an. Gegenständliches Zeugnis dafür ist die nur noch in ihrem oberen Teil erhaltene Dälensäule, die den damals neuartigen (in den älteren



Abb. 2 Letztes, rein gotisches Schnitzwerk des Hauses Hagenbrücke 12 von 1523, 1944 vernichtet

Foto: Städt. Bilddienst Braunschweig



Abb. 3 Ausschnitt aus der erhaltenen Rückfront des Hauses Damm 4. Erstmaliger hofseitiger Überhang eines Vorderhauses

Foto: Rudolf Fricke

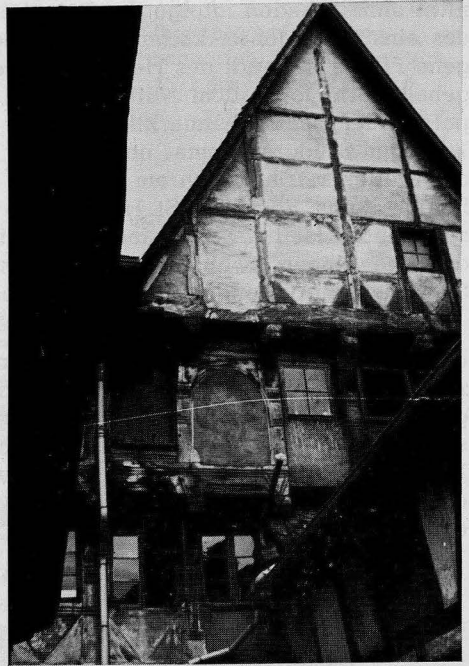


Abb. 4 Hofseitiger Quergiebel des Hauses Damm 4 mit rechteckiger vermauerter Ladeluke. In den unteren Geschossen gleichfalls veränderte, spitzbogige Speicheröffnungen

Foto: Rudolf Fricke

Hallenhäusern nicht üblichen) Unterzug, welcher der Entlastung der schönprofilierten Deckenbalken diente, stützte.

Durch den feuchten Untergrund wurde auch die hofseitige Wand des Untergeschosses arg beeinträchtigt, so daß sie durch Backsteinmauerwerk ersetzt werden mußte. Über diesem aber erhebt sich der **älteste**, einer **Rückfront** zuteil gewordene und verzierte **Stockwerkaufbau** eines Braunschweiger Bürgerhauses. Zuvor wurden solche Rückwände mit höchstens einem (und sehr geringen) Überhang, ohne Knaggen und oft unter Zusammenfassung zweier Stockwerke durch Langständer, schmucklos nach Art der alten „bomenen“ Bauten (Abb. bei Täschner, Fachwerkhaus, S.10/11; Thema b. Fricke, Br.Heimat 1964/1, „Gestaltwandel“) aufgerichtet.

Im Gegensatz zu der weitgehend entstellten Straßenseite des Hauses ist der hofseitige Zierat recht gut erhalten. Die Schwellen tragen den bis etwa 1540 nachweisbaren Trapezfries. Knaggen und Balkenköpfe gleichen denen der Vorderseite des Hauses, doch treten anstelle der Langschwertungen kurze Brustriegel mit auch die Ständer überquerenden Profilen. Eine der ursprünglichen, heute geschlossenen drei Ladeluken bewahrt noch vollständig ihren profilumzo-

genen Spitzbogensturz, eine andere, schlichte, befindet sich, heute vermauert, in dem steilen, der Dachschwelle seitlich aufgesetzten Quergiebel. Die Speichergeschosse konnten also auch hofseitig mit Handelsgütern beschickt werden. Da das Grundstück Damm 4 sich bis an den schiffbaren Okerarm, dem auch Damm- und Werderhafen verbunden waren, erstreckte, so mag auch auf dem Wasserwege ankommende Fracht von hier aus gespeichert worden sein.

Der hofseitige Quergiebel ist nicht mit besonderer architektonischer Sorgfalt errichtet worden. Der vorhergegangene Aufbau des Hauses mitsamt dem aufwendigen Zierat mag zu Sparsamkeitsmaßnahmen geführt haben, die auch im Dachaufbau des Giebels und dessen Eindeckung spürbar scheinen. Im Gegensatz zu der beim Hauptdach ordnungsgemäß **engen**, schweren Dachdeckung entsprechenden Sparrenstellung des Hauptdaches, finden wir diese in recht weitem, auf leichte Dachdeckung — Schindeln, Stroh oder Reet — eingestelltem Abstand vor. Bei späterer Angleichung an den Belag des Hauptdaches wurden dem Abstand zweier Sparren Dachlatten mittenzwischen senkrecht „angefräßt“. Als nachträgliche Zutat im gesamten Dachgerüst befinden sich reichlich eingeschlagene kleine Holznägel, die darauf hinzuweisen scheinen, daß hier einst Kräuter zum Trocknen aufgehängt wurden.

Das Dachgerüst des älteren Braunschweiger Stadthauses entsprach grundsätzlich dem des in nördlicher Stadtnähe befindlichen Bauernhauses. Wie dieses besaß es ein Kehlbalkendach, nur daß sich die Zahl der Kehlbalken nicht auf den einen bäuerlichen „Hahnebalken“ beschränkte. Einen solchen Dachaufbau enthält auch das Haus Damm 4, auf Jahrzehnte hinaus den letzten dieser Art eines hiesigen Großgebäudes. Ab 1524 dringt nämlich aus Nordhessen das dort plötzlich vom liegenden Dachstuhl verdrängte, ältere Spitzpfostengefüge bei uns

Abb. 5 Sparren und Kehlbalken im Dachgerüst des hofseitigen Quergiebels weisen durch weite Abstände voneinander auf ursprünglich leichte Dachdeckung (Reet, Stroh oder Schindeln) hin. Spätere harte, also auch schwerere Ziegeldeckung erforderte das Einfügen von Dachlatten als parallele Hilfssparren.

Foto: Rudolf Fricke



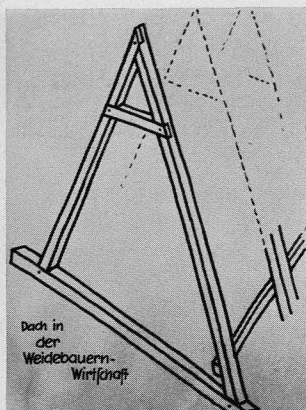


Abb. 6 Aufbau
des Kehlbalkendaches
stadtnaher, nördlicher
Bauernhäuser

Zeichnung: Rudolf Fricke

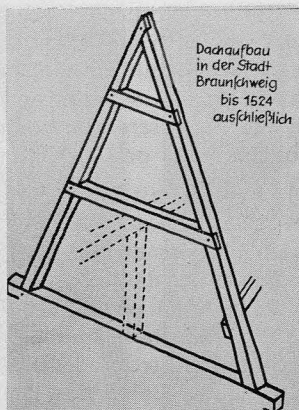


Abb. 7 Aufbau
städtischer Dachgerüste
bis etwa 1520,
später wieder im
17. Jahrhundert

Zeichnung: Rudolf Fricke

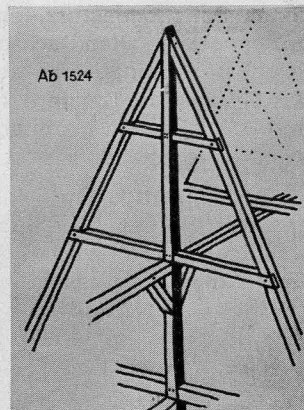


Abb. 8 Zeitliche
Übernahme nord-
hessischer Spitzpfosten-
Dachgerüste (mit
Längsverbindungen und
Kopfbändern) auf
städtischen Bürgerbauten
ab 1524 bis etwa 1580

Zeichnung: Rudolf Fricke

ein. Bei diesem erlaubt der parallel der Firstlinie verlaufende Längsverband der dem Gerüst eigenen Spitzsäulen eine mittlere Auflage der nun meist zweigeteilten Kehlbalken. Kopfbänder, auch versteifende Diagonalkreuze, geben zusätzliche Festigkeit.

Nun, in Braunschweig zeigt sich wieder die altgewohnte, sachgemäße Beschränkung auf das Notwendige. Der in diesem Sinne dem nordhessischen Original-Dachstuhl gegenüber „verknappte“ Aufbau kann erstmalig 1524 für das Haus Südklint 24 nachgewiesen werden. Auch den aufwendigen Massivbauten Fallersleber Straße 8 (Bierbaum) und Reichsstraße 11 — beide von etwa 1530 — war er aufgesetzt, ebenso dem Fachwerkaufbau der Kemenate Wendenstraße 2 (um 1590), wie erhaltene Aufmessungen der 1944 vernichteten Bauwerke be- weisen.

Noch vorhanden sind solche vereinfachten Dachgerüste Burgplatz 2 (von Velt- heim), 1573, und auf dem kürzlich renovierten Haus Hinter Aegidien 5 von etwa 1585. Aufwendiger und dem „Urtyp“ näher steht der Dachstuhl des zu Anfang dieses Jahrhunderts vom Sack zum Burgplatz versetzten Huneborstelschen „Gilde“-Hauses, dessen angebliche Entstehung im Jahre 1536 von P. J. Meier aus gutem Grund angezweifelt wird.

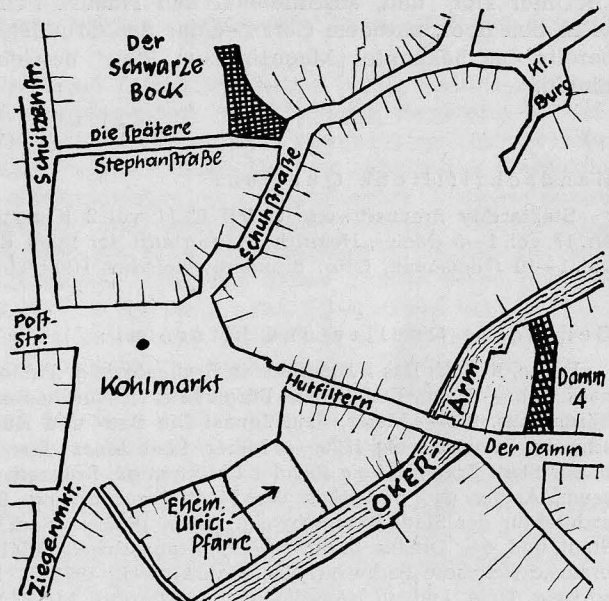
Als „original-nordhessisch“ darf der Dachaufbau des Hauses Lange Straße von 1536 bezeichnet werden, außerhalb Braunschweigs in besonders aufwendiger Ausführung der des 1526 errichteten Goslarer „Brusttuchs“. Zu diesen gehört noch der nicht mehr ganz vollständige Stuhl des Hoppenerhauses in Celle von 1532.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kommt in unsere Stadt das „altbodenständige“ Kehlbalkendach wieder in Gebrauch, das zwei Menschenalter zuvor dem Spitzpfostengefüge hatte weichen müssen, dessen „hessischste“ Ausführungen in die Zeit der ausgeprägten Schöpfungen Meister Simon Stappens fallen. Da der Beruf des „Schnitkers“ ohne Zweifel aus dem des Zimmermannes hervorgegangen ist, liegt der Gedanke an einen gemeinsamen Zuzug der Zimmerer mit dem Schnitker um 1520 nahe. Den Arbeiten Stappens ordnet P. J. Meier auch das schon 1517 angewandte Laubstabgewinde ein, das (neben Abwandlungen) sich Jahrzehnte hindurch hält und, auf linearem Grundgerüst weiterentwickelt, noch im Diamant- oder Facettband bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts vorhanden ist. Aber bei der Fülle der gleichzeitig vorhandenen Schnitzmotive geht zwangsmäßig hervor, daß Stappen gewiß nicht ohne Gesellen solche Arbeit geleistet haben kann, auch andere, weniger geniale Meister neben ihm und seinem „Team“ tätig gewesen sein dürften. Seine eigene Hand, die „persönliche Note“, ist samt gestalt- gewordenem, neuzeitlich-antikem Gedankengut, modernen Kunstformen wie Kandelabern, Granatäpfelgewinden, Drölerien u. a. mehr, am „Schwarzen Bock“ schon wahrscheinlich, und tritt zuerst am Brusttuch bereits voll ausgeprägt in Erscheinung. Neben dem Huneborstelschen Haus zeigten die allein verzierten Schwellbalken der Bauten Neue Straße 9 sowie Schöppenstedter Straße 31 seine unverwechselbare Handschrift, die im ersten Obergeschoß des Hauses Lange Straße 9, 1536, noch einmal — endgültig — erscheint, wogegen das obere Geschoß unzweifelhaft von anderer Hand ist.

Das dürfte auch für das Hoppenerhaus in Celle zutreffen, dessen Verzierungen nur gedanklich Stappens eigenen Werken nahestehen, nicht aber in der Gestaltung. Das 1532 entstandene Haus ist mit seiner Giebelseite eine nur unvoll-

Abb. 9 Lage des Grundstücks Damm 4 (rechts) am schiffbaren Okerarm (Lage der Ulrichskirche auf dem Kohlmarkt nicht eingezeichnet)

Zeichnung nach Culemann, 1798



kommene Replik des Huneborstelschen Gebäudes, das schon aus diesem Grunde nicht erst 1536 erbaut sein kann. Abschließend dürfte noch gesagt werden, daß auch die Erneuerung der damaligen Glaubenswelt nicht ohne Einfluß auf den bildhauerischen Schmuck der Gebäude blieb. Kam die ältere Glaubensform am Hause Damm 4 und dem „Schwarzen Bock“ noch 1522 und 1526 durch je 12 gleiche Heiligenfiguren an den Knaggen voll zur Geltung, wurde sie bereits 1524 am Goslarer „Brusttuch“ auf die Gestalten der Anbetung beschränkt. Am Huneborstelschen Hause aber konnte P. J. Meier neben den vielen weltlichen Gestalten nur noch eine heilige Katharina feststellen, mit einem Buch als hierorts unüblichem Beizeichen, das sonst in Schwert und Rad bestand. Mag sein, daß der Hausherr an der Schwelle der 1528 endgültig gewordenen Reformation auch weiterhin die erwünschte Gunst seiner Patronin nicht missen mochte und sein Verlangen auf diese Weise vor der bösen Öffentlichkeit abschirmte. Diese letzte Spur alten Glaubensinhalts am Hause mag ein weiterer, wenn auch schwacher Hinweis darauf sein, daß es schon im 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts entstanden und geschmückt sein mag.

In Rückkehr zu dem Ausgangsgegenstand der vorliegenden Betrachtungen, dem Hause Damm 4, mögen noch einige Worte zur Gründung und späteren Nutzung des Bauwerks gesagt werden. Als erste Besitzer des Grundstücks, auf dem es errichtet wurde, darf eine Familie van Dalem gelten, die es von 1400 bis 1545 besaß, also auch das Haus 1522 errichten ließ. Der Name van Dalem, von offenbar verschiedenen Familien, ritterlichen und bürgerlichen, geführt, wird in den Urkundenbüchern bereits um 1300 mehrfach genannt. Wie zu vermuten, diente das Gebäude von Anbeginn dem Braugewerbe. Urkundlich ist es nur von 1748 bis 1792 bezeugt als Brauhaus, enthielt dann im Laufe der Zeit wohl aber nur noch einen Ausschank. Als Gastwirtschaft trug es im 19. Jahrhundert verschiedene Bezeichnungen, so von 1838 bis 1843 „Stadt Halberstadt“, darnach „Berliner Hof“ und, abschließend den Namen „Thüringer Hof“. Dieser Name blieb ihm noch, nachdem Carl Zeumer das Grundstück 1899 erworben hatte und bereits das bekannte „Magazin zum Pfau“ betrieb, bis in unser Jahrhundert hinein.

Handschriftliche Quellen:

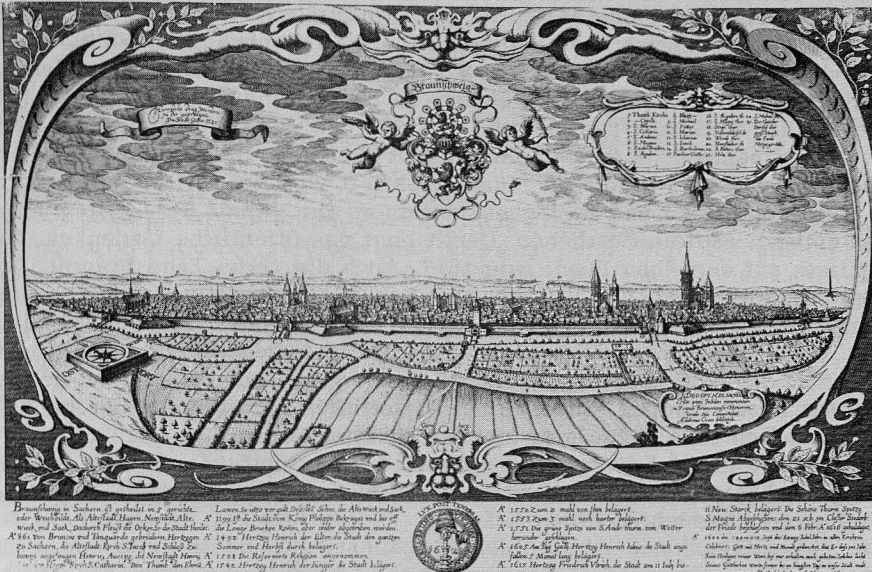
Stadtarchiv Braunschweig: C VII C 11 vol. 2 (Quartierlisten von 1758). — H III 1 Nr. 17 vol. 1—5 (Meier, Heinrich: Häuserbuch der Stadt Braunschweig). — H III 1 Nr. 30 vol. 1—10 (Niedmann, Otto: Braunschweigisches Häuserbuch).

Gedruckte Quellen und Literatur:

Fricke, Rudolf: Das Bürgerhaus in Braunschweig. Tübingen 1975 (Das deutsche Bürgerhaus. 20). — Helm, Rudolf: Das Bürgerhaus in Nordhessen. Tübingen 1967 (Das deutsche Bürgerhaus. 9). — Meier, Paul Jonas: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig. Braunschweig 1926. — Meier, Paul Jonas: Das Kunsthandwerk des Bildhauers in der Stadt Braunschweig seit der Reformation. Braunschweig 1936 (Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig. 8). — Pfeifer, Hans: Die Holzarchitektur der Stadt Braunschweig. Berlin 1892. — Sack, Carl Wilhelm: Altertümer der Stadt und des Landes Braunschweig. Braunschweig 1841—1852. — Täscher, Titus: Das braunschweigische Fachwerkhaus. Braunschweig 1935. — Urkundenbuch der Stadt Braunschweig. Hrsg. Ludwig Hänselmann und Heinrich Mack. Braunschweig 1873—1912.

Kirchliche Jubiläen in der Stadt Braunschweig - eine Ergänzung
Von Wolfgang A. Jünke

Von Wolfgang A. Jünke



Braunschweig von Osten im Jahre 1628.

Radierung eines Unbekannten Reproduktion nach Original

Im Heft 2 des 64. Jahrgangs dieser Zeitschrift wurden 1978 kirchliche Jubiläen der stadtbraunschweigischen Vergangenheit streiflichtartig betrachtet ¹⁾. Aufgrund fehlender Quellen hatte dabei zunächst die Vermutung geäußert werden müssen, daß wegen des Dreißigjährigen Krieges 1628 ein öffentliches Gedenken der 100. Wiederkehr des Einführungstages von Bugenhagens Kirchenordnung nicht erfolgt sei. Diese Vermutung muß jetzt korrigiert werden. Bedingt wird diese Korrektur durch eine Ansicht der Stadt Braunschweig von Osten aus dem Jahre 1628 ²⁾. Auf der rechten unteren Bildhälfte dieser Ansicht findet sich folgender Text: „1628 den 7.8.9.10.11.12. September das Evang. Jubel Jahr in allen Kirchen Celebrirt: Gott mit Hertz und Mundt gedancket, das Er diese 100 Jahr Sein Heiliges reines Wort bey uns erhalten, auch gebeten, Solches licht Seines Göttlichen Worts ferner bis an Jüngsten Tag in unser Stadt undt gantzer Christenheit leuchten und Scheinen zulaßen.“ Leider läßt der Kommentar zu diesem Zitat eine sorgfältige Auslegung vermissen ³⁾. Es wird daraus „ein gutes Einvernehmen zwischen den lutherischen Bürgern und den katholischen kaiserlichen Heerführern“ abgeleitet. Gegen dieses „gute Einvernehmen“ sprechen die der Stadt auferlegten Steuern und die Versuche, das Restitutionsedikt dergestalt in Braunschweig durchzusetzen, daß das Aegidienkloster wieder katholischen Mönchen eingeräumt werden sollte. Der Kommentar gelangt zu der Ansicht, „daß

man sogar die hundertjährige Wiederkehr der Einführung der Reformation in der Stadt feiern konnte, ohne die katholische Seite zu verärgern. Sechs Tage hatte man das evangelische Jubeljahr in allen Kirchen der Stadt zelebriert, allerdings diese Feierlichkeiten nicht durch ein offizielles Druckwerk — wie etwa 1717 — gewürdigt“. Durch diesen Hinweis erstrebt der Kommentar einen Vergleich mit den barocken Jubiläen 1717/28/30. Freilich müßten dann auch die 1628 fehlenden festlichen Musiken, Medaillen, Böllerschüsse, Feuerwerksaufführungen und Festessen erwähnt werden. Diese Dinge erst gaben dem Jubiläum den Charakter einer über ein öffentliches Gedenken hinausgehenden städtischen Feierlichkeit. Wäre derartiges passiert und geduldet worden, dann ließe sich freilich „gutes Einvernehmen“ daraus ableiten. Es ist aber nicht gefeiert, sondern in den Kirchen, d. h. im rein religiösen Sinne zelebriert worden. Mit anderen Worten: Gott wurde gepriesen und im Gebet angerufen. Der Inhalt des Zitates umreißt dieses gottesdienstliche Geschehen. Damit liegt das öffentliche Gedenken dieses Ereignisses auf derselben Ebene wie 1617. Auch die sechs Tage brauchen nicht zu beeindrucken. Nach der Bugenhagenschen Kirchenordnung fanden wochentags nach einem bestimmten Ablauf in je drei Kirchen Wochengottesdienste statt ⁴⁾. Der 7. September 1628 war nach dem julianischen Kalender ein Sonntag. Er eröffnete die Woche, in der die Lieder, Gebete und Auslegungen auf den fälligen Kasus Bezug nahmen. Ob dies den kaiserlichen Heerführern überhaupt bekannt geworden sein dürfte, mag zweifelhaft sein. Gedrucktes hat sich nicht gefunden; immerhin zeigt dieses öffentliche Gedenken an, wie sehr man in Braunschweig die Lehre Luthers als Licht in allen Dunkelheiten empfand, auch in den Dunkelheiten eines schrecklichen Krieges.

Anmerkungen:

¹⁾ Jg. 1978, Heft 2, S. 40 ff. — ²⁾ Mertens, Jürgen: Die Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten. Braunschweig 1981, Blatt 17. — ³⁾ Derselbe: S. 89 ff. — ⁴⁾ Bugenhagens Braunschweiger Kirchenordnung.

Heil- und Zaubermittel, Segen und Beschwörungsformeln (Brauchbüchlein)

Herausgegeben und erläutert von H a n s W i s s e

Einleitung

Im Herbst 1934 übermittelte mir der damals in Essehof bei Braunschweig, später in Lelm am Elm wohnhafte Lehrer Hans Decker († 1. Juni 1981) ein Päckchen, das eine Anzahl Einblattdrucke (Gedichte) sowie zwei handschriftliche Brauchbüchlein enthielt. Dies alles lag in einer braunen, ehemals offensichtlich als Bucheinband dienenden Ledereinbanddecke mit der goldgeprägten Inschrift „J. G. B. 1759“. Alles hatte das Format etwa 16,5 cm x 10,5 cm.

Wunschgemäß habe ich alsbald die Drucke samt der Einbanddecke an die Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel weitergegeben, die Handschriften aber am 1. November 1934 an das dortige Landeshauptarchiv, das jetzige Niedersächsische Staatsarchiv. Hier sind sie unter der Signatur 30 Slg 116 inventarisiert

worden. Dem Lehrer Decker wurde unter dem 28. Februar 1935 der Eingang der Handschriften mit Dank bestätigt¹⁾. Die der Bibliothek von mir übergebenen Druckschriften sind, wie ich feststellen mußte, in deren Zugangsbuch nicht verzeichnet und nicht mehr auffindbar. Sie dürften verloren sein. Sicherlich waren sie literarisch nicht von erheblicher Bedeutung. Sie wären aber von Wert hinsichtlich der Frage nach der Lektüre kleinbürgerlicher und bäuerlicher Kreise²⁾. Insofern ist der Verlust bedauerlich, zumal derartiges Schriftgut besonders dem Untergang ausgesetzt war.

Die beiden hier vorgelegten handschriftlichen Brauchbüchlein enthalten, wie bei dergleichen üblich, „Heil- und Zaubermittel, Segen und Beschwörungsformeln“³⁾.

Heft 1 befindet sich in einem Umschlag aus grobem, grauem Papier. Es dürfte ursprünglich zum Schülerheft bestimmt gewesen sein. Hierauf deuten spärliche Schriftspuren auf den Resten von vier herausgeschnittenen Blättern am Anfang sowie Schreibübungen und Federproben auf den jetzigen beiden ersten Seiten. Zweimal stehen hier die ersten drei Zeilen des „Frühlingsliedes“, das der Göttinger Hainbunddichter Ludwig Heinrich Hölty (1748—1776) im Jahre 1773 schuf⁴⁾.

Einiges ist verlöscht und nicht mehr lesbar. Auf S. 1 ist u. a. geschrieben „Daniel Rowolt“, auf S. 2 „Daniel den 8ten Januar“ sowie „Danielis“. Außerdem steht dort die rohe Zeichnung eines Hahnes. Die Seiten 3 bis 18 enthalten, von der gleichen Hand geschrieben, das Brauchbüchlein, von dessen Text einige Wörter auf Seite 19 übergeschrieben sind. Diese enthält sonst nur einige Kritzeleien, wohl Federproben. Die Handschrift zeigt starke Benutzungsspuren, so ist auf Seite 12 f. unten eine kleine Ecke ausgerissen.

Der Schreiber des Büchleins war offensichtlich nicht sehr geübt. Die Laute gab er nach seinem Gehör entsprechend der Ortsmundart wieder, sofern er nicht etwa von einer älteren Vorlage abschrieb. Einiges blieb ihm offenbar unverständlich, so die lateinischen Wörter „ter“ (= dreimal) und „item“ (= desgleichen); lateinische Bezeichnungen für Arzneimittel sind z. T. volkstümlich entstellt. Diese wurden offensichtlich vom Apotheker oder wohl auch vom Kräuterkrautler („Theriakkrämer“) gekauft. Stehen doch an der Stelle von Mengenangaben Preisbezeichnungen.

In den Texten findet man Spuren niederdeutschen Wortgutes. Da die Zaubersprüche („Böte“-) niemals laut gesprochen, sondern nur gemurmelt wurden⁵⁾, auch mit Lese- und Schreibfehlern bei wenig geübten Schreibern zu rechnen ist, bleibt einiges unverständlich, wurde wohl auch von denen, die es anwandten, nicht mehr verstanden. Sind doch manche — wenn nicht gar alle — angegebenen Mittel sehr altes Brauchtumsgut. Ohne vollständig zu sein, habe ich in den Anmerkungen einige Hinweise gegeben.

Der erwähnte (Johann Heinrich) Daniel Rowol(d)t ist in Wendhausen am 9. Juni 1795 geboren als unehelicher Sohn des Kotsassen Johann Friedrich Rowoldt in Wendhausen und der Gänsehirtin Annemarie Jürgemann aus Lehre⁶⁾. Am 28. März 1828 heiratete er Johanne Katharine Knopf, eheliche Tochter des † Häuslings und Schuhmachers Heinrich Hennig Knopf und der Katharine Dorothea Feuerschütze in Lehre⁷⁾. Er starb als Häusling und Schneidermeister in Lehre am 13. April 1863⁸⁾.

Die zweite Handschrift ist in einen blauen Zuckerhutpapierumschlag geheftet mit der Aufschrift „Heinrich Grashof den 6. December 1825“. Es dürfte sich da um Johann Heinrich Henning Grashoff handeln, der am 19. November 1811 in Essehof als Sohn des Schneiders und Häuslings Johann Hermann Wilhelm Grashoff und dessen Ehefrau Ilse Christine Henriette Dietz geboren ist⁹⁾. Die Handschrift enthält 32 Seiten, von denen nur zwei beschrieben sind: Seite 13 enthält einen Segen, Seite 14 ein Rezept; beides ist mit Bleistift geschrieben.

Die Fähigkeit des Besprechens („Bötens“) ging abwechselnd von einer männlichen auf eine weibliche Person über¹⁰⁾. So führt demnach der Übertragungsweg von der Gänsehirtin Annemarie Jürgemann auf ihren Sohn Daniel Rowoldt oder vielleicht von diesem auf dessen Ehefrau Johanne Katharine Knopf. Beide Frauen stammten aus Lehre. Dieser Ort galt seit alters als „Hexendorf“. Hier wirkte von 1660 bis 1694 als Pfarrer David Peckel(ius)¹¹⁾. Dieser bat — offenbar vergeblich — um seine Versetzung an einen anderen Dienstort, weil in dem „Hexendorfe“ die Ehefrau seines Amtsvorgängers „von bösen Menschen lahm gezaubert sei“ und er um sein Leben fürchtete¹²⁾. Jener Vorgänger, J(E)saías Gittel, wirkte in Lehre von 1656 bis 1660. Er ging von hier nach Bergen bei Celle und ist dort 1680 gestorben¹³⁾.

Da erscheint nicht unbeachtlich, daß noch im Jahre 1932 gegen das Versprechen strengster Verschwiegenheit ein wohlmeinender Bauer in Lehre mich vor einer Frau warnte, die er mir namhaft machte. Sie hätte den Tod einer Anzahl Personen durch ihre Zauberkünste herbeigeführt. Dabei verwies er auf einen Mann aus meiner Nachbarschaft. Meinen Hinweis, daß dieser, soviel ich wisse, einer Lungentuberkulose zum Opfer gefallen sei, wies er mit ungläubigem Lächeln zurück und riet mir zur Vorsicht gegenüber jener Frau und ihren Familienangehörigen. Von anderer Seite erhielt ich zu jener Zeit Kunde über eine Bäuerin, zu der, wie es hieß, „von weither“ Hilfesuchende kamen, um durch sie krankes Vieh gesunden zu lassen. Dazu konnte ich nur erfahren, daß sie zu dem Zwecke Herzen und Lungen von Schlachttieren in den Schornstein hängte. Es erinnert dies an einen aus Disentis in der Schweiz überlieferten Brauch. Ihm zufolge werden Herz und Lunge eines an Milzbrand verendeten Tieres im Schornstein stark geräuchert. Damit will man verhindern, daß andere Tiere erkranken¹⁴⁾.

Anmerkungen:

¹⁾ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel (Nds. St. Wf.): 36 Alt 299, Tgb. Nr. 166. — ²⁾ Vgl. M. Wiswe: Bücherbesitz und Leseinteresse Braunschweiger Bauern im 18. Jh. In: Zs. f. Agrargeschichte u. Agrarsoziologie 23 (1975), S. 210 ff. — ³⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HWdA). Hrsg. von E. Hoffmann-Krayer und Hans H. Bächtold Steubli. Berlin 1927–1942. — ⁴⁾ Th. Echtermeyer und B. v. Wiese hrsg.: Deutsche Gedichte. Ausgabe Düsseldorf 1960, S. 159. — ⁵⁾ J. Jungbauer: Deutsche Volksmedizin. Berlin u. Leipzig 1934, S. 105 f. — ⁶⁾ Nds. St. Wf.: 1 Kb 1267, S. 410. — ⁷⁾ Nds. St. Wf.: 103 N 255 Bd. I, S. 281. — ⁸⁾ Nds. St. Wf.: 103 N 255 Bd. I, S. 405. — ⁹⁾ Nds. St. Wf.: 1 Kb 1196, S. 142. — ¹⁰⁾ HWdA, I, Sp. 1163. — ¹¹⁾ V. Dettmer: Chronik von Lehre. In: Glaube u. Heimat. Ev. Gemeindeblatt für Lehre. Jg. 1936, Nr. 1 f.; G. Seebaß u. F. W. Freist: Die Pastoren der Braunschweigischen ev.-luth. Landeskirche. I. Braunschweig 1968, S. 131; II. Braunschweig 1974, Nr. 2967. — ¹²⁾ A. Rhamm: Hexenglaube und Hexenprozesse, vornämlich in den braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 93, Fußnote. — ¹³⁾ Seebaß u. Freist, a. a. O., I, S. 131; II, Nr. 1306. — ¹⁴⁾ HWdA, IX, Nachtrag, Sp. 289.

Kommentierte Textausgabe

Vorbemerkung

Die Textwiedergabe folgt weitgehend der Vorlage. Die Schreibweise habe ich etwas geglättet, jedoch unter Wahrung des Lautbildes und der sprachlichen Eigenheiten. Die Vorschriften sind nachträglich fortlaufend nummeriert, die Seitenzahlen der Handschriften angegeben. Sie beziehen sich auf das erste Heft außer den letzten beiden Nummern, die dem zweiten Heft entnommen sind.

(S. 3) 1 Sim Per (!)

So schlage ich diesen Lap(p)en zusammen mit diesem Blute, daß die Schmerzen sallen vergehen und die Wunden heil werden. Mit der heiligen Dreifaltigkeit. Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist. 3mal.

„Sim Per“: wohl Sympathie als eine Art, Krankheiten durch Wort- und Sachzauber zu heilen (HWddA, VIII, Sp. 619); der blutig gemachte Lappen bzw. das Blut darauf dient als Zwischenträger, der stellvertretend den Kranken vertritt (vgl. dazu G. Jungbauer, S. 148; HWddA, V, Sp. 905).

(S. 4) 2 Jäger.

Unser Herr Jesus (!) Christus sein wieger band, als er verschwand. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Dieser Text ist offensichtlich verderbt oder doch hier unvollständig überliefert. Vermutlich handelt es sich um einen Spruch zur Bannung von Wild. — „wieger“: ist unerklärbar. — „band“: weist hin auf Bindezauber (vgl. HWddA, I, Sp. 868 f.).

3 Für den Schwam.

Herrigsöle und Sauer.

„Schwam“: Krankheitsbezeichnung für schwammig sich anführendes, stark an Umfang zunehmendes Gewächs (M. Höfler: Deutsches Krankheitsnamenbuch. 1899, S. 614). — „Herrigsöle“: Salzheringslake (J. ten Doornkaat Kollman: Wörterbuch der Ostfr. Sprache. 1884, II. S. 255. E. Kück: Lüneburger Wörterbuch. 1965, III. Sp. 192). — „Sauer“: Essig (J. F. Danneil: Wörterbuch der altmärkisch-platt. Mundart. 1859, S. 216. Lasch-Borchling: Mittelndt. Handwörterbuch. 1956 ff. III, Sp. 621 s. v. „sûr“).

4 Für den Knachenkrebs.

Baumwachs und Baumöl.

„Knachenkrebs“: Osteosarkom, Knochenkrebs (Höfler, S. 328). — „Baumwachs“: Mischung von Weißpech = Resina Pini, Kiefernharz (J. Arends: Volkstümliche Namen der Arzneimittel, Drogen, Heilkräuter und Chemikalien. ¹⁶1971, S. 40), Lein- oder Rüböl und 90prozentigem Spiritus zum Verschließen kleiner Baumwunden und Veredelungsstellen (J. Böttner: Prakt. Lehrbuch des Obstbaues. ⁷1920, S. 169; s. a. Lasch-Borchling, I, Sp. 315 s. v. „bomwas“; W. Schneider: Lexikon zur Arzneimittelgeschichte. 1968—1975, I, S. 29; V/3, S. 75). — „Baumöl“: Oleum Olivarum commune, Olivenöl (Arends, S. 40; Jaretsky: Lehrbuch der Pharmakognosie. ²1949, S. 67 f.; Schneider, V/2, S. 372 f.; s. a. Lasch-Borchling, I, Sp. 315 s. v. „bomölie“).

(S. 5) 5 Wenn Feuer aufgeht.

Stech Feuherr, du verzehrest zwarße Flammen. Dier hat gesant Jesus Christus (!) und der gerechte Mann, daß du solt stille stahn und nicht weiter gahn. Im Nahmen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiste(s). Amen.

Zauberspruch gegen eine Feuersbrunst. — Feuer ist hier als Lebewesen — Dämon — angesprochen (vgl. Harmjanz, H.: Die deutschen Feuersegen und ihre Varianten in Nord- und Osteuropa. 1932, S. 23, 149 ff.; H. Freudenthal: Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch. 1931, S. 398, 404 ff.; A. Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. *1923, § 239). — „Stech“: steh. — „zwarße“: muß richtig heißen „heiß“ (O. Schütte: Der Feuerreiter. In: Zs. des Vereins für Volkskunde 9. 1889, S. 439 f., Freudenthal, S. 403).

(S. 6) 6 Daß den (!) Fiehe nichts ankommen kann.

Teufels dreck	9 ↗
Musteckus	15 ↗

Man nimmt dieses in unbederptes Leinen und binde es ihnen an (!) Kopfe unter den Härner herum oder herumgenehet.

„Teufels dreck“: *Asa foetida*, Stinkasant, eingetrocknetes Gummiharz mehrerer *Ferula*-arten aus der Familie der Doldengewächse (Arends, S. 374; Schneider, V/2, S. 92 f. Jaretsky, 287); hierzulande gegen Viehkrankheiten und Hysterie angewandt (nach Joh. Lange: *Tentamen medico-physicum de remediis Brunsvicensium domesticis*. 1765, S. 80 f.). Letztere wird auf das Wirken von Dämonen zurückgeführt. — „Musteckus“: Moschus (Arends, S. 268). Es handelt sich um das eingedickte Drüsensekret des Moschustieres, *Moschus moschiferus* L. (Jaretsky, S. 291 f.; Schneider, I, S. 52 f.). Dämonen wollte man durch Übelriechendes vertreiben (HWddA, IV, Sp. 574; s. a. J. F. Oslander: *Volksarzneimittel*. 1826, S. 138; Schneider, V/2, S. 92 ff.). — „unbederptes“: ungebrauchtes (vgl. Schiller-Lübben: *Mittelniederdt. Handwörterbuch*. 1881, VI, S. 34 s. v. „bederven“; gebrauchen). — „Härner“: Hörner. — Das Verhüllen des Kopfes dient der Abwehr des bösen Blickes (S. Seligmann: *Der böse Blick und Verwandtes*. 1910, II, S. 279; HWddA, II, Sp. 144).

7 Von den Kühen das Milchen und Buttern auf alle Blagen zu hiendern.

Eberwurzel	4 ↗	Hasenwurzel	4 ↗
Berenwurzel	4 ↗	Musteckus	9 ↗

In 2 Teile; jedes Geteile und 2 Margen hintereinander mit ihrer eignen Milk Milch eingeben. Aber die Milch mus nicht aus dem Stalle, bis den Kühen erst eingegeben. Die Kuh mus nicht gefressen haben (S. 8) und auch nicht gleich freßen. Dieses is auf eine Kuh.

Es handelt sich vermutlich um Maßnahmen, durch die das Blauwerden der Milch verhindert werden soll, das auf das Einwirken von Hexen bzw. Dämonen zurückgeführt wurde, das aber, wie man heute weiß, bei längerem Stehen der Milch durch Mangel an Sauberkeit hervorgerufen wird durch Bazillen — namentlich durch *Bacillus lactis cyanogenes* und *cyaneofluorescens* (H. Lüers: *Milch, Butter und Käse*. 1913, S. 35; P. Gisevius hrsg.: *Illustriertes Landwirtschafts-Lexikon*. *1920, II, S. 78 s. v. „Milchfehler“. Über Butter- bzw. Milchzauber vgl. P. Sartori: *Sitte und Brauch*. 1911, II, S. 143; HWddA, I, Sp. 1736 ff., VI, S. 293 ff., hier besonders Sp. 319). — „auf alle Blagen“: wohl zu „blag“: blau (F. Wrede: *Plattdt. Wörterbuch des Kirchspiels Sievershausen, Kreis Burgdorf i. H.* 1960, S. 46). — „Eberwurzel“: *Radix Carlinae acaulis*, Silberdistel (Arends, S. 94), zauberabwehrendes bzw. Zaubermittel (HWddA, III, Sp. 531; Jaretsky, S. 351; Schneider, V/1, S. 240 f.) — „Berenwurzel“: *Radix Mei athamantici* (Arends, S. 38; Schneider, V/1, S. 240 f.). — „Hasenwurzel“: *Trifolium arvense*, Ackerklee (Schneider V/3, S. 352 f.). Oder ist etwa Haselwurz, *Rhizoma Asari* gemeint? (Jaretsky, S. 352; s. a. HWddA, III, Sp. 1543 ff.; s. a. Plinius: *Hist. nat.* XX, 25). Es handelt sich hier um harntreibende Mittel. — „Musteckus“: Moschus s. bei Nr. 6. — „2 Margen“: zweimal morgens.

Fühe das Cindelein, Jesus, Johanne Dohrothee Margrete
Das 3mal † † †, jedes 3 mal † † †, jedes 3 mal.

Das Bluth Jesu Christi, des Sohnes Gottes, mache dich reine von alle deinen Sünden. Christus ist geböhren zu Betlehem ist er erzohgen, (S. 9) Jerusalem, da hate er erlitten. So war, als ist (!) geschehen ist, auch deine Auszehrüge (!) zu vergehen.

J M Va † † †

(Es folgt in der Handschrift eine über die Breite der Seite verlaufende Linie.)

„Fühe“: schlage mit einem Vübusch, zur Dämonenvertreibung (W. Mannhardt: Wald- und Feldkulte. ²1905, I, S. 251 f.; H. Pfannenschmid: Germanische Erntefeste. 1878, S. 287; R. Andree: Braunschweiger Volkskunde. ²1901, S. 331; K. Heckscher: Die Volkskunde der Provinz Hannover. I: Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. 1930, S. 170; Niederdt. Klinggedichte. Hrsg. v. A. Leitzmann. 1928, S. 33, Nr. 13, dazu den Kommentar S. 112). — „Auszehrung“: Phtisis, Lungentuberkulose (Höfler, S. 847), aber sonst auch Krankheiten, die mit starker Abmagerung verbunden sind. — „J M Va“: vielleicht Jesus Maria Vater. — Vgl. hierzu den Milstätter Blutsegen (K. Müllenhoff u. W. Scherer hrsg.: Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa. ³1892, I, S. 180, II, S. 273).

Tunrüben vor	— 4 ↵	Viiolenwurz	— 4 ↵
Zibberwurzel	— 4 ↵	Gallian	— — — — 4 ↵
Genzen Nelken	— 4 ↵	Alowe	— — — — 8 ↵

„Tunrüben“: Radix Bryoniae, Zaunrübe (Arends, S. 415), in der Volksmedizin drastisches Abführmittel (Jaretsky, S. 322; Schneider, V/1, S. 198 ff.; s. a. A. Lonicerus: Kreuterbuch. 1679, S. 439 f.). — „Zibberwurzel“: Rhizoma Zedoariae, Zittwerwurzel (Arends, S. 419; Lonicerus, S. 540), selten als Magenmittel angewandt (nach Jaretsky, S. 403). — „Ganze Nelken“: Flores Caryophylli, Nelken (Arends, S. 273; Jaretsky, S. 301; Schneider, V/3, S. 310 ff.). — „Violenwurz“: Rhizoma Iridis, Veilchenwurzel (Arends, S. 385; Schneider, V/2, S. 202 ff.). — „Gallian“: Rhizoma Galangae, Galgant (Arends, S. 129; Jaretsky, S. 322; Schneider, V/1, S. 75). — „Alowe“: Aloe (Jaretsky, S. 105; Schneider, V/1, S. 70 ff.). — Angaben über die Anwendung des Rezeptes fehlen. Sämtliche Ingredienzien sind magenwirksam.

(S. 10) 10 Eine Wunde zu besprechen. Simperthi.

Man nimt einen neuen Lappen und wieschet Blut oder Matteri aus der Wunde darin, und denn wird der Lappe besprochen und den in die Tasche gestachen, daß er werm bleib Tach und Nacht — — —. So schlage ich diesen Lappen zusammen mit diesen Blute oder Materige, das (S. 11) sie soll heilen, wie der Mond neu wechts und die Schmerzen und die Geschwuldz vergehen, wie der volle Mond verschwindet.

Mit der hochheiliegen Dreifaltigkeit: Gott Vater, Gott ter Son, Gott ter Heiligen Geist. Amen.

„Simperthi“: Sympathie vgl. Nr. 1. — „Matteri“: Materie = Eiter (O. v. Hvorka und A. Kronfeld: Vergleichende Volksmedizin. 1908, II, S. 391). — „Lappen“: s. o. Nr. 3. — „Mond“: Hier liegt Analogiezauber vor, der vom magischen Einfluß des wechselnden Mondes ausgeht (C. Seyfarth: Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. 1913, S. 95 ff.; A. Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. ⁴1925, § 508). — „Ter“: dreimal, das lateinische Wort läßt vermuten, daß diese Aufzeichnung auf eine ältere Vorlage oder Überlieferung zurückgeht.

11 Für den Schwulst.

Maria und der Schwulst, die stritten beide umme goldenen Ring: Maria und der Schwulst verschwind in Name Gottes.

(Es folgt eine über die Breite der Seite verlaufende unterbrochene Linie.)

„Schwulst“: Geschwulst (Höfler, S.626). — Hier liegt Analogiezauber vor (vgl. HWdA, I, Sp.387). — Die folgende Zeile ist nachträglich durch die Strichelung geschrieben.

12

(S. 12) Guten Abend, Herr Obach. Ich bringe dich den Bieber und das Fieber, nicht auf einerlei Art, sondern auf 77erlei Art. Im Namen Gottes für das Fieber.

(Es folgt eine über die Breite der Seite verlaufende unterbrochene Linie.)

„Herr Obach“: unerklärbar. — Ein Fiebersegen aus dem Lauenburgischen und in Mecklenburg beginnt „Guten Abend Herr Fleder“. Das Fieber wird an einen Fliederstrauch „gebunden“ (v. Hvorka - Kronfeld, II, S. 879; vgl. Jungbauer, S. 126). — „Bieber“: Fieber (Höfler, S. 42; M. Lexer: Mittelhochdt. Handwörterbuch. 1872, Sp. 270 s. v. „biever“); nach Lasch-Borchling, I, Sp. 264 bedeutet „bewer“ Unruhe, Verwirrung (s. a. A. Lindgren: Ein Stockholmer mittelniederdeutsches Arzneibuch. 1967, S. 98). — Fraglich ist, ob hier die mit dem Fieber verbundene Unruhe besonders genannt wird oder ob lediglich Tautologie vorliegt. — „77erlei Art“: beruht auf der Vorstellung, daß es 77 Arten Fieber gibt (Jungbauer, S. 103; s. a. H. O. Münsterer: Grundlagen der volksmedizinischen Heilverfahren. In: E. Grabner: Volksmedizin. 1967, S. 308; I. Hampf: Segen Beschwörung Gebet. 1961, S. 89).

13 Für das Blut.

Christus, Petrus und Johannes gingen zusammen über den Jordan. Sie stunden zusammen stille. Also stehe die (!) Blutgang auch stille. im Namen Gottes.

„Jordan“: Jordan. — „Blutgang“: rote Ruhr (Höfler, S. 182); Segen zum Blutstillen, begründet auf eine alte Legende, derzufolge während der Taufe Christi der Jordan still gestanden haben soll (Analogie). Es handelt sich um einen der ältesten, in kleinen Varianten seit dem 10. Jahrhundert nachweisbaren Blutsegen (vgl. Ebermann, S. 24 ff.; HWdA, IV, Sp. 765 ff.; s. a. Freudenthal, S. 401).

(S. 13) 14 Für den Anschuß.

Anschuß, ick wil dich besprechen. Du solst nicht stechen, du solst dich brechen, du solst nicht huckken, du solst nicht pucken, du solst nicht quillen, du solst nicht schwillen, du solst verschweinden (!). Im Name Gottes.

„Anschuß“: Erysipel, Rose (H. Beck: Idiotikon von Nordsteimke bei Vorsfelde. In: Ndt. Jahrbuch XXIII, 1897, S. 134 s. v. „Boiten“; O. Schütte: Braunschweigische Segen. In: Zs. des Vereins f. Volkskunde in Berlin. Jg. 1900, S. 64), „alles Anschießende“: (nach Heckscher, S. 132); Anschuß = Dämonenschuß (L. Röhrich: Krankheitsdämonen. In: E. Grabner: Volksmedizin. 1967, S. 285 f.).

15 Für die Gicht.

An einen Weydenbaum gestanden und 3 Knutten an einen Reiß gemacht. (S. 14) Gicht in Präfernuß Lande. Was begehnet ihm dar? Der Knecht Jesus. Gicht, was wilst du da thun. Ich wil dier einen Menschen zeigen. Den solt du zerreißen und zerschmeißen. Nein, das solt du nicht thun. Ich wil mit dier in einen Walt ziehen, den solt du winden und verbinden in Name Gott (!)

Gicht wird auf böse Geister zurückgeführt (Höfler, S. 190). So erscheint hier die Gicht personifiziert. — „Knutten“: Knoten (Schiller-Lübben, II, S. 507; Lasch-Borchling, II, S. 603). Daß die Verknotung an einem Weidenreis erfolgen soll, dürfte darauf zurückzuführen sein, daß Weidenrinde (Salizylsäuregehalt) ehemals volksmedizinisch gegen Fieber, Rheumatismus und verschiedenerlei Schmerzen Verwendung fand (HWdA, IX, Sp. 246). Der wilde Wald in seiner Gesamtheit gilt als Bannungsort für Dämonen (W. Mannhardt: Wald- und Feldkulte, 1905, I, S. 17 ff.; Hampp, S. 91 f.; H. Marzell: Die Volksmedizin. In: Grabner, S. 111; A. Ritter von Perger: Deutsche Pflanzensagen, 1884, S. 313). — „Pröfernuß Lande“: unerklärbar.

16 Für den Brand.

Maria ging über das Land. Was hat sie in ihre Hand? Einen Feuerbrand. Er zog aus und nicht ein. Das soll hier ein Gedächtnis sein. Im Namen Gottes.

S. oben Nr. 5. — Epische Form des Segens (Harmjanz, S. 21). Im Gegensatz zu anderen derartigen Segen, in denen Petrus und Johannes bzw. Gott der Herr genannt werden, erscheint hier Maria (vgl. Harmjanz, S. 33; s. a. Freudenthal, S. 398 ff.).

(S. 16) 17 Für Glitwaßer.

Goltglit für 1 ggr

Baumöl und Sauer

„Gliederwasser“: Synovitis, entzündlicher Erguß von Serum oder Eiter in der erkrankten Gelenkhöhle (Höfler, S. 789). — „Goltglit“: Lithargyrum, Goldglätte, Bleioxyd (Arends, S. 145; Schneider, VI, S. 173 f.). — „Baumöl“: Oleum Olivarum commune, Olivenöl (Arends, S. 40; Schneider, V/2, S. 372 ff.). — „Sauer“: Acetum, Essig (Schneider, VI, S. 15 ff.); niederdt. „sür“ (Lasch-Borchling, III, Sp. 621; H. Böning: Plattdt. Wörterbuch, 1941, S. 112; Wrede, S. 254).

18

Item weis Wacks

Hierschtalch und Schaupeck

„Weis Wacks“: Cera alba, weißes Wachs, aus gelbem Wachs durch Reinigen und Bleichen gewonnen (Jaretsky, S. 73; Schneider, I, S. 28 f.). — „Hierschtalch“: Sebum ceruinum, ersatzweise Sebum ovile, Schaftalg (Arends, S. 177; Schneider, I, S. 29, S. 58). — „Schaupeck“: Pix navalis, Schusterpech (Schneider, V, S. 75 ff.), mnd. „schopek“ (Lasch-Borchling, III, Sp. 122).

19 Für Beschauberung.

Scharrettenborke 6 ↷
Teufels drek 6 ↷

schwarzen Kümmel 6 ↷

Böse Augen haben dich gesehen und böse Füße haben dich getreten. Im Nam[en] Gottes.

„Beschauberung“: Behexung, mittelniederdt. „betoveringe“ (Lasch-Borchling, I, Sp. 259; s. a. Trübners Deutsches Wörterbuch, 1939, I, S. 323). — „Scharrettenborke“: Cortex Cascarillae (Arends, S. 330), Schascharellenbork: Kaskarille (Jaretsky, S. 316; Schneider, V/1, S. 390 f.). — „Schwarzkümmel“: Semen Nigellae (Arends, S. 341; Jaretsky, S. 348 f.; Schneider, V/2, S. 364). — „Teufels drek“: Asa foetida, Stinkasant, s. o. Nr. 6. Diese Drogen dienten zum Räuchern (C. Wehrmann: Volkstümliche Bezeichnungen von Arzneimitteln. In: Niederdt. Korrespondenzblatt 19, 1898, S. 73). — „Böse Augen“: Durch

den Blick der Augen wird gute oder — wie hier — böse Wirksamkeit erreicht (vgl. S. Seligmann: Der böse Blick und Verwandtes. 1910, I, S. 351 ff.; derselbe: Die Zauberkraft des Auges und das Berufen. 1922, S. 458 ff.; J. Schwebel: Volksglaube und Volksbrauch im Hannoverschen Wendland. 1960, S. 163; s. a. Hampp, S. 104). — „Böse Füße“: Man bekommt Gewalt über einen Menschen oder über ein Tier, wenn man ihn bzw. es auf den Fuß tritt (J. Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer, ⁴1899, I, S. 196 ff.; Andree, S. 307; HWddA, III, Sp. 244 ff.).

(S. 17) 20 Wan der Krebs aufbrich.

Nim 13 lebendige Krebs, fünf 5 (!) schwartze Schnecken, eine Kräte. Tue solches in einen Topf und verkleibe ihn wohl und calcinire es. Van diesem in den Krebssschaden eingestreuet, tädte ihn von Stunden an und läßt ihn nicht weitter kommen.

„Krebs“: volkstümlich auch Geschwüre, die nicht Karzinome sind. Die Verwendung der Bezeichnung ist aus Analogieglauben zu erklären (Jungbauer, S. 13; HWddA, V, Sp. 449 f.). Der Krebs wird als Lebewesen betrachtet. — „Kräte“: Bufo, Kröte, gedörrt und pulverisiert Krebsheilmittel (HWddA, V, Sp. 619; Schneider, I, S. 23). — „calcinieren“: Austreiben von Wasser durch Trockendestillation. — „verkleiben“: zuschmieren (G. Schambach: Wörterbuch der niederdt. Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. 1858, S. 263). — „tädte“: tötet.

21

Item. Tue Nusöl in einen eisern Löffel. Halte es über das Feuer, das (!) wie Honig dick wird und schmiere Dach 2mal.

„Nußöl“: Oleum nucum, Juglandis, Walnußöl (Arends, S. 278; Schneider, V/2, S. 211 ff., VI, S. 160). — „Dach“: Tag.

(S. 18) 22 Für den Krebs.

Van todten Hunde, der van sich selbst verrecket ist, nimm ein Bein. Mache es zu Pulver. Streue es auf ein wollen Tuch umd (!) legs auf. Thue das oft, so stirb der Krebs.

Zu Pulver verbrannte Hundeknochen gegen Gliedwasser (s. Nr. 17) verwendet (HWddA, IV, Sp. 481); andere Arzneimittel vom Hund bei Schneider (I, S. 25, II, S. 24).

(S. 18) 23 Für den Jammer.

Das Hartze van einen jungen Raben, van einen Stargschnabel etwas un(d) 3 Hechtköpfe. Das zu Pulver gebocket . . . Man fühlt 3 Meßer (S. 19) spitzen ein.

„Jammer“: Epilepsie (Höfler, S. 248; Danneil, S. 91; G. Schambach, S. 93). — „boken“: stampfen (Schambach, S. 28; Wrede, S. 48; Lasch-Borchling, I, Sp. 309). — Der Storch gilt als Träger antidämonischen Gegengiftes (HWddA, VIII, Sp. 505). — Der Hechtkopf gilt als wunderkräftig und schützt vor Behexung (HWddA, III, Sp. 1609). Der Rabe spielte beim Zauber eine große Rolle (vgl. HWddA, VII, Sp. 452). — Die letzten beiden Wörter sind auf S. 19 übergeschrieben, wo sich im übrigen Federproben befinden.

24

(II, S. 13) Blut, ich beschwöre dich, daß du bei dieser Kuh weder zu reißen noch zu beißen hast. † † †

Das Blut ist hier als selbständiges Wesen aufgefaßt, dem der Besprechende befiehlt, der Kuh keinen Schmerz zuzufügen. Zur Personifizierung des Blutes vgl. O. Ebermann: Blut- und Wundsegen. 1903, S. 75 ff.

25

(II, S. 14) Wenn eine Kuh dicke is.

Salbe Jak geist, (wenn die) nag geburt nigt folget. Weisen Em wer morgens einen Tälöffel, abens einen Tölöffel.

„dicke“: tragend (E. Kück: Lüneburger Wörterbuch. 1942, I, Sp. 312). — „Salbe Jak geist“: Liquor Ammonii caustici, Salmiakgeist (Arends, S. 321). — „Weisen Em wer“: Rhizoma Zingiberis, (geschälter) Ingwer (Arends, S. 101; Jaretsky, S. 319 ff.; Schneider, V/3, S. 418 ff.). — „Naggeburt“: Placenta, Nachgeburt. — „Tä-/Tölöffel“: Teelöffel.

Überreste des Glaubens an Elfen in der ostfälischen Volkssprache

Von Werner Flechsig

Die Vorstellungen von geisterhaften Wesen, die teils segensreichen, teils unheilvollen Einfluß auf Mensch und Tier nehmen konnten, war in früheren Jahrhunderten bei unseren Vorfahren in ähnlicher Weise verbreitet wie bei anderen Kulturvölkern und Naturvölkern, wenn auch den Geistern hier und dort verschiedene Gestalten und verschiedene Namen beigelegt wurden. In welchem Maße solche Vorstellungen die Gedanken und Handlungen der Menschen im täglichen Leben auch hierzulande beeinflußt haben, geht zur Genüge aus Sagen und Märgen unserer Heimat, aus den heimischen Sitten und Gebräuchen der Festzeiten, aus zauberischen Anwendungen der Heilkunde und aus der Beobachtung fester Regeln bei gewissen Arbeitsvorgängen hervor, die bis in die Neuzeit hinein überliefert wurden. Einiges davon habe ich schon in den 60er und 70er Jahren in verschiedenen Aufsätzen behandelt, die sich mit den Feld-, Wasser- und Hausgeistern befaßten ¹⁾, mit Glauben und Brauch der „Zwölften“ in Ostfalen ²⁾, mit Glauben und Brauch der Erntezeit ³⁾, mit dem Weihnachtsmann ⁴⁾ und mit den Spuren einer germanischen Göttin in der Gestalt der alten Häkschen, der Frau Harke oder der Frau Holle ⁵⁾. Nunmehr will ich den Spuren nachgehen, die der Glaube an Elfen im Wortschatz der ostfälischen Volkssprache bis auf unsere Tage hinterlassen hat.

Der Name Elf(e) für geisterhafte Wesen, der seit dem 18. Jahrhundert Eingang in die deutsche Dichtung fand und hier fortan ein romantisch verklärtes Dasein führte, war erst in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts aus England nach Deutschland gekommen, wo er schon im frühen Mittelalter in der angelsächsischen Wortform *aelf* bezeugt war. Verwandte Namensformen waren zwar im frühen Mittelalter auch in anderen germanischen Sprachen bekannt gewesen, so im Althochdeutschen *alp* oder *alb*, im Altniederdeutschen *alf*, im Altnordischen *alfr*, doch schien Alf hierzulande als Name des Geistes bereits im ausgehenden Mittelalter kaum noch gebraucht worden zu sein. Ich habe jedenfalls bisher keinen Beleg für dieses Wort oder für die aus Alf durch den Umlaut flektierter

Formen hervorgegangene jüngere Lautstufe Elf als Bezeichnung des Luftgeistes in ostfälischen Schriftquellen des 15. oder 16. Jahrhunderts entdecken können. Beide Formen fehlen auch in dem Aufsatz „Zauberei in Braunschweig im 16. und 17. Jahrhundert“, den O. Schütte im Braunschweigischen Magazin 1907 auf Grund der Rechtsbücher des Braunschweiger Rates veröffentlicht hat. Gleichwohl blieb die Erinnerung an jene mittelalterlichen Namen noch jahrhundertlang in abgeleiteten Wortformen und Zusammensetzungen mit anderen Grundwörtern lebendig. Dazu gehören in Sammlungen des Wortschatzes ostfälischer Mundarten aus der 2. Hälfte des 19. und der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts „*alfen*“, „*Alfsranken*“, „*Alwerschöt*“, „*Elbenfinger*“, „*Elben Sinne*“, „*Elbentöne* bzw. *-tēne*“, „*elkantich*“ und „*elwisch*“. Ich hielt diese als Relikte erhaltenen Wörter für so wichtige Zeugnisse des Volksglaubens in unserer Heimat, daß ich mich 1957 dazu entschloß, die meisten von ihnen in den 8. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum zu setzen, um noch möglichst viel über ihre Verbreitung in Ostfalen in Erfahrung bringen zu können. Die Ergebnisse aus jener Umfrage sollen in den folgenden Abschnitten allgemein bekannt gemacht werden.

1. *alfen* (un *talfen*)

Vor dem Ersten Weltkriege erfaßte Theodor Reiche aus Adersheim bei Wolfenbüttel in seinem unveröffentlicht gebliebenen Ostfälischen Wörterbuch die merkwürdige Redewendung „*hai kann wäier nist ar alfen un talfen*“, d. h. ‚er kann weiter nichts als läppische Bewegungen machen und selbst darüber lachen‘. Gleiches oder Ähnliches suchte ich in allen anderen Wörtersammlungen ostfälischer Mundarten vergeblich, angefangen mit G. Schambachs Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen von 1858 bis zu dem 1975 von H. Fr. Rosenfeld herausgegebenen Wernigeroder Wörterbuch. Trotzdem wollte ich mich mit diesem negativen Befund nicht zufrieden geben und fragte die Gewährsleute des Br. Landesmuseums für die Beantwortung der Mundartfragebogen 1957 danach, ob in ihren Orten für die Hervorbringung läppischer Bewegungen mit albernem Gelächter „*alfen un talfen*“ oder „*alfantsen*“ gesagt werde. Das Ergebnis war überraschend. Obwohl es sich um ein scheinbar fast ausgestorbenes Reliktwort handelte, war das Zeitwort *alfen* teils in Verbindung mit *talfen*, teils allein immerhin noch in 53 ostfälischen Orten bekannt. Die Belege fanden sich weit verstreut in den Kreisen Halberstadt (Hessen a. F.), Helmstedt (Hoiersdorf, Ingeleben, Königslutter, Parsau, Runstedt, Sunstedt, Warmenau), Gifhorn (Leiferde, Wittingen), Braunschweig (Denstorf, Hötzum, Lamme, Schapen, Sonnenberg, Zweidorf), Wolfenbüttel (Burgdorf, Evessen, Fümmlse, Geitelde, Gustedt, Hohenassel, Linden, Roklum, Volzum, Watzum, Wendessen), Goslar (Haverlah, Lochtum), Peine (Equord, Horst, Schwicheldt, Wense), Burgdorf (Arpke), Hildesheim-Marienburg (Kl. Dungen, Einum, Grasdorf, Lechstädt, Listring, Nettlingen, Sottrum), Gandersheim (Dankelsheim, Greene, Lutter a. B., Opperhausen, Seesen, Volkersheim), Osterode (Willershausen), Einbeck (Hunnesrück), Holzminden (Bisperode, Heinade) und Alfeld (Breinum, Sehlem). Abweichend sagte man nur in Langelsheim, Kr. Gandersheim, „*almen un talmen*“ und in Brackstedt, Kr. Helmstedt, „*alfen un talfen*“. Dagegen wurde aus Bad Harzburg und einigen anderen Orten die Fassung „*alwern und talwern*“ gemeldet, die zweifellos das aus der hochdeutschen Schriftsprache entlehnte Eigenschafts- und Zeitwort „*albern*“ an die Stelle des unverständlich gewordenen Reliktes *alfen* hat treten

lassen. In zahlreichen weiteren Orten kannte man statt *alfen un talfen* nur noch „*alwern*“, während umgekehrt vielen Gewährsleuten nur das 2. Glied der Redewendung in der Form *talwern* oder *dalwern, talmen* oder *dalmen* vertraut war. Den frühesten ostfälischen Beleg für das Lehnwort „*alwern*“, das etymologisch gar nichts mit *alfen* zu tun hat, fand ich übrigens in einem von einem Schöninger verfaßten plattdeutschen Hochzeitsgedicht von 1650 für Michael Jacobi und Catharina Holst in Kiel ⁶⁾ in der Form „*albern*“.

Auch *alfantsen*, das anstelle von *alfen un talfen* aus 45 ostfälischen Orten gemeldet wurde ist trotz der Gleichheit des Wortanfangs durchaus nicht mit *alfen* verwandt, denn nach Fr. Kluges Etymologischem Wörterbuch wurde das Hauptwort *alfan* mit der Bedeutung ‚Posse, Betrug‘ aus dem italienischen „*all' avanzo*“ entlehnt, das eigentlich ‚zum Vorteil‘ bedeutet ⁷⁾. Nach Ostfalen gelangte auch dieses Lehnwort erst verhältnismäßig spät auf dem Wege über die hochdeutsche Umgangssprache und wurde hier erstmalig durch G. Schambach 1858 in seinem Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen bezeugt als Hauptwort *alfanzerie* mit der Bedeutung ‚Albernheit, Torheit‘ ⁸⁾.

2. Alfsranken, Alwesranken, Alwerschötsranken

In dem „Verzeichnis der um Helmstedt wild wachsenden Pflanzen“ von J. Fr. L. Cappel, das 1784 erschien, findet sich als Name der rankenden Pflanze Bittersüß (*Solamen dulcamara*) „*Alfsranken*“ ⁹⁾, desgleichen in den „Denkwürdigkeiten — — — des Fürstenthums Blankenburg“ von J. Chr. Stübner aus dem Jahre 1793 ¹⁰⁾. Merkwürdigerweise fehlt dieser Name in allen Sammlungen des Wortschatzes ostfälischer Mundarten aus dem 19. und 20. Jahrhundert, auch bei Th. Reiche. Nur H. C. Bierwirth erwähnte in seiner Arbeit über die Mundart von Meinersen im Kr. Gifhorn (Jena 1890) die erweiterte Namensform *Alwerschötsranken* ¹¹⁾. Trotz der spärlichen Bezeugung dieses auf den Glauben an Elfen hindeutenden Namens der giftigen Heilpflanze setzte ich auch ihn 1957 in den 8. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums und bekam zu meiner Überraschung nicht weniger als insgesamt 109 Belege für die Namensformen *Alfs-*, *Alwes-* und *Alwerschötsranken* aus den Kreisen Wanzleben (1), Halberstadt (1), Helmstedt (15), Gifhorn (1), Braunschweig (17), Wolfenbüttel (13), Stadt Salzgitter (8), Goslar (7), Peine (6), Hildesheim-Marienburg (13), Gandersheim (14), Zellerfeld (1), Osterode (1), Northeim (1), Einbeck (4), Holzminden (3), Alfeld (2) und Burgdorf (1).

Daß man den *Alfsranken* ein besonderes Verhältnis zu übersinnlichen Mächten zuschrieb, wird verständlich, wenn man ihre Wirkung als Gift- und Heilpflanze in Betracht zieht. In frischem Zustand ruft sie Ekelempfindungen, Erbrechen und Angstzustände hervor, wurde aber in der alten Volksheilkunde nach entsprechender Zubereitung gegen gichtisch-rheumatische Leiden, Gelbsucht, Wassersucht und andere Beschwerden angewandt, um die Unterleibsgefäße zu erweitern. Zu den Kuren nahm man nach den Angaben in einer mundartlich gefärbten Handschrift über Volksheilverfahren von 1789, die sich in Wendeburg, Kr. Braunschweig, im Privatbesitz befindet, „*eine Handvoll geschnittener Alfsranken*“. Die Hauptwirkung dieses Heilmittels bestand anscheinend in verstärkter Ausscheidung des im Körper des Erkrankten gestauten Wassers über die Nieren und die Blase, wie sie heutzutage durch synthetische Präparate (Lasix u. ä.) bewirkt wird. Darauf deutet ein anderer Namen des *Solamen dulcamara*

hin, der bei der Umfrage 1957 in 24 ostfälischen Orten zutage kam, nämlich „*PiBranken*“. Dieser Name fand sich in den Kreisen Helmstedt (Grasleben, Nordsteimke), Gifhorn (Böckelse), Braunschweig (Denstorf, Schapen, Wierthe), Wolfenbüttel (Börßum, Fümmelse, Hohenassel, Isingerode, Linden), Stadt Salzgitter (Ohlendorf), Goslar (Gielde, Heiningen), Peine (Equord, Gr. Lafferde, Schwicheldt), Hildesheim-Marienburg (Adlum, Bockenem, Harsum, Salzdetfurth), Gandersheim (Mahlum) und Einbeck (Dörrigsen, Hullersen).

Außer in der Menschenheilkunde wurde *Solamen dulcamara* aber auch in der Tierheilkunde verwandt. Das zeigt der Name *Alwerschötsranken* an, der zuerst von Bierwirth 1890 in Meinersen gefunden war. Dort hatte man damals angegeben, daß die gekochten Pflanzenbestandteile den Kühen eingegeben wurden, wenn die Milch nicht buttern wollte. Im nächsten Abschnitt werde ich zeigen, was dahinter steckte. Außer in Meinersen war die Bezeichnung *Alwerschötsranken* nach Ausweis der Fragebogenantworten von 1957 noch in 16 weiteren ostfälischen Orten bekannt, und zwar in den Kreisen Helmstedt (Kästorf), Braunschweig (Essinghausen, Harvesse, Hordorf, Rünigen, Zweidorf), Wolfenbüttel (Volzum), Goslar (Vienenburg), Stadt Salzgitter (Lobmachersen), Peine (Eltze, Horst, Vöhrum, Wense), Hildesheim-Marienburg (Bettrum, Werder) und Gandersheim (Volkersheim), also vorwiegend im Nordteil des ostfälischen Kerngebietes.

3. Alwerschöt

Otto Burgdorf in Woltwiesche, Kr. Wolfenbüttel, schrieb 1913 in einer plattdeutschen Schilderung des Lebens in seinem Heimatdorf: „*Wenn de Kahe dat Alberschoot harren, denn kragen se ganße blahe Melk*“, d. h. wenn die Kühe das Alberschoot hatten, dann kriegten sie ganz blaue Milch¹²⁾. Dasselbe Wort war schon in einem Nachtrag von 1809 zu der im vorigen Abschnitt erwähnten volksmedizinischen Niederschrift von 1789 in Wendeburg, Kr. Braunschweig, erwähnt worden, wo es hieß: „*tier*“ (d. h. für) „*den albschot der Kühe 1 halb Pfund lin Sink*“ (?), „*ein halb Pfund grauen Schwöfel*“ (d. h. Schwefel) „*auf einen dach*“ (d. h. Tag) „*3 lepel*“ (d. h. Löffel) „*fol*“. Auf die Frage nach der ‚Kuhkrankheit, bei der die Milch bläulich und ungenießbar wird‘, wurde 1957 in 111 ostfälischen Orten mit *Alwerschöt* oder dort, wo in der Ortsmundart langes o verengt gesprochen wird, mit *Alwerschuöt* bzw. *-schüt* geantwortet. Die Belege stammen aus den Kreisen Halberstadt (1), Helmstedt (13), Gifhorn (4), Braunschweig (19), Wolfenbüttel (17), Goslar (7), Stadt Salzgitter (3), Peine (11), Hildesheim-Marienburg (11), Gandersheim (12), Blankenburg-West (2), Zellerfeld (1), Osterode (1), Northeim (1), Einbeck (4), Holzminden (3) und Alfeld (1). Zu übersetzen wäre *Alwerschöt* als ‚Elfenschuß‘. Es lag diesem Krankheitsnamen also eine ähnliche Vorstellung zugrunde wie bei dem schriftsprachlichen „Hexenschuß“, nämlich die einer plötzlich wie durch einen Pfeilschuß durch ein feindseliges Wesen hervorgerufenen Erkrankung. Das zeigen auch die in anderen befragten Orten ersatzweise angegebenen Bezeichnungen *Anschöt* oder *Inschöt* für die fragliche Kuhkrankheit.

4. elwisch und Elbensinne

Im Jahrgang 1893 der von Th. Reiche herausgegebenen Braunschweiger Zeitschrift ‚Muddersprake‘ findet sich auf S. 110 der Ausdruck „*du bist elwesch*“,

d. h. ‚unzurechnungsfähig, verrückt‘. Kurz zuvor hatte H. C. Bierwirth dasselbe Eigenschaftswort in den Lautformen *elwisch* und *ölwisch* mit der gleichen Bedeutung in Meinersen, Kr. Gifhorn, festgestellt, und schon 1821 war es von H. Hoffmann von Fallersleben im plattdeutschen Wörterverzeichnis seines ebenfalls im Kr. Gifhorn gelegenen Heimortes aufgeführt worden mit der Erklärung ‚im Kopfe verwirrt, albern‘¹³). Nicht nur im Nordteil des ostfälischen Kerngebiets war dieses Wort im 19. Jahrhundert bezeugt, sondern auch im Südteil des Westostfälischen, wo es G. Schambach in seinem Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen mit den Lautvarianten *elwisch*, *elbisch* und *elwesch* 1858 aufgeführt und etymologisch zutreffend eingeordnet hatte durch die Erklärung ‚wie einer, dem die Elben etwas angetan haben, albern, einfältig, linkisch‘¹⁴). Im gleichen Sinne äußert sich das von A. Friederich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verfaßte Wernigeroder Wörterbuch¹⁵). Etwas weiter von der ursprünglichen Bedeutung einer geistigen Verwirrung entfernt haben sich die Erklärung des Wortes *elbisch* als ‚böse, zornig‘ in Frommes Wörterbuch für das Kirchspiel Hohenbostel im Deistervorland von 1875¹⁶) und des Wortes *elwisch* als ‚mürrisch‘ in dem Holzland-Ostfälischen Wörterbuch von A. Hansen¹⁷). Ungeachtet solcher Unterschiede in den Bedeutungsangaben fragte ich 1957 im 8. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums nur danach, ob man für ‚unzurechnungsfähig, verwirrt‘ den Ausdruck „*hai is elwisch*“ oder „*hai hat (het) elben Sinne*“ kenne, und bekam für *elwisch* 77 ostfälische Belege aus den Kreisen Halberstadt (3), Helmstedt (21), Gifhorn (1), Braunschweig (14), Wolfenbüttel (14), Stadt Salzgitter (1), Goslar (2), Peine (4), Hildesheim-Marienburg (5), Gandersheim (5), Zellerfeld (1), Osterode (2), Einbeck (1) und Holzminden (3).

Neben der geistigen Verwirrung bei Menschen bezeichnete man früher in Ostfalen aber mit *elwisch* auch die Erscheinungsformen eines krankhaften Zustandes bei Schaflämmern, die vom sogenannten Drehwurm befallen waren. Bezeugt wurde das Wort in dieser zweiten Bedeutung von Th. Reiche vor dem Ersten Weltkrieg in seinem ungedruckten Ostfälischen Wörterbuch, von H. C. Bierwirth 1890 für Meinersen im Kr. Gifhorn, von O. Schütte vor 1914 in volkskundlichen Aufzeichnungen aus Grasleben am Ostrande des Lappwaldes im Kr. Helmstedt, von H. Beck in seinem Idiotikon von Nordsteinke bei Vorsfelde im Kr. Helmstedt, wo als Satzbeispiel angeführt wurde: „*ûse enne schâp mösten wi slachten, 't was elwisch, 't harre 'ne wâterblâse in koppe*“¹⁸), ferner von R. Block in seinem Idiotikon von Eilsdorf am Huy im Kr. Oschersleben unter dem Stichwort „*ölwisch*“¹⁹), von E. Damköhler 1927 in seinem Nordharzer Wörterbuch für die Blankenburger Gegend²⁰) und von A. Hansen in seinem Holzland-Ostfälischen Wörterbuch²¹). Für das Eigenschaftswort *elwisch* in diesem Sinne haben wir sogar einige Belege aus dem 18. Jahrhundert in handschriftlichen Berichten braunschweigischer Dorfgeistlicher über die Viehhaltung in ihren Orten an den Wolfenbütteler Konsistorialrat Hassel²²), und zwar unter den Schafkrankheiten in Timmern, Kr. Wolfenbüttel um 1775²³), Barnstorf im gleichen Kreise von 1786 („*elbisch, wenn sie eine Schwiele kriegen*“) ²⁴), Velpke im Kr. Helmstedt von 1776 („*sie — — werden nach der Schäfersprache elwisch*“) ²⁵) und Lelm im gleichen Kreise, wo der heimatkundlich besonders kenntnisreiche Pastor Dünnhaupt schrieb: „*Noch eine Krankheit, die sie Elwisch nennen. Das Schaf ist alsdann taumelnd. Diese Krankheit verursacht eine Quese (Wasserblase) im Kopfe, der davon weich an der Stelle, wo diese Blase befindlich, wird. Die Quese, wenn sie oben auf dem Gehirn oder Brägen liegt, kann man sie biswei-*

len glücklich herausschneiden, und werden wieder gesund, wo das Ausschneiden nicht geschehen kann, so ist keine Hilfe, sie sterben“²⁶). Verursacht wurde die Hirnkrankheit der Schafe dadurch, daß Eier des Hundebandwurms, die ein Schäferhund ausgeschieden hatte, beim Weiden von den Schafen zufällig mit dem Grase oder den Getreidestoppeln aufgenommen wurden, in den Magen des Tieres gelangten, von da in das Gehirn wanderten und sich dort zu einem Blasenwurm (*Coenurus cerebralis*), der Jungform eines neuen Bandwurms, entwickelten. Je mehr dieser wuchs, desto mehr drückte er auf das Gehirn und bewirkte dadurch krankhafte Störungen in den körperlichen Funktionen des Bewegungsapparates, so mechanisches Herumlaufen im Kreise oder das zwecklose Drehen um die eigene Achse des Tieres, das Traben mit unnatürlich hochgerecktem Kopfe, willenloses Herumtaumeln, aber auch Benommenheit, stieren Blick und Hinfälligkeit. Solche auffälligen, beim gesunden Schaf ganz undenkbaren Lebensäußerungen konnte sich das Landvolk früher ohne veterinärmedizinische Einblicke in die Physiologie und Pathologie der Haustiere wohl nur als Auswirkungen eines übersinnlichen Wesens, nämlich eines böartigen Elben, vorstellen und bezeichnete den Krankheitszustand danach. Von daher lag es nicht fern, nun auch unnormale Bewegungen der Gliedmaßen bei Menschen, auffällige Gebärden, taumelnden Gang, Zuckungen, unsinnig erscheinende Aussprüche oder Temperamentsausbrüche ebenfalls elbischen Einwirkungen zuzuschreiben und auch sie „elbisch“ zu nennen.

Doch noch einmal zurück zur Verbreitung des Eigenschaftswortes *elwisch* für „unzurechnungsfähig, verrückt“! Als synonyme Bezeichnung für einen solchen Geisteszustand hatte Th. Reiche aus Adersheim bei Wolfenbüttel vor dem Ersten Weltkriege neben „*hai is elwesch*“ auch die Redewendung „*hai hat elben Sinne*“ gebucht. Als ich 1957 danach fragte, wo sie ebenfalls noch bekannt sei, bekam ich noch 52 ostfälische Belege dafür aus den Kreisen Wanzeleben (1), Helmstedt (6), Gifhorn (2), Braunschweig (3), Wolfenbüttel (11), Stadt Salzgitter (2), Goslar (3), Peine (3), Hildesheim-Marienburg (9), Gandersheim (5), Osterode (1), Einbeck (1) und Alfeld (5). Dazu kommen 23 weitere Orte, in denen die Redewendung nur noch in der verballhornten Fassung „*hai hat (het) elf Sinne*“ bekannt war, weil man sich unter „*elben*“ nichts mehr vorstellen konnte und an dessen Stelle das Zahlwort 11 gesetzt hatte, obwohl das freilich auch keinen Sinn gab, weil man über die natürlichen 5 Sinne hinaus nicht einmal einen 6., 7., 8., 9. oder 10. Sinn kannte. Die 23 Orte verteilen sich auf die Kreise Haldensleben (1), Halberstadt (1), Helmstedt (1), Gifhorn (1), Wolfenbüttel (3), Stadt Salzgitter (2), Goslar (4), Gandersheim (7), Alfeld (1) und Holzminden (2). Der Vollständigkeit halber sei hier nur beiläufig noch erwähnt, daß die falsche Vorstellung eines Übermaßes an Sinnen bei einem unzurechnungsfähigen Menschen gelegentlich auch auf andere Zahlen als 11 gerichtet war, nämlich auf „*sebben Sinne*“ bzw. „*siēben Sinne*“ = 7 Sinne in Ahstedt und Achtum, beide im Kr. Hildesheim, oder durch die Redewendung „*hat ainen tautēle*“, d. h. hat einen zuviel, also 6 statt 5 Sinne, in Herrhausen und Münchehof, beide im Kr. Gandersheim, umschrieben wurde.

5. Elbentöne, Elbentēne

Wie „*elben Sinne*“ nicht als 11 Sinne zu verstehen sind, sondern als Elbensinne, so meinte der Ausdruck „*elben Töne (Tēne)*“ in Ostfalen ursprünglich

sicherlich nicht 11 Zehen, also mißgestaltete Füße, sondern Elfenzehen. Das erkennt man deutlich aus der Redensart „*hai gait up elben Tönen*“ bzw. „*Tēnen*“, die Th. Reiche aus Adersheim bei Wolfenbüttel in sein handschriftlich hinterlassenes Ostfälisches Wörterbuch vor dem Ersten Weltkriege aufnahm und als Kennzeichnung eines Menschen erklärte, der ‚sehr behutsam und leise‘ einhergeht, also etwa so, wie sich das Volk früher die Fortbewegung der als Luftgeister gedachten Elben vorstellte. Daß man dabei freundliche und hilfreiche Geister im Sinne hatte und keine bösen Dämonen, wird bestätigt durch eine zweite, von Th. Reiche ebenfalls gebuchte Redensart, nämlich „*hai dantset up elben Tönen (Tēnen)*“, womit gesagt sein sollte, der Betreffende sei ‚sehr willig, flink und fröhlich beim Werken‘. Um zu klären, ob diese zweite Redensart mit der gleichen Bedeutung auch noch in anderen ostfälischen Orten überliefert sei, setzte ich sie 1957 in den 8. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums und bekam durch die Antworten darauf zu meiner Überraschung nicht weniger als 133 Belege dafür aus den Kreisen Halberstadt (1), Helmstedt (14), Gifhorn (4), Braunschweig (10), Wolfenbüttel (18), Stadt Salzgitter (3), Goslar (9), Peine (14), Hildesheim-Marienburg (20), Gandersheim (23), Osterode (2), Einbeck (9), Holzminden (1), Alfeld (4) und Burgdorf (1). Dazu kamen 7 Orte, in denen das unverständlich gewordene „*elben*“ durch das Zahlwort „*elf*“ ersetzt worden war, nämlich Hessen im Kr. Halberstadt, Ahnebeck im Kr. Helmstedt, Salzgitter-Lichtenberg, Gr. Döhren im Kr. Goslar, Ammensen, Seboldshausen und Windhausen im Kr. Gandersheim, sowie 6 Orte, wo „*up ölf (ölben) Tönen (Tēnen)*“ gesagt wurde, weil das Zahlwort 11 dort *ölf* bzw. flektiert *ölben* lautet, nämlich Immensen, Kr. Burgdorf, Egenstedt, Kr. Hildesheim-Marienburg, Esbeck und Warzen, Kr. Alfeld, Halle und Harderode, Kr. Holzminden. Schließlich führte die Ungewißheit, was „*elben*“ zu bedeuten habe, zu der banalen Verballhornung „*up allen Tönen*“ in Dungenbeck, Kr. Peine.

Einen rund 300 Jahre zurückliegenden Beweis für das hohe Alter der unverfälschten Redensart fand ich in einem plattdeutschen Hochzeitsgedicht für Statius Andreas Hagemann in Gebhardshagen, jetzt Stadt Salzgitter, und Anna Catharina Glaure, das 1663 ohne Ortsangabe im Druck erschien. Darin heißt es: „*Blaut, düßen Avent schal dei Hack' in Stehle stahn / Wenn eck mit Graitgen maut up eiven Thönen gahn*“ 27).

6. Elbenbrüt-Hindrik, Elbenfinger, elfkantich und Elf O'en

Unter den mit „*elben*“ oder „*elf*“ zusammengesetzten Ausdrücken, die in Ostfalen durch Sammlungen des mundartlichen Wortschatzes bezeugt sind, habe ich die folgenden nicht dialektgeographisch untersucht, so daß ich über ihren Geltungsbereich nichts aussagen kann. G. Schambach erfaßte 1858 in seinem Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen „*elbenfinger*“ mit der vermutlich verballhornten Lautvariante „*ölvenfinger*“, womit ein Mensch bezeichnet wurde, der nach dem Volksglauben den Teufel zitieren konnte, aber wohl kaum, wie Schambach meinte, weil er infolge einer angeborenen Mißbildung 11 Finger hatte, sondern weil er zauberische Kräfte in seinen Fingern besaß wie nach dem Volksglauben die Elben²⁸). Einige Jahrzehnte nach Schambach vermerkte Th. Reiche in seinem handschriftlichen Ostfälischen Wörterbuch die Redewendungen „*dai hat'n elfkantigen Kopp*“ mit der Bedeutung ‚er ist starrsinnig‘ und „*lät 'ne bäi säinen elf O'en!*“, d. h. ‚laß ihn bei seinen elf Augen!‘, womit ausgedrückt

werden sollte, daß man ihn bei seiner falschen Ansicht belassen solle. Es liegt auf der Hand, daß in beiden Fällen ursprünglich kein Zahlbegriff im Spiele sein konnte, weil sonst weder von einem fünf- bis zehnkantigen Kopf die Rede war noch von 3 bis 10 Augen. Vielmehr dürfte es sich um Eigenschaften gehandelt haben, die man den Elben zuschrieb. Das scheint auch der Fall gewesen zu sein bei dem Scheltnamen „*Elbenbrüt-Hindrik*“ für einen Schürzenjäger, den A. Hansen in Eilsleben, Kr. Wanzleben, gefunden und in sein Holzland-Ostfälisches Wörterbuch aufgenommen hatte. Die Erklärung dieses Ausdrucks als ‚Elfbräute-Heinrich‘, die im Wörterbuch geboten wurde²⁹⁾, ist meines Erachtens falsch, da nicht einzusehen ist, warum ein Schürzenjäger ausgerechnet 11 Bräute für sich zu gewinnen imstande wäre und nicht etwa 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 oder 10. Vielmehr dürfte die Vorstellung von Liebesbeziehungen zwischen Elben und Menschen zugrunde gelegen haben, wie sie uns in Sagen und Dichtungen vielfach entgegen tritt. Zum Schluß sei hier noch erwähnt, daß vom Südrande Ostfalens aus der nordthüringischen Stadt Nordhausen nahe dem braunschweigischen Stiftsamte Walkenried die Bezeichnung „*die Elben*“ für die Gliederkrankheit überliefert ist, die laut einem Hexenprozeßbericht von 1578 eine angeklagte Hexe den Leuten „zu- und abgebracht“ haben sollte³⁰⁾.

7. Schlußfolgerungen

Aus allen hier behandelten Wörtern, die vom mittelalterlichen *alf* ‚Elf(e)‘ abzuleiten sind, läßt sich darauf schließen, daß unsere Vorfahren auch hiezulande sowohl an gute und hilfreiche wie an böse und unheilstiftende Elben glaubten, wie schon die nordische Edda zwischen lichten = guten und schwarzen = bösen Alben unterschied. Eindeutig böse Elben mußten es sein, die den *Alwerschöt* verursachten, Menschen und Tiere *elwisch* machten und gesunde Sinne in verwirrte *Elbensinne* verkehrten. Eindeutig gute Elben waren es dagegen wohl, die einem Menschen leichten und fröhlichen Sinn bescherten und ihn veranlaßten, zu *alfen* und *up Elbentönen* zu gehen oder zu tanzen. Solch ein leichter Sinn konnte sich bis zum Leichtsinn steigern bei einem, der mit dem Beinamen *Elbenbrüt-Hindrik* belegt wurde. Weniger liebenswürdig zeigte sich daneben jemand, der *Elbenfinger* zu haben schien und damit übernatürliche Dinge verrichten konnte, sei es nun zum Guten oder zum Bösen, und derjenige, der mit einem *elfkantigen Kopf* oder mit *elf Augen*, richtiger wohl mit Elbenaugen auf seiner Meinung beharrte und sie anderen aufzuzwingen suchte. Mit jedem der fraglichen Ausdrücke waren aber Vorstellungen von Eigenschaften, Zuständen oder Handlungsweisen verbunden, die sich nicht mit dem normalen Erscheinungsbild eines Durchschnittsmenschen in Einklang bringen ließen und deshalb der Einwirkung übernatürlicher Wesen zugeschrieben wurden. Unklar bleibt lediglich in diesem Zusammenhange der hintergründige Sinn des Pflanzennamens *Alfsranken*. Sollte die Heilkraft der Pflanze eine Gabe guter Elben sein, mit deren Hilfe man Krankheiten bekämpfen konnte, oder war sie ein zauberisches Abwehrmittel der Menschen gegen die krankmachenden Einflüsse böser Elben? Beides ist denkbar, zumal unsere Vorfahren ja auch mit einem Widerstreit guter und böser Geister um den Einfluß auf die Menschen rechneten. Ein solcher Widerstreit ist uns allen ja bekannt aus dem Märchen vom Dornröschen, um das sich sowohl eine böse wie eine gute Fee bemühten. Der dabei verwendeten Spindel, die ein nützliches Arbeitsgerät ist und doch mit ihrer Spitze Un-

heil anrichten konnte, entspricht die zwiefache Kraft der Bittersüßpflanze, die mit ihren Wirkstoffen Krankheiten heilen, aber auch krankhafte Zustände hervorrufen kann.

Anmerkungen:

¹⁾ W. Flechsig, Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben. (Braunschweig. Heimat 46 [1960], S. 33 ff., 65 ff. u. 100 ff.). — ²⁾ W. Flechsig, Glaube und Brauch der „Zwölfen“ in Ostfalen. (Br. Heimat 50 [1964], S. 106 ff.). — ³⁾ W. Flechsig, Alte Berichte und neue Erhebungen über Glauben und Brauch der Erntezeit in Ostfalen. (Br. Heimat 54 [1968], S. 71 ff.). — ⁴⁾ W. Flechsig, Alte Advents- und Weihnachtsbräuche im Landkreis Braunschweig. (Heimatbote des Landkreises Braunschweig Jahrg. 1970, S. 86 ff.). — ⁵⁾ W. Flechsig, Auf den Spuren einer germanischen Göttin in Ostfalen. Wortgeographische Untersuchungen über die alte Håksche, Frau Härke, Frau Holle und Fre(k)ye. (Br. Heimat 61 [1975], S. 87 ff.). — ⁶⁾ C. Borchling u. Br. Claußen, Niederdeutsche Bibliographie. Neumünster 1931 ff.; hier Nr. 3363. — ⁷⁾ Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. W. Mitzka, Berlin 181960, hier S. 13. — ⁸⁾ G. Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart in den Fürstenthümern Göttingen und Grubenhagen. Hannovre 1858, hier S. 7. — ⁹⁾ J. F. L. Cappel, Verzeichnis der um Helmstedt wild wachsenden Pflanzen. Dessau 1784. — ¹⁰⁾ J. Chr. Stübner, Denkwürdigkeiten des Harzes überhaupt und des Fürstenthums Blankenburg. Halberstadt 1790 f., hier Bd. II, 1793, S. 49. — ¹¹⁾ H. C. Bierwirth, Die Vocale der Mundart von Meinersen. Diss. Jena 1890, hier S. 20. — ¹²⁾ O. Burgdorf, Ut dem Fusenlanne. (Br. Heimat 4 [1913], S. 19 ff.). — ¹³⁾ H. Hoffmann von Fallersleben, Mundartliche Sprache in und um Fallersleben. (In: Vaterländisches Archiv, hrsg. v. Spiel, Bd. 4/5, 1821). — ¹⁴⁾ wie Anm. 8; hier S. 56. — ¹⁵⁾ H.-F. Rosenfeld, Wernigeroder Wörterbuch. Neumünster 1975; hier Sp. 34 u. 208. — ¹⁶⁾ P. Alpers, Das Frommische Wörterbuch. Wortschatz der Mundart des Kirchspiels Hohenbostel im Deistervorland (= Bd. 2 der Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes). Oldenburg 1941, hier S. 28. — ¹⁷⁾ A. Hansen, Holzland-Ostfälisches Wörterbuch, hrsg. v. H. Schönfeld. Ummendorf 1954, hier S. 82. — ¹⁸⁾ H. Beck, Idiotikon von Nordsteimke bei Vorsfelde (Jahrbuch f. niederdt. Sprachforschung 23 [1897], S. 131 ff. u. 24 [1898], S. 113 ff.), hier S. 138. — ¹⁹⁾ R. Block, Idiotikon von Eilsdorf (Jahrb. f. niederdt. Sprachforschung 34 [1908], S. 45 ff. u. 36 [1910], S. 146 ff.); hier 1908, S. 81. — ²⁰⁾ E. Damköhler, Nordharzer Wörterbuch auf Grund der Cattenstedter Mundart. Wernigerode 1927, hier S. 51. — ²¹⁾ wie Anm. 17. — ²²⁾ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: Landschaftsbibliothek Nr. 1225 (Hassels Collectaneen). — ²³⁾ wie Anm. 22, hier Bd. 1. — ²⁴⁾ wie Anm. 22, hier Bd. 9. — ²⁵⁾ wie Anm. 22, hier Bd. 8. — ²⁶⁾ wie Anm. 22, hier Bd. 8. — ²⁷⁾ wie Anm. 6, hier Nr. 2523 A. — ²⁸⁾ wie Anm. 8; hier S. 55. — ²⁹⁾ wie Anm. 17, hier S. 82. — ³⁰⁾ H. Pröhle, Harzsagen. Neu herausgegeben v. W.-E. Peuckert (= Bd. VIII der Forschungen und Quellen zur Geschichte des Harzgebietes). Bad Harzburg 1957, hier S. 213, Nr. 211.

Oberkreisdirektor a. D. Walter Geffers zum Gedenken

Von Wilhelm Bornstedt

Am 26. Juli 1981 ist Oberkreisdirektor a. D. Walter Geffers verstorben, der mehr als ein Jahrzehnt Vorsitzender unseres Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz gewesen ist. Dieses Ehrenamt zeugt vom Bemühen des Verstorbenen um Heimatpflege und Heimatkunde in unserem Raum, das in mannigfacher Form Ausdruck gefunden hat. So scheint es angezeigt, diese Seite im Wirken von Walter Geffers insbesondere in unserer Zeitschrift zu würdigen.

Anfang 1965 übernahm der Jurist Walter Geffers den Landkreis Braunschweig als Oberkreisdirektor. Er hatte es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, jedes einzelne seiner 78 Dörfer (mit Thedinghausen) persönlich aufzusuchen und sich von den Sorgen und Wünschen der Bewohner zu überzeugen. Er hatte es bald geschafft: Die Kontakte vor Ort waren die äußere Grundlage seiner praktischen Regierungsgeschäfte geworden. Er setzte derartige Besuche bis zur Auflösung des Landkreises fort.

Im März 1966 übernahm Walter Geffers den „Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e. V.“ als Erster Vorsitzender. Er hat dieses Amt bis zum Januar 1977 ausgefüllt, als er auf eigenen Wunsch davon entbunden wurde, um sich ganz der Lebensabendbewegung widmen zu können. Er wurde 1977 zum Ehrenvorsitzenden gewählt. Nachfolger von Walter Geffers als Vorsitzender des Vereins wurde der Direktor der Universitätsbibliothek der TU Braunschweig, Professor Dr. Joseph Daum.

Bei der Feier zum 75jährigen Bestehen des „Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum“ übergab Walter Geffers Museumsdirektor Dr. Rolf Hagen das ehemalige „Heimathaus des Landkreises Braunschweig in Bortfeld“ zur weiteren musealen Einrichtung und Ausstattung aus den bäuerlichen Sammlungsbeständen des Braunschweigischen Landesmuseums. Das Haus ist ein niederdeutsches Hallenhaus vom Typ des Zweiständerhauses. Der Landkreis hatte den Bau von dem Bortfelder Zimmermeister Wilhelm Feuge mit ausgezeichneten Sachkenntnis renovieren lassen. Schon seit dem 17. Juni 1968 steht das Haus als eine Art Freilichtmuseum zur Verfügung und erfreut sich regen Besuches.

Der Besuch in den Dörfern war — wie bereits erwähnt — ein besonderes Anliegen von Walter Geffers, der damit seine große Bürgernähe augenfällig werden ließ. Er sorgte dafür, daß in jedem Dorfe ein Ortsheimatpfleger ernannt wurde. Diese Ortsheimatpfleger tagten unter der Leitung von Dr. Wilhelm Bornstedt (Stöckheim/Denkmalpflege und Geschichte), Fritz Behrbohm (Wendhausen/Kreisheimatpfleger) und Oberamtmann Seidl bis zu dreimal im Jahre, natürlich auf den Dörfern. Der OKD Walter Geffers ließ es sich nicht nehmen, bei jeder dieser Tagungen ohne Ausnahme die ganzen zehn Jahre des Bestehens persönlich dabei zu sein und die Tagung zu eröffnen und zu beenden. Im Mittelpunkt dieser Tagungen stand eine unter sachkundiger Leitung — zumeist von mir — durchgeführte Exkursion. Die Tagungsteilnehmer bekamen hier als jeweils erste die Hefte „Denkmalpflege und Geschichte des Landkreises Braunschweig“. So kam es, daß ich als Leiter dieses Bereiches der Heimatpflege im alten Landkreise im Laufe von zehn Jahren wissenschaftliche Arbeiten liefern konnte, deren Druck vom Landkreis finanziert wurde. Es sind 21 Bücher geworden, darunter die „Geschichte des braunschweigischen Bauerntums“ und „Die alten Heer- und Handelsstraßen im Großraume um Braunschweig“ (bis zu 183 S. im Großformat). Dazu kamen eingehende Beschreibungen, wie „Das braunschweigische Amt Thedinghausen und seine Baudenkmäler: Erbhof, Bauernhäuser, Scheunen und Spieker“ sowie „Das braunschweigische Dorf Bortfeld und seine bäuerlichen Baudenkmäler“. Daneben förderte Walter Geffers größere Chroniken von einzelnen Dörfern „seines“ Landkreises, so die von Stöckheim, Vechelde (328 S.), Duttenstedt, Hondelage, Fürstenau u. a. Zu seiner Zeit wurde die große, zweibändige

Oberkreisdirektor
Walter Geffers
(l. v. links) bei einer
Besichtigung
in Rünigen 1966

Foto: W. Birker



Kreisbeschreibung des Landkreises Braunschweig (Amtliche Kreisbeschreibung) im Rahmen des großen Werkes „Die deutschen Landkreise“ fertiggestellt (1965), unter Mitwirkung zahlreicher Sachkenner bearbeitet von Dr. Edeltraut Hundertmark.

Neben den Heften der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ erfreuten sich die unter Walter Geffers herausgegebenen Jahreskalender „Heimatbote des Landkreises Braunschweig“ regen Interesses. Sie umfaßten bis zu 183 Seiten. Die Kalenderbeiträge waren zu 65 Prozent Aufsätze aus der Heimatkunde und dem Naturschutz. Die ausgezeichneten Bilder lieferte der Fotograf Willi Birker.

Unter Walter Geffers wurde die „Untere Naturschutzbehörde“ unter seiner persönlichen Leitung sehr gefördert. Der Kreisbeauftragte war Oberforstmeister Klaus Schmidt (die Mitglieder: Alfred Böhm, Karl Hoffmann, Ludolf von Velt-

heim, Dr. Wilhelm Bornstedt, Fritz Schellbach). Große Gebiete des Kreises Braunschweig wurden unter Landschaftsschutz gestellt. Dazu kamen einige schöne Erschließungswege, wie z. B. im Gebiet der Brinkenburg (Wüstung Klein Wendhausen) mit den Hochäckern und im Kämpstüh im Bereich der alten Eichen (bei Lehre).

Walter Geffers Abschied vom Landkreis Braunschweig, dessen letzter Oberkreisdirektor er ja gewesen ist, war das reich illustrierte Buch aus dem Stalling-Verlag, das er 1973 erscheinen ließ und dessen Redaktion er selbst übernahm. Es beginnt mit einem Aufsatz von Walter Geffers „Der Landkreis Braunschweig — moderner ländlicher Bereich im industriellen Ballungsraum Braunschweig“. Auch den Aufsatz über sein geliebtes Thedinghausen hat Geffers selbst verfaßt. Ich mußte den Aufsatz über die „Bau- und Kunstdenkmäler“ bearbeiten. Der Band enthält 22 Aufsätze. Den Schluß bilden zwei Beiträge über „Die Gemeinden des Kreises“ und das ausführliche „Gemeindelexikon“ mit historischen Angaben, verfaßt vom damaligen Kreisverwaltungsdirektor Dr. Jürgen Bräcklein. So wurden noch einmal die Geschichte, die Wirtschaft, die ausgezeichnete Sozialarbeit und andere Bereiche der Belange des Landkreises behandelt: Ein gesunder Kreis mit sehr gesunder Finanzpolitik und unter den Landkreisen in der Bundesrepublik einer mit einer der niedrigsten Grundsteuern. Man war im Landkreis mit Walter Geffers' Verwaltung zufrieden; er hatte hier keine Feinde — eine Seltenheit!

Auf unzähligen gemeinsamen Fahrten auf unsere Dörfer habe ich Walter Geffers auch persönlich gut kennengelernt. Er sagte dann immer: „Sie fahren am besten mit mir!“

Wir hatten auch einen besonderen gemeinsamen Freundeskreis. Dazu gehörten außer Oberkreisdirektor Walter Geffers Landrat Carl Lauenstein, der Druckereibesitzer Ernst August Oeding, der feinsinnige Heinz Ohlendorf (Schriftleiter des Heimatboten), Dr. Wilhelm Bornstedt und Diplom-Landwirt Carlheinz Lampe. Wir kamen regelmäßig bei Ernst August Oeding in Braunschweig in der Wilhelmstraße zusammen und zum „Selbstkochen“ auch beim damaligen Landrat Carl Lauenstein in Bodenstedt. Es war eine unbeschwerte, fröhliche Runde — und Walter Geffers hat sich da sehr wohl gefühlt — bis der Tod uns Heinz Ohlendorf und dann auch Ernst August Oeding genommen hat.

Die Sekretärin vom „OKD“, Frau Schild, habe ich noch in bester Erinnerung. Sie hat mich nicht ein einziges Mal abgewiesen. „Kommen Sie herein, er wird sich freuen“, war wohl ihr Wort.

Was war Walter Geffers für ein Mensch? Er kam aus dem braunschweigischen Dorfe Lelm am Elm, wo sein Bruder den elterlichen Hof weiterführte. Er hat mit seinen alten Schulkameraden und Dorfgenossen sich auch als Oberkreisdirektor immer gut verstanden, auch mit den einfachen Menschen. Er kannte nicht den Dünkel, den wir bei so manchem im Amte Hochgekommenen heute leider feststellen müssen. Sein ehemaliger Kreisverwaltungsdirektor Dr. Jürgen Bräcklein, der ihn ganz genau gekannt hatte, schrieb mir nach dem Tode „seines OKD“ Walter Geffers: „Er war einer der wenigen mir bekannten Menschen, die augenscheinlich keinen Feind hatten. Diese Beobachtung war für mich immer sehr wesentlich bei der Würdigung der Persönlichkeit dieses großartigen Menschen.“ Ich glaube, damit ist das wichtigste über Walter Geffers auch als Mensch gesagt.

Neues heimatliches Schrifttum

Handbuch der niedersächsischen Stadtarchive. Im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft der niedersächsischen Kommunalarchivare hrsg. von Werner Hillebrand. Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. H. 40. Göttingen 1981. 207 S. Brosch.

Für den Heimat- und Familienforscher häufig unerlässlich ist die Beschäftigung mit Archivalien städtischer Provenienz. Der vorliegende Band leistet da eine wichtige erste Benutzungshilfe. Er enthält in alphabetischer Reihenfolge die meisten niedersächsischen Städte mit Stadtarchiven, die teils selbständig geführt sind, teils als Deposita im zuständigen Staatsarchiv aufbewahrt werden, teils aber anderen städtischen Ämtern zugeordnet sind. In der vorgelegten Bestandsübersicht, die auch Anschrift und Öffnungszeiten der Institute nennt, sind jeweils die Bestände städtischer und nichtstädtischer Herkunft genannt. Ergänzend werden zugehörige Bestände im zuständigen Staatsarchiv aufgeführt sowie die älteren Kirchenbücher mit ihren Aufbewahrungsorten. Angaben über zu den Archiven gehörige Bibliotheken, Bibliographien und Publikationen runden das Bild ab. Insgesamt eine Veröffentlichung, die jedem Heimatforscher nützlich sein dürfte.

MWi

Rolf Denecke: Goethes Harzreisen. Mit 5 Zeichnungen von Johann Wolfgang Goethe und 6 Zeichnungen von Georg Melchior Kraus. Hildesheim: A. Lax 1980. 178 S., Pappbd.

Rolf Denecke, ausgewiesen sowohl als Literaturhistoriker wie als Harzkenner, legt mit diesem Band die erste zusammenfassende Darstellung über Goethes Harzreisen vor, die diese eingebettet in die Ganzheit von Leben und Werk des berühmten Reisenden betrachtet. So lassen sich die Motive für die Reisen und das besondere Erleben des Dichters besser als bisher aufhellen. Goethe selbst hat keine zusammenfassende Schilderung seiner Harzreisen hinterlassen, wohl aber sind seine Reiseeindrücke in mannigfacher Weise in sein literarisches und naturwissenschaftliches Werk eingeflossen. Die wesentlichen Zeugnisse dafür sind in unserem Band abgedruckt, so u. a. das berühmte Gedicht „Harzreise im Winter“, die „Walpurgisnacht“ aus Faust I und die Abhandlung „Über den Granit“. Ein Kalendarium und Itinerar zu Goethes Harzreisen, eine Literaturauswahl und ein Register und die bekannten Harzbilder von Goethe selbst und von G. M. Kraus runden den interessanten und lesenswerten Band ab, der eine Lücke in der Goethe-Literatur wie im Harzschrifttum füllt.

MWi

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1—4 des 67. Jahrgangs 1981

Die Turmhelme von St. Martini in Braunschweig 1946 bis 1980 und die Restaurierung der Kirche Von Norbert Koch	1
Das Grabmal des Dr. med. Johann Gabriel Schmiedt (1662—1786) aus der Stephanikirche in Helmstedt Von Rudolf Kleinert, Ingrid Henze und Christian Walther	9

Das Armenwesen in Königsutter am Elm bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Von Heinz Röhr	20
Nochmals die Fleischwürste in Ostfalen. Nachträge zu dem Aufsatz im 43. Jahrg. der „Braunschweigischen Heimat“ (1957) Von Werner Flehsig	24
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1980 Von Mechthild Wiswe	30
Zum 150. Geburtstage Wilhelm Raabes Von Kurt Hoffmeister	33
Anmerkungen zu historischen Pfarrhäusern in Braunschweig Von Günter Karrenführ	41
Frische Lucht Von Otto Rohkamm (†)	49
Namen und Verbreitung der Dohle und Elster in Ostfalen. Ein wortgeographischer Beitrag zu ornithologischen Fragen Von Werner Flehsig	50
Die Dohle ein spärlicher Brutvogel im Braunschweiger Land Von Rolf Jürgens	60
Gedanken über die Herkunft und Verwendung des Fichtenholzes in Ostfalen vor dem 19. Jahrhundert Von Werner Flehsig	65
Eine bemalte Koffertruhe aus Gilzum bei Wolfenbüttel Von Joachim Dette und Mechthild Wiswe	75
Der Maurermeister Dietz Kronen in Gandersheim Von Kurt Kronenberg	78
Riddagshausen und Braunschweig aus der Sicht eines Collegiaten Von Gottfried Zimmermann	80
Dorferneuerung und Dorfentwicklung im städtisch-ländlichen Verflechtungsraum Salzgitter-Gitter und Salzgitter-Salder Von Raymund-Klaudius Pfennig	84
Über ein altes Haus, das Wirken des Bildschnitzers Simon Stappen und nord- hessischer Zimmerleute in Braunschweig Von Rudolf Fricke (†)	97
Kirchliche Jubiläen in der Stadt Braunschweig — eine Ergänzung Von Wolfgang A. Jünke	105
Heil- und Zaubermittel, Segen und Beschwörungsformeln (Brauchbüchlein) aus Lehre bei Braunschweig Von Hans Wiswe	106
Überreste des Glaubens an Elfen in der ostfälischen Volkssprache Von Werner Flehsig	115
Oberkreisdirektor a. D. Walter Geffers zum Gedenken Von Wilhelm Bornstedt	123
Neues heimatliches Schrifttum	32, 62, 96, 127